<36600223730017

Bibliothek
geographischer Reisen und Entdeckungen
älterer und neuerer Zeit.

Zweiter Band:

Fernand Mendez Pinto's
abenteuerliche Reise
durch

China, die Tartarei, Siam, Pegu
und

andere Länder des östlichen Asiens.

Neu bearbeitet

von

Ph. H. Külb.

Jena,
Hermann Costenoble.
1863.

Prospectus.

Bibliothek
geographischer Reisen und Entdeckungen
älterer und neuerer Zeit.

Mit der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und der Entdeckung der neuen Welt am Ende des 15. Jahrhunderts beginnt für die geographische Wissenschaft eine neue Epoche, und die letzten drei Jahrhunderte bilden eine zusammenhängende Reihe kühner Seefahrten und Landreisen. Ob auch viele muthige Männer ihr Leben opferten, der Wandertrieb des Menschen ließ immer wieder andere in ihre Fußtapfen treten, um den gebildeten Völkern Europas die Kenntniß der bis dahin unbekannten Theile und Punkte des Balles zu verschaffen, den ihnen der Schöpfer zum Wohnplatz angewiesen hat; und diejenigen, denen es nicht beschieden war, selbst eine Wanderung zu unternehmen, folgten den Reisenden daheim, indem sie die Werke, in welchen dieselben ihre Forschungen und Erlebnisse niederlegten, mit Freuden aufnahmen. Diese Reisewerke bilden eine umfangreiche Literatur, die sich gerade in unseren Tagen in bedeutender Weise vermehrt; denn es scheint dem 19. Jahrhundert vorbehalten zu sein, an Punkte der Erde vorzudringen, zu deren Erreichung bis jetzt jeder Schritt erfolglos war; man hat die Quellen des Nil gefunden, nach welchen die gebildeten Nationen Jahrtausende vergeblich suchten; man ist vom atlantischen Ocean durch das ewige Eis des Nordens bis zum stillen Meere gelangt; man rückt dem Nordpol immer näher. Aus den zahlreichen Werken, welche die Ergebnisse dieser wichtigen Forschungen enthalten, das Beste und Gediegenste auszuwählen und dem Leser in mög-

☞ Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare oder solche, welche die geringsten Spuren des Lesens tragen, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Congr. Miss. ad us. [illegible] Soliens.

Bibliothek

geographischer Reisen und Entdeckungen

älterer und neuerer Zeit.

Zweiter Band:

Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Fernand Mendez Pinto's

abenteuerliche Reise

durch

China, die Tartarei, Siam, Pegu

und

andere Länder des östlichen Asiens.

Neu bearbeitet

von

Ph. H. Külb.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Vorbemerkung.

Fernand Mendez Pinto, dessen vielfach gerühmte und stets mit neuem Vergnügen gelesene Beschreibung der von ihm unternommenen Reisen durch das östliche Asien hier mitgetheilt wird, wurde wahrscheinlich im Jahre 1509 zu Montemor o Velho in der portugiesischen Provinz Beira geboren und stammte von armen und unbekannten Eltern. Er kam in seinem elften oder zwölften Jahre nach Lissabon, wo er, ohne vorher eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, auf Verwendung seines Oheims bei einer angesehenen Frau, welche mit dem Herzoge Jorge von Coimbra in Verbindung stand, als Page Dienste erhielt, die aber ein nicht näher bekannter Vorfall, der ihn in Gefahr brachte, sein Leben zu verlieren, ihn schon nach anderthalb Jahren zu verlassen und die Flucht zu ergreifen zwang. Das kleine Fahrzeug, welches er, das eben unter Segel gehen wollte, in der Eile, wozu ihn seine Verlegenheit zwang, bestieg, wurde aber, nachdem er kaum die hohe See erreicht hatte, von einem französischen Seeräuber angegriffen, geplündert und in den Grund gebohrt. Die darauf befindlichen Leute mußten als Sclaven auf das Raubschiff übersteigen, wo man sie schmählich mißhandelte und nach einer Stadt der Berberei zu bringen gedachte, wo man sie verkaufen wollte. Als es aber bald darauf den Räubern gelang, ein größeres, reich befrachtetes Handelsschiff aufzubringen, setzten sie die Gefangenen an der portugiesischen Küste an's Land. Pinto nahm seinen Weg nach Setubal, wo er in die Dienste Francisco's de Faria, eines Beamten des Commandanten, trat, aber bald, da er nur ein kümmer-

liches Auskommen hatte, auch diese Stellung wieder aufgab, um sein Glück in Indien, dem Ziele so vieler Abenteurer zu jener Zeit, zu versuchen. Zu Mozambik ließ er sich gegen die Türken anwerben und kreuzte gegen diese auf dem Rothen Meere, wo er in einem Gefechte in die Hände der Feinde fiel und zu Mocca, wohin er gebracht wurde, in einem schmutzigen Kerker großes Ungemach erduldete, bis er bei einem Aufruhr aus demselben entkam und als Sclave verkauft wurde. Zu Ormus, wohin man ihn brachte, kaufte ihn Fernand de Lima, der Befehlshaber dieser Stadt, los und ließ ihn nach Goa bringen, wo er bei Pero de Faria, der kurz vorher zum Commandanten von Malacca ernannt worden war, Dienste nahm. Da Faria seine natürlichen Anlagen und seine Gewandtheit in Führung schwieriger Geschäfte alsbald erkannte, so benutzte er ihn als Gesandten bei den benachbarten Fürsten, um die ihnen zu Gebote stehende Macht und ihre Gesinnungen auszuforschen und sie in Abhängigkeit zu bringen. Da diese Kundschafter als Handelsleute auftraten und Waaren mit sich führten, so verfolgte sie nicht selten auch das Mißgeschick, und sie verloren zuweilen das ihnen anvertraute Geld und Gut. Auch Pinto hatte kein besseres Loos, und Faria schickte ihn, um ihn für seine Verluste zu entschädigen, mit einer ansehnlichen Summe und werthvollen Handelsgegenständen nach Patane auf der Küste von Siam, wo er auf der Rhede von Lugor von einem chinesischen Seeräuber angegriffen und seiner ganzen Habe beraubt wurde. Er kehrte ärmer als zuvor nach Patane zurück und warb alle Landsleute, die ebenfalls nichts mehr zu verlieren hatten, an, um den chinesischen Seeräuber zu verfolgen und sich an ihm zu rächen. Es gelang ihm, denselben aufzufinden, ihn zu tödten und sich seiner geraubten Schätze zu bemächtigen. Um diese auf eine leichtere Art, als es durch den Handel möglich war, zu vermehren, beschloß er nun selbst das gefährliche Handwerk eines Piraten zu treiben. Er vereinigte sich deshalb mit einem japanesischen Abenteurer, welcher ähnliche Geschäfte trieb, und ließ sich von demselben bereden, eine Fahrt nach der Insel Calemplun, wo sich die mit großen Reichthümern angefüllten Gräber der chinesischen Kaiser befinden sollten, zu unternehmen und sich dieser unermeßlichen Schätze zu bemächtigen. Die Insel Calemplun ist zwar sonst völlig unbekannt, liegt aber nach Pinto's Angabe in dem Golfe von Pekin, und hier befinden sich wirklich die Gräber der alten Beherrscher

von China und der tartarischen Chane der Mantschu. Ueber den weiten Ummweg, welchen die Abenteurer, um nicht entdeckt zu werden, nahmen, stiegen allerdings mancherlei Zweifel auf. Er führte sie weit gegen Norden durch die Straße zwischen Japan und Korea und auf dem Flusse Segalien in den Golf von Pekin. Die Kenntniß einer solchen Verbindung fehlt uns, sie kann aber wohl vorhanden sein, da uns die Beschaffenheit des Landes und seiner Kanäle nur sehr wenig bekannt ist. Die Zeit der Fahrt widerspricht aber keineswegs den Entfernungen, und auch die Einzelheiten, welche er über die Sitten, die Kleidung und die Waffen der einzelnen von ihm gesehenen Völker mittheilt, stimmen genau mit den Nachrichten, welche wir von den Bewohnern der Ufer des Flusses Segalien besitzen, überein. Der Schrecken, welchen das unerhörte Wagniß in der ganzen Provinz des bei den Chinesen als heilig betrachteten Ortes verbreitete, vereitelte den Erfolg des Unternehmens und zwang die Freibeuter, sich möglichst bald durch die Flucht zu retten, da die Bewohner der Umgegend bewaffnet herbeieilten, um die Ruhestätte der Todten zu schützen. Die kecken Piraten wurden, als sie den Golf von Pekin verließen, von einem heftigen Sturme ergriffen, der sie an die chinesische Küste, welche Korea gegenüber liegt, warf, wo fast die ganze Mannschaft von dem Meere verschlungen wurde. Bei den Wenigen, welche diesem Schicksale entgingen, befand sich auch Pinto, welcher einige Zeit mit seinen Gefährten bettelnd umherirrte, bis sie alle gefangen und verurtheilt wurden; erst nach langem Gefängnisse, in welchem sie wiederholt Ruthenhiebe erhielten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. Die Namen der Gegenden und Städte sind zwar sehr entstellt, viele derselben haben aber mit den jetzt noch üblichen so große Aehnlichkeit, daß man eine Erdichtung derselben nicht wohl annehmen kann; auch steht, was er von den Gewohnheiten der Chinesen erzählt, mit neueren Berichten nicht im Widerspruch; ebenso muß man erstaunen, daß die Unterhaltungen mit den Chinesen ganz dem Charakter dieses Volkes entsprechen. Ein chinesischer Pirat, bei welchem Pinto Dienste nahm, brachte ihn zuerst nach den Lekiosinseln und dann nach dem südlichsten Theile des japanischen Reiches, worauf er, nachdem er sich glücklich aus einem Schiffbruch, den er bei der Gruppe der Lekiosinseln gelitten, gerettet hatte, wieder Malacca erreichte. Der Statthalter dieser Colonie schickte ihn darauf nach Pegu, wo er Zeuge war der großen

Revolution, welche dieses Land zerrüttete, und welche er ausführlich schildert. Zum Sclaven des Königs von Bramah gemacht, unternahm er mit der Gesandtschaft desselben auf dem Flusse Ava eine Reise nach Timplam zu dem Beherrscher des Landes, welchen er Calaminham nennt; die Gegenden, welche er besuchte, sind jetzt noch wenig bekannt, und man sucht vergebens die angeführten Namen auf den uns vorliegenden Karten; man kann aber, was er über die Gewohnheiten der Landesbewohner und ihre Religion sagt, auf Thibet oder auf einen der Hauptsitze der Verehrung der lamaischen Secte anwenden. Nach seiner Rückkehr nach Pegu gelang es ihm, sich in Freiheit zu setzen und nach Goa zu entkommen, wo ihm sein früherer Gönner Pero de Faria die Mittel gewährte, sich nochmals mit Handelsgeschäften nach den Sundainseln und nach Siam zu befassen; da er aber aus denselben wenig Vortheil zog, so begab er sich wieder nach Malacca, wo er den Glaubensprediger Franz Xavier traf und sich demselben anschloß. Er faßte um diese Zeit den Entschluß, in die Gesellschaft Jesu zu treten, gab aber später aus uns unbekannten Gründen diesen Vorsatz wieder auf. Er sagt zwar selbst in seinem Reisebericht kein Wort über sein Gelübde, in den erwähnten Orden zu treten, wir erfahren aber durch andere zuverlässige Nachrichten, daß er es ablegte. Er machte sogar als Begleiter des Nachfolgers des vielgerühmten Xavier, des Jesuitensuperiors Pater Belquior, eine Fahrt nach Japan zu dem Könige von Bungo, welche Bekehrungsreise aber ohne Erfolg blieb. Des langen Wanderlebens müde, entschloß er sich endlich, da es ihm die gehofften Reichthümer nicht gebracht hatte, in die Heimath zurückzukehren. Er schiffte sich also zu Goa ein und stieg am 28. September 1558 zu Lissabon an's Land. Ihm ward aber auch hier, obschon Franz Baretto, der Vicekönig von Indien, ihm ein Empfehlungsschreiben, worin er die Leistungen Pinto's hervorhob und seine Verdienste um die Ausdehnung des portugiesischen Handels anrühmte, mitgegeben hatte, keine Belohnung zu Theil. Er zog sich also, da seine Bemühungen vergebens waren, mit dem Wenigen, was er noch übrig behielt, nach dem nicht weit von Lissabon entfernten Städtchen Almada zurück, wo er sich verheirathete und drei Kinder hinterließ. Er starb daselbst am 8. Juli 1583. Sein Reisebericht, den er zur Belehrung seiner Erben verfaßte, erschien erst lange nach seinem Tode unter dem Titel: **Peregrinacam de Fernand Mendez**

Pinto, em que da conta de muytas et muyto estranhas couses, que vio et curio no regno da China, no da Tartaria, no do Sornau, que vulgarmente se chama Siao, no da Calaminham, no de Pegu, no de Martavao e em outros muitos regnos e senhorias das partes Orientaes, de que nestas nossos do Occidente ha muyto pouca ou nenhua noticia. Lisboa 1614. Fol. Sie fand so großen Beifall, daß bald eine verbesserte zweite Auflage (Ibid. 1678. Fol.) nöthig wurde, welcher bald eine dritte vermehrte Ausgabe (Ibid. 1711. Fol.) folgte; einer vierten Ausgabe (Ibid. 1725. Fol.) ist die Reisebeschreibung Ant. Tenreiro's nach Indien beigefügt; mit dem Texte dieser Ausgaben stimmt die fünfte Auflage (Ibid. 1762. Fol.) überein. Die beste Ausgabe ist die neueste (Ibid. 1829. 4 vols. 8.), welche der ersten Ausgabe genau folgt und viele Verbesserungen und Zusätze enthält. Man betrachtete anfangs den Bericht Pinto's, so lange er allein die entfernten Länder beschrieb, als die fabelhafte Erzählung eines Abenteurers, welche mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung des Lesers dienen könne, und stellte nicht selten die Wahrheit seiner Erzählungen geradezu in Abrede; man hat jedoch durch die neueren zuverlässigen Reisebeschreibungen erfahren, daß selbst die unwahrscheinlichsten Theile auf Wirklichkeit beruhen, und deshalb den alten Reisebericht immer mehr schätzen gelernt. Man giebt jetzt zwar bereitwillig zu, daß die Einzelheiten durch manche Auswüchse einer reichen Phantasie ausgeschmückt sind, ist aber überzeugt, daß die Erzählung im Allgemeinen ein lebendiges und getreues Bild des Lebens und der Sitten der Völker des östlichen Asiens giebt. Vergessen darf man auch nicht, daß die Schilderung der Reisebegebenheiten aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben ist, daß in den geschilderten Ländern seit Pinto's Zeit sehr viele und große Veränderungen vorgefallen sind, und daß die Länder, welche damals in der größten Blüthe waren, seitdem manches Unheil betroffen hat, so daß der Zustand, in welchem sie unser Abenteurer sah, nicht mehr erkannt oder auch nur geahnt werden kann. Für die Wahrhaftigkeit des Erzählers spricht auch die Thatsache, daß er nie übertreibt, um sich Geltung zu verschaffen, sondern seine Persönlichkeit stets in ein sehr untergeordnetes und bescheidenes Licht stellt. Vieles, was er nach den Aussagen der Eingeborenen mittheilt, mag auch nicht gerechtfertigt werden können, wie auch die Nachrichten so vieler neueren Reisenden nicht immer der Wahrheit

getreu befunden werden, und zwar um so weniger, je anziehender die Darstellung ist. Wie sehr der Bericht des Pinto, welchen die Portugiesen mit Stolz zu ihren besten Prosaisten zählen, auch in anderen Ländern beliebt war, beweisen die Uebersetzungen, welche in den meisten neueren Sprachen versucht wurden. Zuerst gab Francisco de Herrera Maldonado eine spanische Bearbeitung (Madrid 1620. Fol.) heraus, welche noch in demselben Jahrhundert die vierte Auflage (Ibid. 1664. Fol.) erlebte. Ihm folgte Bernh. Figuier mit einer französischen Uebersetzung (Paris 1628. 4.), welche in mehreren Auflagen wiederholt und noch in neuester Zeit auf Kosten der Regierung abgedruckt wurde (Ibid. 1830. 3 vols. 8.). Eine deutsche Uebersetzung (Amsterdam 1671. 4.) läßt sich jetzt nicht mehr lesen, da die Ausdrucksweise veraltet ist; eine neuere Bearbeitung im zweiten Bändchen der Reisenden der Vorzeit (Jena 1809. 8.) ist nur ein dürftiger Auszug. Eine neue Bearbeitung des Reiseberichts, welche hiermit versucht wird, mag auch in unserer Zeit die frühere Anziehungskraft desselben bewähren.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Was mir während meiner Jugend im Vaterlande widerfuhr, bis ich mich nach Indien einschiffte.

So oft ich mir die vielen und großen Mühseligkeiten und Leiden vergegenwärtige, welche mir vom Beginne meines frühesten Alters an und während des größten Theils und der besten Zeit meines Lebens ununterbrochen widerfuhren, kommt mir der Gedanke, daß ich mich mit vollem Rechte über das Glück beklagen kann, welches es sich zur ganz besondern Aufgabe gemacht zu haben scheint, mich zu verfolgen und zu mißhandeln, als ob es sich dadurch einen großen Namen und Ruhm erwerben könne, denn nicht damit zufrieden, daß es mich sogleich von meiner Geburt an in einen Zustand versetzte, in welchem ich stets mit Armuth und Elend zu ringen hatte, führte es mich auch nicht ohne Schrecknisse und Lebensgefahren nach den Gegenden Indiens, wo statt der Erleichterung, die ich daselbst zu finden hoffte, mit den Jahren die Mühseligkeiten und Gefahren zunahmen. Ueberlege ich aber auf der andern Seite, wie Gott mich immer wohlbehalten aus allen diesen Gefahren errettete und in Sicherheit brachte, so muß ich bekennen, daß ich weit weniger Ursache habe, mich über die überstandenen Uebel zu beklagen, als ihm für Alles, was er bis jetzt an mir gethan hat, zu danken, denn er erhielt mich am Leben, um diese schlichte und ungeschminkte Erzählung niederschreiben und meinen Söhnen als Erbschaft hinterlassen zu können. Sie werden aus dieser Schilderung meiner Mühseligkeiten und Lebensgefahren ersehen, daß ich im Laufe von einundzwanzig Jahren dreizehnmal gefangen und siebenzehnmal verkauft wurde, und zwar in Indien,

in Aethiopien, im glückseligen Arabien, in China, in der Tartarei, zu Macassar, auf Sumatra und in vielen anderen Ländern des östlichen Inselmeeres in der Nähe von Asien, welche die Schriftsteller der Chinesen, Siamesen, Gues und Likeioer in ihren Erdbeschreibungen die Augenwimpern der Welt nennen, und wovon ich weiterhin insbesondere und weit ausführlicher handeln werde. Die Menschen mögen daraus auch die Lehre ziehen, daß sie sich nicht durch die Mühseligkeiten des Lebens entmuthigen lassen sollen, ihre Schuldigkeit zu thun, da es keine Widerwärtigkeiten giebt, mögen sie auch noch so groß sein, welche die menschliche Natur nicht mit Beihülfe der göttlichen Gnade ertragen kann; zugleich mögen alle mit mir einstimmen in den Dank gegen den Allmächtigen, welcher seine unendliche Barmherzigkeit gegen mich bewiesen hat trotz der Last meiner Sünden, aus welchen, wie ich einsehe und bekenne, alle meine Uebel entstanden sind, und welcher mir die Kraft und den Muth verlieh, diese ertragen zu können und mit dem Leben davonzukommen.

Um nun die Beschreibung meiner Wanderschaft mit den Erlebnissen in meinem Vaterlande zu beginnen, bemerke ich, daß ich von meiner Geburt an bereits zehn bis zwölf Jahre in der ärmlichen Hütte meines Vaters in dem Flecken Montemor o velho in Jammer und Dürftigkeit zugebracht hatte, als ein Oheim, welcher mir den Weg zu einer besseren Zukunft bahnen wollte, mich nach der Stadt Lissabon und bei einer sehr vornehmen und reichen Dame in Dienst brachte, indem er glaubte, daß durch ihren und ihrer Verwandten Einfluß am besten seine Absicht erreicht werden könne. Dies geschah zu der Zeit, als in derselben Stadt Lissabon das Leichengepränge für den verstorbenen König Dom Manoel glorreichen Andenkens stattfand, nämlich an dem Tage der heiligen Lucia oder am 13. Dezember 1521, und dies Ereigniß ist das älteste, dessen ich mich überhaupt erinnern kann. Die Erwartung meines Oheims nahm indessen nicht den gehofften, sondern einen ganz entgegengesetzten Ausgang; denn kaum war ich etwas mehr oder weniger als ein Jahr in dem Dienste der erwähnten Dame, als mir ein Zufall begegnete, der mein Leben so sehr auf's Spiel setzte, daß ich, um mich zu retten, noch in derselben Stunde das Haus zu verlassen und möglichst schnell die Flucht zu ergreifen gezwungen war; da die Angst mich aber so sehr betäubte, daß ich nicht wußte, wohin ich mich wendete, gelangte ich, indem ich stets den Tod vor

Augen sah und bei jedem Schritte von ihm ereilt zu werden fürchtete, an den Hafendamm, wo eine mit Pferden und dem Gepäck eines Herrn befrachtete Caravella von Alfama vor Anker lag, welche im Begriffe war, nach Setuval abzugehen, wo sich damals der König Johann III. wegen der an vielen Orten des Königreichs herrschenden Pest aufhielt. Die Caravella nahm mich an Bord und ging sogleich unter Segel, aber schon am folgenden Tage wurden wir von einem französischen Seeräuber angehalten, und fünfzehn bis zwanzig Bewaffnete, welche an Bord unseres Fahrzeuges sprangen, nahmen dieses ohne Widerstand von unserer Seite hinweg und bohrten es, nachdem sie die darin befindlichen Waaren, deren Werth sich auf mehr als sechstausend Crusaden belief, nebst den Leuten auf ihr Schiff gebracht hatten, in Grund. Sie fesselten uns an Händen und Füßen, in der Absicht, uns zu Larache, wohin sie, wie sie sagten, mit einer Ladung Waffen für die Mauren segelten, zu verkaufen. Wir waren etwa dreizehn Tage mit ihnen gefahren und hatten während dieser Zeit fast nur Schläge erhalten, als wir eines Abends bei Sonnenuntergang ein Schiff gewahrten, auf welches sogleich Jagd gemacht wurde. Die Seeräuber, welche ihr Handwerk, das sie schon lange betrieben, sehr gut verstanden, erreichten das Schiff bei Anbruch des Tages und legten sich, nachdem sie ihr Geschütz auf dasselbe abgefeuert hatten, an seine Seite. Sie konnten es jedoch erst nach längerem Widerstand nehmen, da die Mannschaft sich tapfer vertheidigte. Das Schiff gehörte einem Kaufmann in Lissabon und kam, mit Zucker und Sclaven befrachtet, von St. Thomas; der Werth der Ladung mochte etwa vierzigtausend Crusaden betragen. Die Piraten änderten, als sie sich im Besitze einer so reichen Beute sahen, ihr Vorhaben und beschlossen nach Frankreich zurückzukehren. Sie wählten also die Leute, welche ihnen zur Führung des Schiffes tauglich schienen, aus und setzten die übrigen, wobei ich mich befand, während der Nacht auf der Rhede von Melides an's Land. Fast nackt und ohne Schuhe und mit Wunden von den Schlägen, die wir erhalten hatten, bedeckt, erreichten wir am folgenden Tage Santiago de Caceno, wo wir alle von den Bewohnern des Ortes bereitwillig mit dem Nöthigen versehen und insbesondere von der Gemahlin des Befehlshabers Alonso Perez Pantoja mitleidig aufgenommen wurden. Nachdem die Kranken und Verwundeten hergestellt waren, brach ein Jeder dahin auf, wo er am sichersten sein

Leben fristen zu können glaubte; ich Armer noch mit sechs oder sieben Andern, welche eben so verlassen waren, wie ich, nahm meinen Weg nach Setuval, wo mich der Zufall in die Hände eines Ritters, des Großmeisters von Santiago, Namens Francisco de Faria, führte, bei dem ich vier Jahre stand und der mit mir so sehr zufrieden war, daß er mich bei dem Großmeister selbst als Kammerdiener unterbrachte; da aber der Sold, welcher damals in den Häusern der Großen gegeben zu werden pflegte, zu meinem Unterhalte nicht hinreichte, so faßte ich den Entschluß, mich nach Indien einzuschiffen und meine Zukunft, mochte sie nun gut oder schlimm ausfallen, dem Schicksale zu überlassen, da ich ja doch nichts zu verlieren hatte.

Zweites Kapitel.

Wie ich aus meinem Vaterlande nach Indien reiste und was aus dem Geschwader wurde, worauf ich mich befand.

Im Jahre fünfzehnhundertundsiebenunddreißig am elften Tage des Monats März verließ ich mein Vaterland auf einem Geschwader von fünf Schiffen, welches unter keinem Admiral stand, sondern bei welchem jedes einzelne Schiff von einem Kapitän befehligt wurde. Eines der Schiffe, welches „Die Königin" hieß, führte Pedro da Sylva, scherzweise der Hahn genannt, ein Sohn des Admirals und Grafen Don Vasco da Gama, und es war dasselbe, worauf dieser die Gebeine seines Vaters nach der Heimath brachte, welche König Johann, der sich damals in Lissabon aufhielt, mit großer Feierlichkeit zu empfangen und mit königlichen Ehren zu bestatten befahl. Jedes dieser Schiffe nahm seinen besondern Lauf, alle aber erreichten glücklich Mozambique, wo wir das Schiff „S. Miguel", welches daselbst überwintert hatte, antrafen. Es lief bald darauf unter dem Befehle seines Eigenthümers Duarte Tristao mit einer sehr reichen Ladung aus, um nach Portugal zurückzukehren, es verschwand aber, ohne daß man je wieder Nachricht von ihm erhielt, wie dies öfter auf der Fahrt von Indien her, unserer Sünden wegen, zu geschehen pflegt. Als alle fünf Schiffe segelfertig und zum

Auslaufen bereit waren, zeigte Vincente Pegado, der Befehlshaber der Festung Mozambique, den Führern ein Schreiben des Statthalters Nuno da Cooha vor, mit der Weisung, daß alle Schiffe, welche in diesem Jahre aus Portugal kommen würden, nach Diu gehen und ihre Mannschaft in diese Festung bringen sollten, weil man vermuthete, daß ein türkisches Heer nach Indien kommen werde, um den Tod des Sultans Bandur von Cambaya, welchen der erwähnte Statthalter im vergangenen Frühjahre hatte hinrichten lassen, zu rächen. Da die Angelegenheit von großer Wichtigkeit war, so wurde Rath gehalten und beschlossen, daß von den fünf Schiffen jene, welche dem Könige gehörten, nach Diu segeln, die beiden anderen aber, welche Kauffahrer waren und Ersatz für allen Verlust verlangten, ihren Weg nach Goa fortsetzen sollten. Die beiden Kauffahrer gelangten wohlbehalten nach Goa, die drei andern liefen am 5. September 1538 in den Hafen von Diu ein, wo sie von Antonio da Sylveira, dem Befehlshaber dieser Festung, mit großem Jubel empfangen wurden. Er hielt nicht nur für die Mannschaft, welche aus mehr als siebenhundert Leuten bestand, offene Tafel, sondern versah sie auch mit allen übrigen Bedürfnissen hinlänglich. Die Mannschaft, über diese Großmuth erfreut und durch den hohen Sold, welchen man ihr bot, angelockt, nahm fast sämmtlich aus freiem Willen Dienst, ohne daß man zu Zwangsmitteln zu greifen brauchte, wie dies in Festungen, denen eine Belagerung bevorsteht, fast immer geschehen muß. Die drei Schiffe segelten, nachdem sie ihre Waaren gut verkauft hatten, mit ihren Geschäftsführern und Matrosen nach Goa, und nachdem sie sich hier einige Tage aufgehalten hatten, in Folge der Weisung des Statthalters nach Cochim, wo sie die beiden anderen trafen. Sie nahmen alle fünf ihre Ladung ein und kehrten nach Portugal zurück. Mit ihnen segelte auch noch ein anderes, in Indien gebautes neues Schiff, welches Manoel de Macedo befehligte, derselbe, welcher auch den Basilisken, gewöhnlich die große Kanone von Diu genannt, nach Lissabon brachte; sie wurde bei dem Tode des Sultans Baudur nebst zwei andern Geschützen von gleicher Größe hinweggenommen, welche zu den fünfzehn Feuerschlünden gehörten, welche Rumecan, der Oberbefehlshaber der türkischen Armee im Jahre 1534 von Suez herübergebracht hatte, weshalb auch zu derselben Zeit Pedro de Castelbramo mit einer Hülfsflotte von zwölf Caravellen von Portugal absegelte.

Drittes Kapitel.

Wie ich mich von Diu nach der Meerenge von Mecca einschiffte und was sich auf dieser Fahrt ereignete.

Siebenzehn Tage nach meiner Ankunft zu Diu wurden zwei Fusten segelfertig gemacht, welche nach der Meerenge von Mecca gehen und sich über die große türkische Kriegsflotte, von welcher man in Indien schon einige Kunde hatte, Gewißheit verschaffen sollten, und da der Befehlshaber der einen derselben einer meiner besten Freunde war und mir versicherte, daß ich auf diese Weise am schnellsten zu Reichthum, wornach ich mehr als nach allem andern verlangte, kommen könne, so schiffte ich mich auf dieser Fuste, welche Sylveira hieß, ein, indem ich auf die Betheuerung meines Freundes vertraute, ohne zu bedenken, wie unzuverläßlich die Versprechungen der Menschen sind, und ohne zu überlegen, daß ich in der ungünstigen Jahreszeit, welche bereits eingetroffen war, nur Gefahren entgegengehen konnte. Die beiden Fusten segelten zusammen von Diu ab; das Wetter war sehr schlecht und der Winter, welcher eben zu Ende ging, schien von neuem beginnen zu wollen, so heftig wüthete der Wind und so reichlich fiel der Regen; wir waren doch glücklich genug, trotz dem dichten Nebel die Inseln Curia, Muria und Abedalcuria noch früh genug zu gewahren; wir steuerten sogleich um der augenscheinlichen Lebensgefahr zu entgehen, nach Südwesten und gelangten an die Spitze der Insel Socotora, etwa eine Meile unter der Festung, welche Francisco d'Almeida, der erste Vicekönig von Indien, erbaute, als er im Jahre 1507 auf der Fahrt von Portugal nach dem Orte seiner Bestimmung begriffen war. Wir nahmen hier Wasser ein und erhielten auch Lebensmitteln von den hier wohnenden Christen, die von denjenigen abstammen, welche vor alten Zeiten der Apostel auf der Küste von Indien und Coromandel bekehrte.

Von Socotora segelten wir durch den Eingang der Meerenge und befanden uns nach einer achttägigen Fahrt mit günstigem Winde auf der Höhe von Massua, wo wir nach Sonnenuntergang ein Segel zu Gesicht bekamen, welchem wir mit solchem Eifer folgten, daß wir es schon gegen das Ende der ersten Nachtwache erreichten. Als wir nun den Kapitän freundlich ersuchten, uns

Nachrichten über die türkische Flotte mitzutheilen, und zu sagen, ob sie schon von Suez abgangen sei, erhielten wir statt aller Antwort zuerst eine Ladung aus dem groben Geschütze, welcher ein wohlunterhaltenes Feuer aus den Musketen folgte. Von Zeit zu Zeit erhoben die Feinde ein gewaltiges Schreien und Pfeifen, winkten uns mit Flaggen und Mützen, schwangen die entblößten Säbelklingen und drohten uns damit, wenn wir uns ihnen nicht ergeben würden. Die Befehlshaber hielten nun mit ihren Leuten Rath und es wurde beschlossen, während der Nacht das Schiff nur mit dem groben Geschütze zu beschießen und es erst am Morgen anzugreifen. Das Feuer hatte aber eine so gute Wirkung und richtete das Schiff so arg zu, daß es schon bei Anbruch des Tages sich zu ergeben gezwungen war. Bei diesem Kampfe kamen von achtzig Leuten, aus denen die Bemannung bestand, fünfundsiebenzig um, indem die meisten ins Meer sprangen, weil sie lieber ertrinken, als durch die Feuertöpfe, die wir in ihr Schiff geworfen hatten, verbrennen wollten. Unter den fünf übriggebliebenen und schwer verwundeten befand sich auch der Kapitän, welcher auf der Folter bekannte, daß er von Dschidda, seinem Wohnorte komme, und daß die türkische Flotte schon Suez verlassen habe, um Aden zu nehmen und daselbst eine Festung anzulegen, ehe sie nach Indien segle, wie der Befehl des Großsultans in Constantinopel an den Pascha von Großcairo, dem Befehlhaber des Heeres, ausdrücklich laute. Außer anderen uns sehr wichtigen besonderen Dingen sagte er auch noch aus, er sei ein abtrünniger Christ und der Sohn eines Kaufmannes zu Cerdenha auf Majorca und sei vor etwa vier Jahren aus Liebe zu einer Türkin Muhamedaner geworden. Die beiden Kapitäne bemühten sich, ihn wieder zur wahren Religion zu bekehren, er antwortete aber so trotzig und hielt so fest an seinem Glauben, als wenn er darin geboren und erzogen worden wäre. Die Kapitäne, über diese Hartnäckigkeit ergrimmt, ließen ihm Hände und Füße binden und lebendig mit einem großen Stein am Hals in's Meer werfen, das Schiff aber, welches mit für uns unnützen Farbwaaren befrachtet war, in Grund bohren, nachdem man einige Stücke Camelot zur Bekleidung unserer Leute herausgenommen und die gefangene Mannschaft auf eines unserer Fahrzeuge gebracht hatte.

Viertes Kapitel.

Wie wir darauf nach Massuah und von da zu Land zu der Mutter des Priesters Johannes in der Festung Gileytor kamen.

Aus diesem Meeresstriche segelten wir nach Arquico im Lande des Priesters Johannes *), um einen uns von Antonio da Sylveira anvertrauten Brief an seinen Factor Enrique Barbosa, welcher sich daselbst auf Befehl des Statthalters Nuno da Cunha schon drei Jahre aufhielt, abzugeben. Dieser Barbosa war mit vierzig Leuten bei dem Abfalle des Königs Xael entronnen, als Manoel de Maneses mit mehr als hundertundsechzig Portugiesen in Gefangenschaft gerieth und mehr als vierhunderttausend Crusaden verloren gingen, sechs portugiesische Schiffe nicht mitgerechnet, welche später Soleiman Pascha, Vicekönig von Cairo, mit den Lebensmitteln und der Munition seines Heeres zur Belagerung von Diu im Jahre 1538 herbeiführte, denn der König von Xael hatte sie ihm nebst sechzig Portugiesen zum Geschenk gemacht, die übrigen aber seinem Mahomed als Almosen dargebracht, wie in der Geschichte der Regierung Nuno's da Cunha ausführlich erzählt wird.

Als wir zu Gotor, eine Meile unterhalb des Hafens von Massuah, landeten, ward uns ein sehr guter Empfang, sowohl von den Eingeborenen, als auch von Vasco Martins de Seixas, einem Portugiesen aus dem Dorfe Obidos, welcher sich auf Befehl Enrique Barbosa's hier aufhielt, um ein Schreiben desselben dem ersten portugiesischem Schiffe, welches ankomme, zu übergeben. Er händigte es nun den beiden Kapitänen ein und es enthielt außer Nachrichten von den Türken auch die dringende Bitte, ihm einige Portugiesen zu schicken, indem damit Gott und dem Könige ein wichtiger Dienst geleistet werde, wobei er noch bemerkte, daß er nicht selbst kommen könne, weil er sich mit vierzig Portugiesen in der Festung Gileytor zum Schutze der Prinzessin Tigremahom, der Mutter des Priesters Johannes, befinde. Die Kapitäne beschlossen nach kurzer Berathung, daß vier unserer Leute, wozu auch

*) Wie damals gewöhnlich der Kaiser von Habesch genannt wurde.

ich gehörte, mit Vasco Martins abreisen und Barbosa das Schreiben überbringen sollten. Wir machten uns schon am folgenden Tage, mit guten Maulthieren, welche die Königin-Mutter geschickt hatte, versehen, und von sechs Abyssiniern geleitet, auf den Weg und übernachteten an demselben Tage in einem prächtigen Kloster, welches Satilgao hieß. Am folgenden Tage ritten wir fünf Meilen an einem Bache hin bis nach Vitonto und nahmen unser Nachtlager in dem Kloster des heil. Michael, wo wir von dem Prior und den Mönchen sehr wohl empfangen wurden. Hier besuchte uns der Sohn des Barnagais oder Statthalters von Aethiopien, mit einem Gefolge von dreißig auf Mauleseln reitenden Männern, er selbst aber, ein stattlicher Jüngling von etwa siebenzehn Jahren, ritt, in ein prachtvolles Gewand von rothem Sammet mit goldenen Fransen gekleidet, auf einem nach portugiesischer Weise aufgeschirrten Pferde, welches der Statthalter Nuno da Cunha vor zwei Jahren aus Indien geschickt und ihm durch Lope Chanoca zum Geschenk gemacht hatte. Dieser Chanoca fiel später in die Gefangenschaft des Sultans von Cairo, der Sohn des Barnagais aber entsandte, sobald er dieß erfuhr, einen aus Anzeibe gebürtigen jüdischen Kaufmann dahin, um ihn auszulösen; dieser vernahm aber bei seiner Ankunft, daß der Portugiese gestorben sei, worüber der junge Fürst so betrübt war, daß er für ihn durch viertausend Priester und noch eine größere Zahl Novizen, welche in diesem Lande Santileus heißen, einen feierlichen Trauergottesdienst abhalten und seinen in Indien zurückgelassenen drei Töchtern eine ansehnliche Unterstützung an Geld reichen ließ. Am folgenden Tage führten uns mehrere von dem Sohn des Barnagais beigegebene Begleiter, welche uns überall herrlich bewirthen ließen, bis zu einer, in einem lieblichen Gehölze von Cedern, Cypressen und Palmen liegenden Herberge, Betanigus oder Königshaus genannt, wo wir die Nacht auf eine sehr angenehme Weise zubrachten. Auf der nächsten unserer Tagereisen, welche stets fünf Meilen betrugen, zogen wir über eine mit herrlichen Getreidefeldern prangende Ebene und gelangten zu dem Berge Bangeleu, welcher nur von Juden, schön gewachsenen und sehr weißen, aber dem Anscheine nach armen Leuten, bewohnt war. Zwei und einen halben Tag später erreichten wir einen schönen Ort, Fumbau genannt, welcher nur noch zwei Meilen von der Festung Gileytor entfernt war. Hier fanden wir Barbosa mit den vierzig Portugiesen, welche uns mit großem

Jubel, aber unter vielen Thränen empfingen, denn sie konnten, obschon sie mit allen Bedürfnissen reichlich versehen waren, doch ihr Vaterland nicht vergessen.

Da es bei unserer Ankunft schon dunkel war und wir auch einige Zeit zu unserer Erholung bedurften, so rieth uns Barbosa, unsern Besuch bei der Königin-Mutter auf den folgenden Morgen zu verschieben. Am folgenden Morgen, dem vierten Oktober, welcher ein Sonntag war, begaben wir uns, von Barbosa und den vierzig Portugiesen begleitet, nach dem Palaste der Prinzessin, welche gerade in ihrer Capelle die Messe hörte. Sobald sie von unserer Ankunft benachrichtigt wurde, ließ sie uns sogleich eintreten, wir aber warfen uns alle vier vor ihr auf die Kniee und küßten ehrfurchtsvoll den Fächer, welchen sie in der Hand hielt; außerdem mußten wir uns noch mehreren anderen Förmlichkeiten unterwerfen, worin wir vorher von den Portugiesen unterrichtet worden waren. Sie empfing uns sehr freundlich und zeigte offen ihr Vergnügen über unsere Ankunft. „Immer,“ sprach sie, „habe ich nach dem Anblick wahrer Christen verlangt, und noch stets thut mir derselbe so wohl, wie einem blühenden Garten der Nachtthau; seid willkommen, seid willkommen, und möge euer Eintritt in mein Haus eben so glücklich sein, wie die Ankunft der Königin Helena auf dem heiligen Boden von Jerusalem.“ Sie hieß uns nach diesen Worten auf Matten, welche kaum fünf Schritte von ihr lagen, niedersitzen und fragte uns mit freundlichem Gesichte nach mancherlei Dingen. So wollte sie wissen, wie der jetzige Papst heiße, wie viele Könige die Christenheit habe, und ob einer von uns schon das heilige Grab besucht habe. Dabei konnte sie ihren Unwillen gegen die christlichen Fürsten nicht verhehlen, welche so geringen Eifer bewiesen, die Türken zu vertilgen; zuletzt erkundigte sie sich noch, ob der König von Portugal eine große Kriegsmacht in Indien habe, ob er daselbst viele Festungen besitze und in welchen Gegenden sie lägen. Nachdem wir diese und ähnliche Fragen nach unserm besten Wissen und zu ihrer Zufriedenheit beantwortet hatten, entließ sie uns, und wir kehrten in unsere Herberge zurück, wo wir neun Tage blieben. Während dieser Zeit unterhielten wir uns noch öfter mit dieser Fürstin, und als wir ihr beim Abschiede die Hand küßten, sprach sie traurig zu uns: „Ich sehe euch sehr ungern scheiden, da es aber doch einmal geschehen muß und ihr nicht länger bleiben dürft, so gehet in Frie-

den; möchtet ihr bei der Rückkunft nach Indien von den Eurigen eben so liebreich empfangen werden, wie der König Salomon unsere Königin von Saba in seinem prächtigen Palaste empfing." Darauf ließ sie jedem von uns vierundzwanzig Oqueas, welche an unserm Gelde zweihundertundvierzig Crusaden betragen, zustellen und übergab uns der Führung eines Naique, welcher uns mit vierzig Abyssiniern begleiten sollte, um uns gegen die in diesem Lande sehr häufigen Straßenräuber zu schützen und uns auf dem Wege mit den nöthigen Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen zu versehen. Vasco Martins de Seixas händigte sie ein Geschenk von kostbaren Kleinodien und Edelsteinen für den Statthalter von Indien ein, welches aber unglücklicherweise auf der Reise verloren ging, wie wir noch erzählen werden.

Fünftes Kapitel.

Wie wir aus dem Hafen von Arquico abreisten und was uns bei dem Zusammentreffen mit drei türkischen Schiffen widerfuhr.

Als wir wieder zu Arquico anlangten, fanden wir unsere Gefährten damit beschäftigt, die Fahrzeuge zu reinigen und mit allem für die Reise Nöthigen zu versehen, bei welcher Arbeit wir ihnen noch neun Tage halfen. Nachdem Alles in guten Stand gesetzt war, gingen wir am 6. November 1537 unter Segel; wir hatten Vasco Martins de Seixas, welcher die Geschenke und einen Brief der Prinzessin von Aethiopien an den Statthalter von Indien überbringen sollte, und einen abyssinischen Bischof, welcher Santiago in Galizien, Rom und Venedig besuchen und dann nach Jerusalem gehen und an den heiligen Orten seine Andacht verrichten wollte, an Bord, und verließen eine Stunde vor Tagesanbruch den Hafen. Wir segelten längs der Küste hin und gewahrten des Nachmittags, als wir uns auf der Höhe des Caps von Goçam in der Nähe der Klippeninsel befanden, drei Schiffe; da wir sie für Fahrzeuge der Eingeborenen hielten, so machten wir auf dieselben Jagd, erkannten sie aber, als wir näher kamen,

als türkische Galiotten. Wir setzten nun, um der Gefahr zu entrinnen, alle Segel bei und suchten die Küste zu gewinnen, aber die Türken waren nicht weniger eifrig in ihrer Verfolgung und gaben uns, als sie nahe genug gekommen waren, eine volle Ladung aus ihrem sämmtlichen Geschütze, wodurch nicht nur neun unserer Leute getödtet und sechsundzwanzig verwundet, sondern auch unsere Schiffe so stark beschädigt wurden, daß ein großer Theil der Fracht über Bord geworfen werden mußte. Während der Verwirrung rückten die Türken an uns so dicht heran, daß sie uns mit ihren Spießen erreichen konnten. Unsere Mannschaft, welche noch aus vierzig unverwundeten tapferen Soldaten bestand, griff nun die nächste Galiotte, auf welcher sich Solyman Tragut, der Befehlshaber der kleinen Flotte befand, mit solchem Ungestüm an, daß bereits siebenundzwanzig Janitscharen niedergehauen waren, als die beiden andern Galiotten herankamen und uns überwältigten. Von unseren Leuten waren nur noch elf übrig, und von diesen starben noch zwei am folgenden Tage, welche die Türken in Stücke zerrissen und als Siegeszeichen an die Raaen hängten. So landeten sie uns in dem Hafen von Mocca, wo der Schwiegervater Solyman Tragut's, unseres Besiegers, Statthalter war. Dieser erwartete, von der ganzen Bevölkerung umgeben, an der Einfahrt seinen Schwiegersohn, um ihm seine Freude über diese Waffenthat zu bezeugen. In seinem Gefolge befand sich auch ein Caciz oder Moulana, wie man hier einen Priester nennt, welcher einige Tage vorher von einer Wallfahrt nach Mecca zum Tempel des Propheten zurückgekommen war und deshalb ein um so größeres Ansehen genoß. Er fuhr auf einem mit Seide ausgeschlagenen Triumphwagen durch die Stadt, spendete von demselben herab seinen Segen und ermahnte das Volk, den Propheten zum Danke für den Sieg, welchen er Tragut verliehen, zu preisen. Wir neun Gefangene wurden, an einer langen Kette gefesselt, an's Land gesetzt und hatten, sobald wir als Christen erkannt wurden, Hohn und Schmähungen zu ertragen. Zu dieser Zahl gehörte auch der abyssinische Bischof, welcher jedoch schon am nächsten Tage an seinen Wunden starb. Der Caciz reizte fortwährend das Volk, welchem er Mahomed's Vergeltung versprach, gegen uns auf, und wir wurden auf dem Wege durch die Stadt nach dem Gefängnisse so furchtbar geschlagen und mißhandelt, daß ich noch nicht begreife, wie wir mit dem Leben davon kamen. Sogar die Frauen und

Kinder warfen aus den Fenstern Töpfe mit Unrath nach uns, und nachdem man uns auf diese Weise bis zum Abend verhöhnt hatte, wurden wir in eine dunkle Grube geworfen, wo wir siebenzehn Tage in großer Angst lagen und gewöhnlich keine andere Nahrung erhielten, als ein wenig Hafermehl, welches am Morgen für den ganzen Tag ausgetheilt wurde, und nur zuweilen auch eine Handvoll in Wasser eingeweichter Erbsen.

Sechstes Kapitel.

Aufruhr in der Stadt Mocca; Folgen desselben, und auf welche Weise ich nach Ormus gebracht wurde.

Schon am nächsten Morgen starben zwei unserer Gefährten an den gefährlichen Verletzungen, welche sie am vorhergehenden Tage in den Straßen durch die wüthende Menge erhalten hatten; beide waren tapfere Soldaten und von guter Familie. Als der Kerkermeister, in der Landessprache Mocadan genannt, zu uns kam und die beiden todten Christen sah, verschloß er sogleich wieder das Gefängniß, um dem Guazil oder Richter Anzeige von dem Vorfalle zu machen. Dieser erschien alsbald mit vielen Untergebenen, welche auf seinen Befehl den Leichen die Fesseln abnahmen und an ihren Füßen einen Ring befestigten, um sie daran aus dem Kerker zu schleifen und in's Meer zu werfen, was aber erst geschah, nachdem sie auf dem Wege von den Weibern und Kindern mit Steinen geworfen und fast in Stücke zerrissen worden waren. Am folgenden Tage wurden wir übrigen sieben, welche noch am Leben waren, zusammengebunden und auf den Markt geführt, um dort öffentlich verkauft zu werden. Ich war der erste, welchen man zum Verkaufe ausbot; kaum hatte aber der Ausrufer sein Geschäft begonnen, als der Caciz Moulana mit noch anderen zehn oder zwölf Cacizen erschien und von Heredim Sofo, dem Befehlshaber der Stadt, welcher den Verkauf leitete, verlangte, daß man die Gefangenen als Opfer nach Mecca schicken solle, wohin er dann in wenigen Tagen mit ihnen wallfahren und wo er den Propheten Noby, wie man Mahomed zu nennen pflegt, bitten werde, den

Bewohnern von Mocca ihre Sünden zu verzeihen. Der Befehlshaber suchte dem Begehren durch die Bemerkung auszuweichen, daß er nicht über das Loos der Gefangenen verfügen könne, sondern die Entscheidung seinem Eidam Solyman Tragut zustehe, welcher die Christen in dem Kampfe besiegt habe; als aber der Caciz stolz erwiderte, daß Solyman Tragut nur durch die Beihülfe des Propheten den Sieg davon getragen habe und er deshalb einem frommen Zwecke nicht widerstreben werde, da die Sache Gottes über alles gehe, trat Copa Geynal, ein Offizier der Janitscharen, welcher eine der Galioten befehligt hatte und unter den Soldaten wegen seiner Tapferkeit in großem Ansehen stand, vor und sprach zu dem Priester, welcher seinen Leuten den Lohn ihrer Anstrengung streitig machen wollte, voll Unwillen: „Sicher würde es Euch weit mehr Ehre machen und weit eher zum Heile Eurer Seele gereichen, wenn Ihr diesen armen Soldaten etwas von Eurem Ueberflusse schenken wolltet, statt solche heuchlerische Reden zu gebrauchen, um sie dieser Sclaven zu berauben, deren Besiegung ihnen so viele Wunden gebracht und vielen ihrer Gefährten das Leben gekostet hat. Noch triefen unsere Kleider vom Blute, das wir in diesem Gefechte vergossen haben, während Ihr in Euren prächtigen Gewändern einhergeht und das wohlerworbene Gut Anderer raubt und Euren Genossen zu Mecca ein Geschenk damit machen wollt, damit sie dazu beitragen, Eure Schandthaten zu verheimlichen.“ Diese unehrerbietige Rede brachte den Caciz und seine Gefährten in große Aufregung, und da das Volk auf ihrer Seite war, so erhitzten sich die Gemüther immer mehr und es kam, obschon der Befehlshaber alle Kräfte aufbot, um Ruhe zu stiften, zu einem Handgemenge, worin über sechshundert Leute auf beiden Seiten umkamen, die Soldaten aber die Oberhand behielten. Nach dem Gefechte plünderten sie das Haus des Caciz Moulana, ermordeten ihn nebst seinen sieben Weibern und neun Kindern, und warfen die Leichname derselben schrecklich zerstückelt in's Meer. Solyman Tragut brachte endlich die Soldaten durch freundliche Worte zur Ruhe, aber die Meuterei hatte ihm mehrere seiner besten Soldaten, und seinem Schwiegervater Heradim Soso, dem Befehlshaber der Stadt, einen Arm gekostet. Wir sieben Portugiesen, welche gefesselt und auf dem öffentlichen Platze zum Kaufe ausgestellt waren, fanden kein besseres Mittel, uns zu retten, als daß wir in unsern dunklen Kerker ohne Führer freiwillig

zurückkehrten. Drei Tage später, als die Ruhe völlig hergestellt war, wurden wir von Neuem ausgeboten und zu geringem Preise losgeschlagen.

Mich Unglücklichen brachte das Schicksal in die Hände eines griechischen Renegaten, den ich, so lange ich lebe, verfluchen werde, denn er behandelte mich während der drei Monate, welche ich bei ihm zubringen mußte, so grausam, daß die Verzweiflung mich einigemal zu dem Entschlusse trieb, mich zu vergiften. Der Grieche, welcher mein Vorhaben bemerkte, vertauschte mich endlich, um sein Geld nicht zu verlieren, an Abraham Muza aus der Stadt Tor, welche anderthalb Meilen von dem Berge Sinai entfernt ist, gegen Datteln, womit dieser Handel trieb. Ich reiste mit meinem neuen Herrn in Gesellschaft mit mehreren anderen Kaufleuten, welche eine Caravane bildeten, nach Cayrem und von da nach Ormus, wo ich Don Fernando de Lima, welcher damals Befehlshaber dieser Festung war, und dem Doctor Pero Fernandez, welcher als Generalcommissär von Indien daselbst Geschäfte für den Statthalter Nuno da Cunha zu besorgen hatte, vorgestellt wurde. Diese gaben dem Juden die für mich verlangte Summe von zweihundert Pardaos (etwa vierhundert Gulden) theils von ihrem eigenen Gelde, theils von Almosen, die sie in der Stadt sammelten, und verschafften mir auf diese Weise meine Freiheit wieder.

Siebentes Kapitel.

Was mir von meiner Einschiffung zu Ormus bis zu meiner Ankunft in Indien widerfuhr.

Nach einem Aufenthalte von siebenzehn Tagen zu Ormus und nachdem ich mich durch Gottes Barmherzigkeit von den Mühseligkeiten, die ich eben erzählte, befreit sah, schiffte ich mich auf dem Fahrzeuge eines gewissen Jorge Fernandez Taborda, welcher mit einer Ladung Pferde nach Indien ging, ein, und wir hatten auf unserer Reise so günstigen Wind, daß wir schon nach siebenzehn Tagen die Festung Diu zu Gesicht bekamen. Da wir uns in der Absicht, etwas Neues zu erfahren, dem Lande näherten, gewahrten

wir in der Nacht längst der Küste eine Menge Feuer und hörten auch zuweilen Kanonenschüsse, wodurch wir in große Unruhe geriethen, da wir uns nicht erklären konnten, warum man während der Nacht das Geschütz löse. Da die Meinungen sehr verschieden waren, so hielt man für das Klügste, den größten Theil der Segel zu bergen und während der noch übrigen Nachtstunden zu laviren. Bei Tagesanbruch sahen wir dann, daß eine Menge Schiffe mit dreieckigen Segeln die Festung umgaben. Einige vermutheten, der Statthalter sei von Goa angekommen, um nach dem Tode des Sultans Bandur, Königs von Cambaya, welcher kurz vorher umgekommen war, die Angelegenheiten zu ordnen; Andere glaubten, der Infant Dom Luys, Bruder des Königs Johann III. von Portugal, welcher täglich erwartet wurde, sei mit einem starken Geschwader eingetroffen, und wieder Andere meinten, es sei der Samorin, König von Calicut, mit seinen hundert Schiffen; nur Einige behaupteten, auf triftige Gründe gestützt, daß wir die türkische Flotte vor uns hätten. Während wir uns noch mit Vermuthungen abmühten und uns bereits Furcht zu befallen anfing, trennten sich fünf große Galeeren mit grün und roth gestreiften Segeln und langen, bis auf die Oberfläche des Wassers reichenden Flaggen an den Masten von der Flotte und steuerten gerade auf uns zu. Wir setzten sogleich, als wir uns überzeugten, daß sie mit Türken bemannt waren, alle Segel bei und ergriffen die Flucht. Die Galeeren verfolgten uns, als sie dies bemerkten, und ließen erst von uns ab, als die Nacht anbrach und sie zwang, zurück nach dem Lande, nach ihrem Standorte zu segeln. Wir fühlten alle an Bord nicht geringe Freude, dieser Gefahr glücklich entronnen zu sein und kamen zwei Tage nachher nach der Stadt Chaul, wo nun der Kapitän und die Kaufleute an's Land gingen, um Simon Guedez, den Befehlshaber der Festung zu besuchen und ihm zu erzählen, was uns begegnet war. Ihr habt alle Ursache, erwiderte er ihnen, Gott zu danken, daß ihr einer so großen Gefahr entronnen seid, denn ohne seinen allmächtigen Schutz wäret ihr nicht hier, um mir so lustig das Abenteuer zu erzählen. Darauf sagte er ihnen, daß ein gewaltiges, von Soleiman Pascha, Vicekönig von Cairo, befehligtes Heer schon seit zwanzig Tagen Antonio de Silveyra in Diu belagere, daß die Flotte, welche sie gesehen hätten, aus achtundfünfzig der größten Galeeren bestehe, von denen jede fünf Kanonen, und zwar zum

Theil Belagerungsgeschütze, auf dem Vordertheile trage; außerdem seien noch dreihundert Belagerungsgeschütze auf dem Lande aufgestellt und acht große Schiffe mit Reservetruppen angekommen; an Munition und Lebensmitteln sei Ueberfluß. Diese Mittheilung setzte uns in nicht geringes Erstaunen, und wir dankten alle herzlich Gott dem Herrn, welcher uns aus dieser großen Gefahr so gnädig erlöst hatte.

Achtes Kapitel.

Von unserer Reise von Chaul nach Goa, und was mir insbesondere auf derselben begegnete.

Wir hielten uns nur einen einzigen Tag zu Chaul auf und setzten unsere Fahrt nach Goa bis zum Flusse Carapatan fort, wo wir Fernao de Morais antrafen, welcher erst kürzlich aus Portugal angekommen war und auf Befehl des Vicekönigs Dom Garcia de Noronha mit drei Fusten nach Dabul ging, um ein in diesem Hafen liegendes, mit Lebensmitteln für den Pascha von Cairo befrachtetes türkisches Schiff zu nehmen oder zu verbrennen. Er ersuchte unsern Kapitän, ihm von den zwanzig Leuten, welche er an Bord hatte, fünfzehn abzutreten, weil er bei der eiligen Abreise nicht Zeit gehabt habe, sich mit der nöthigen Mannschaft zu versehen. Nach langem Hin- und Herreden und nachdem Fernao de Morais darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er sein Begehren für den Dienst Gottes und des Königs stelle, wurden ihm zwölf Mann, wozu auch ich gehörte, abgetreten, womit er zufrieden war. Am folgenden Tage des Morgens um neun Uhr erreichten wir Dabul und nahmen eine mitten im Hafen liegende Patache von Malabar, welche mit Seide und Pfeffer beladen war. Der Kapitän und der Lotse bekannten uns sogleich auf der Folter, daß einige Tage vorher ein Schiff des Pascha in den Hafen eingelaufen sei, um Lebensmittel zu laden, und daß sich an Bord desselben auch ein türkischer Gesandter befunden habe, um den Hidalcan, oder Beherrscher des Landes zur Unterwerfung aufzufordern, und als dieser sich geweigert, sogleich wieder unter Segel gegangen sei

mit der Drohung, ihm Land und Volk zu nehmen, sobald Diu erobert sei, was längstens in acht Tagen der Fall sein werde. Der Kapitän Fernao de Morais kehrte mit dieser Nachricht sogleich nach Goa zurück, wo wir Gonzolo Vaz Coutinho fanden, welcher gerade im Begriffe stand, mit fünf Fusten nach Onor zu segeln, um von der Königin eine Galeere von der Flotte Solymans, welche durch widrige Winde in diesem Hafen getrieben worden war, herauszuverlangen. Einer der Kapitäne dieser Fusten zeigte sich gegen mich sehr freundlich und nahm mich nicht nur an Bord, um ihn auf dieser Reise zu begleiten, sondern lieh mir auch, da er mich gänzlich ohne Mittel sah, fünf Crusaden, um damit ein kleines Handelsgeschäft zu beginnen und dadurch den Grund zu meinem Fortkommen zu legen. Auch seine Leute schenkten mir und meinen Gefährten, da wir alle sehr zerlumpt waren, einige Kleider, damit wir uns mit Ehren öffentlich zeigen konnten. Am nächsten Morgen verließen wir die Rhede von Barbees und gingen am folgenden Montage im Hafen von Onor vor Anker. Um zu zeigen, wie wenig wir die Macht dieser Königin und die der Türken achteten, feuerten wir unser sämmtliches Geschütz ab und gaben uns den Anschein, als forderten wir den Feind zum Kampfe heraus.

Neuntes Kapitel.

Was Gonzalo Vaz Coutinho bei der Königin von Onor ausrichtete.

Nachdem wir eine sichere Stellung eingenommen hatten, entsendete Gonzalo Vaz Coutinho sogleich Bento Castanho, einen sehr klugen und beredten Mann, zu der Königin, um ihr ein Schreiben des Vicekönigs zu überreichen und Klage darüber zu führen, daß sie, obgleich zwischen ihr und dem Könige von Portugal Freundschaft bestünde, die Türken, welche die Todfeinde der Portugiesen seien, in ihren Häfen zuließe. Die Königin betheuerte darauf, daß sie eine aufrichtige Freundin der Portugiesen sei, daß sie aber nicht genügende Streitkräfte besitze, um sich offen gegen die Türken zu erklären, weshalb sie sich verstellen müsse, daß sie aber bereit sei, ihnen den Krieg zu erklären, wenn ihr von den

Portugiesen die nöthige Unterstützung an Streitkräften zur Verfügung gestellt würde. Obschon nun der Befehlshaber überzeugt war, daß alle diese freundlichen Redensarten nichts weiter als Ausflüchte seien, so verbarg er dennoch ebenfalls seine wahren Gedanken unter höflichen Worten, beschloß aber nach reiflicher Ueberlegung und nach Rücksprache mit seinen Leuten, die Galeere anzugreifen, welche man in einen in den Hafen mündenden Fluß gebracht und an's Land gezogen hatte. Die Königin warnte zwar den Hauptmann und theilte ihm mit, daß die Türken vor der Galeere eine starke Schanze aufgeworfen und diese mit schwerem Geschütz besetzt hätten; auch ließ sie ihn durch einen Brahmanen, der sehr gut portugiesisch sprach, bitten, er möchte von seinem gewagten Entschlusse abstehen, da die Streitmacht, welche ihm zu Gebote stehe, bei Weitem zu gering sei, um ein so starkes Bollwerk mit Erfolg anzugreifen; sie schwebe deswegen in großer Furcht, daß ihm ein Unfall zustoßen könne. Coutinho ließ ihr darauf eben so klug als höflich antworten, daß er ihr für ihren guten Rath sehr dankbar sei, was aber den Kampf mit den Türken betreffe, so sei dieser unvermeidlich, denn die Portugiesen pflegten nicht, wenn ein Treffen geliefert werden müsse, nach der Zahl der Feinde zu fragen, denn seien sie zahlreich, so würde auch ihr Verlust desto größer, und für die Portugiesen desto mehr Ehre dabei zu gewinnen sein. Der Brahmane wurde mit diesem Bescheide abgefertigt und von dem Hauptmann mit einem Stücke grünen Camelot und mit einem rothen, mit Seide gefütterten Hute beschenkt, worüber er sehr vergnügt zu sein schien.

Zehntes Kapitel.

Wie der Kapitän Gonzalo Vaz Coutinho die türkische Galeere angriff und sie zu verbrennen suchte.

Nachdem sich Coutinho von der Stellung und der Verschanzung der Türken durch einen Spion nähere Kenntniß verschafft hatte, landete er, da er nur über eine Streitmacht von hundert Mann zu verfügen hatte, mit vierundzwanzig Leuten und ließ die

übrigen zum Schutze der Fusten zurück. Der Feind erwartete aber außerhalb der Schanze eben so muthig den Angriff und der erste Zusammenstoß war so heftig, daß in weniger als einer Viertelstunde fünfundvierzig Leute, und darunter acht der Unserigen, todt auf der Stelle blieben. Der Hauptmann, damit nicht zufrieden, wiederholte den Angriff und warf den Feind in die Schanze zurück, wobei es so hitzig zuging und eine solche Verwirrung entstand, daß die Unserigen einander selbst mit den Degenknöpfen verwundeten. Unterdessen hatten sich zu unserer Unterstützung die Fusten dem Ufer genähert und unterhielten ein so wohl gerichtetes Feuer auf die Vertheidiger der Schanze, daß diese mit großem Verluste zurückwichen und die Galeere in Brand gesteckt werden konnte. Der muthigen Anstrengung der Türken gelang es jedoch, das Feuer zu löschen und sich der Schanze wieder zu bemächtigen, von welcher sie ein schweres Geschütz zu uns abfeuerten, dessen Kugel sechs der Unserigen, unter denen sich auch Diego Vaz de Coutinho, der Sohn des Hauptmanns, befand, niederschmetterte. Bei diesem Anblick erhoben die Türken ein Siegesgeschrei, um ihrem Propheten Mahomet zu danken. Unser Hauptmann, darüber ergrimmt, schrie uns zu: „Waffengefährten und Christen, da diese Hunde den Teufel zu Hülfe rufen, so laßt uns zu dem Namen unseres Herrn und Erlösers flehen,“ worauf wir noch einmal einen Sturm auf die Schanze versuchten und in dieselbe eindrangen. Die Ungläubigen zündeten aber, als sie zurückzuweichen gezwungen waren, eine Mine an, die sich mit solcher Gewalt entlud, daß sechzehn unserer Leute getödtet und viele schwer verletzt wurden; dabei war der Rauch so dicht, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Coutinho, noch ärgeres Unglück befürchtend, befahl nun den Rückzug nach dem Gestade, und wir schifften uns, nachdem die Todten begraben waren, wieder ein, um den zahlreichen Verwundeten die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

Elftes Kapitel.

Was weiter am folgenden Tage auf unserer Rückfahrt nach Goa vorfiel.

Noch an demselben Tage, welcher für uns so unglücklich verlief, wurde eine Rundschau unter der Mannschaft vorgenommen, und es ergab sich, daß fünfzehn Leute bei dem Sturme auf die Schanze geblieben, neun für ihr ganzes Leben verstümmelt und einundfünfzig mehr oder weniger schwer verwundet waren. Am folgenden Tage erschien schon nach Sonnenaufgang ein Abgesandter der Königin von Onor und machte dem Hauptmann ein reichliches Geschenk an Hühnern und frischen Eiern zur Erquickung der Kranken. Coutinho wies jedoch diese Lebensmittel, obgleich wir derselben sehr nöthig bedurften, stolz und mit zornigen Geberden zurück und ließ der Königen in derben Worten bemerken, der Vicekönig danke ihr für die Dienste, welche sie den Portugiesen geleistet und würde sie dafür bei der ersten Gelegenheit nach Gebühr zu belohnen suchen. Als der Gesandte mit dieser Antwort zu der Königin zurückkam, erschrak diese nicht wenig, und da sie mit Recht fürchtete, diese türkische Galeere könne den Verlust ihres Landes herbeiführen und ihr zum Verderben werden, versammelte sie ihren Rath, und man schickte nach reiflicher Ueberlegung nochmals einen Gesandten, um den Anführer zu besänftigen. Nachdem der Bote, ein alter ehrwürdiger Brahmane, von Gonzalo die Erlaubniß zur Ausrichtung seines Auftrages erhalten hatte, sprach er feierlich: „Ihr könnt Euch, Kapitän, unmöglich vorstellen, mit welcher Betrübniß der Tod Eures Sohnes und der übrigen in dem Kampfe gefallenen Portugiesen das Herz der Königin erfüllt hat. Ja, ich schwöre Euch bei ihrem Leben und bei dem Gürtel, den ich als Abzeichen der priesterlichen Würde trage, daß sie über den Unfall, der Euch betroffen hat, und über den unglücklichen Ausgang der Schlacht nicht weniger betrübt ist, als wenn man sie gezwungen hätte, an dem Hauptthore des Tempels, in welchem ihr Vater begraben liegt, Kuhfleisch zu essen, die abscheulichste Sünde, welche bei uns möglich ist; daraus könnt Ihr schließen, wie groß der Antheil ist, den sie an Eurem Schmerze nimmt; da jedoch Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann, so bittet

sie inständig, den Frieden, welchen sie mit den früheren Statthaltern abgeschlossen hat, von Neuem zu bestätigen, wozu Ihr, wie sie weiß, hinreichende Vollmacht besitzt; geschieht dies, so giebt sie Euch das Versprechen, die Galeere, welche Euch so großen Schaden verursacht hat, innerhalb vier Tagen zu verbrennen und die Türken in derselben Frist aus ihrem Gebiete zu vertreiben." Der Hauptmann, welcher von der Wichtigkeit dieser Angelegenheit überzeugt war, erneuerte gegen dieses Versprechen den Frieden mit allen üblichen Förmlichkeiten, worauf der Gesandte zu dem Rathe zurückkehrte. Die Königin that nun auch wirklich Alles, was in ihren Kräften stand, um Wort zu halten. Da aber Coutinho die anberaumte Frist wegen der großen Gefahr, in welcher die Verwundeten schwebten, nicht abwarten konnte, so gingen wir noch an demselben Tage unter Segel, ließen jedoch einen Bevollmächtigten zurück, welcher über die Ausführung des Vertrags wachen und berichten sollte.

Zwölftes Kapitel.

Was von dieser Zeit bis zur Abfahrt Pero's de Faria nach Malacca geschah.

Coutinho wurde zu Goa, wo er am folgenden Tage mit dem Reste seiner Leute ankam, ehrenvoll empfangen, und der Vicekönig zeigte sich mit dem von der Königin von Onor gegebenen Versprechen zufrieden. Ich blieb dreiundzwanzig Tage in der Stadt Goa, um meine beiden Wunden, die ich bei dem Angriffe auf die Schanze erhalten hatte, zu heilen, und da ich nach meiner Wiederherstellung keinen andern Ausweg wußte, so bot ich auf den Rath eines mir befreundeten Mönches meine Dienste Pero de Faria, welcher zum Statthalter von Malacca ernannt worden war, an. Er nahm mich bereitwillig unter die Truppen, die ihn dorthin begleiten sollten, auf, versprach mir aber manche Vortheile, wenn ich ihn erst auf einer Expedition nach Diu, welche unter dem Befehle des Vicekönigs zur Aufhebung der Belagerung abgehen sollte, begleiten wolle, wozu ich mich gern verstand. Die

aus zweihundertundfünfzig größeren und kleineren Schiffen bestehende Flotte, welche über vierzigtausend Leute an Bord hatte, lichtete am 19. November 1538 die Anker, erlitt aber während der Fahrt auf der Höhe von Dabul durch ein Sturm großen Verlust an Schiffen und Leuten, und bei der Ankunft zu Diu war die türkische Flotte, welche durch die einheimischen Fürsten von der Ankunft des Entsatzheeres frühzeitig in Kenntniß gesetzt worden war, verschwunden. Der Vicekönig benutzte also die Anwesenheit der zahlreichen Mannschaft, um die durch das schwere Geschütz der Türken zertrümmerten Festungswerke wieder herzustellen und wies, um die Arbeit zu fördern, jedem Hauptmann einen Theil der Mauern an, welchen er mit seinen Leuten in einer bestimmten Zeit herzustellen hatte. Pero de Faria wurde ein Stück des Walles nach dem Meere hin zugewiesen, und er arbeitete mit seinen Leuten so fleißig, daß er in sechsundzwanzig Tagen mit seiner Aufgabe zu Ende war. Die Nothwendigkeit zwang ihn zu dieser Anstrengung, denn die zur Schifffahrt nach Malacca günstige Zeit war bereits gekommen. Sein Geschwader, welches aus acht Schiffen bestand und fünfhundert Leute an Bord hatte, verließ deshalb Goa, wohin wir uns zuerst begaben, am 13. April 1539 und war von Wind und Wetter so sehr begünstigt, daß es schon am 5. Juni desselben Jahres Malacca erreichte.

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein Gesandter des Königs der Batas zu Pero de Faria kam, und wie dieser ihn empfing.

Alsbald nach unserer Ankunft in Malacca erschienen Gesandte der benachbarten Fürsten, um dem neuen Statthalter ihre Glückwünsche darzubringen und die Verträge zu erneuern. Unter den Gesandten befand sich auch einer des Königs der Batas, die auf der Insel Sumatra wohnen, einem goldreichen Lande, welches von den Portugiesen unter ihrem Könige Joao III. entdeckt wurde. Der Gesandte, welcher Aquarem Dabolay hieß, war ein Schwager des Königs der Batas und überreichte ein reiches Geschenk an

Aloeholz, Calamba genannt, und fünf Centnern wohlriechender Benzoinblüthen, nebst einem auf der Rinde einer Palme geschriebenen Briefe folgenden Inhalts: „Mehr als alle andere Menschen verlangend nach dem Dienste des gekrönten Löwen, welcher durch die Macht der von allen Seiten wehenden Winde sitzt auf dem fürchterlichen Throne der Meereswogen, des reichen Fürsten des großen Landes Portugal, Deines und meines Gebieters, welchem ich in Dir, Pero de Faria, dem Barone der Säule von Stahl, gehorche in aufrichtiger und wahrer Ergebenheit, biete ich Angeessiry Timorraja, König der Batas, auch fortan meine Freundschaft, damit Deine Unterthanen sich bereichern mögen mit den Früchten meines Landes und eure Lagerhäuser gefüllt werden mit Gold, Pfeffer, Kampfer und anderen Waaren, jedoch unter der Bedingung, daß Du mir einen von Deiner eigenen Hand geschriebenen und unterzeichneten Geleitsbrief sendest, mit welchem alle meine Lamharen und Jurupangen*) sicher nach allen Richtungen hin die Seefahrt unternehmen können. Auch ersuche ich Dich in Folge dieses von Neuem geschlossenen Freundschaftsbündnisses, mich mit Kanonenkugeln und Pulver, womit Deine Vorrathshäuser angefüllt sind, zu unterstützen, denn diese Dinge sind mir nöthiger als je, weil ich mit eurer Hülfe diese wortbrüchigen Achems, die Todfeinde Deines Landes Malacca, zu züchtigen gedenke; denn ich schwöre, daß ich mit ihnen in meinem ganzen Leben keinen Frieden machen werde, bis ich an ihnen das Blut meiner drei Kinder, welches um Rache schreit, und die Thränen ihrer Mutter gerächt habe. Darüber wird Aquarem Dabolay, der Bruder dieser betrübten Mutter, weiter mit Dir reden, welchen ich Dir auch sende, um unsere Freundschaft zu befestigen und mit Dir Alles zu besprechen, was zum Dienste Gottes und zum Wohle Deines Volkes beitragen kann. Aus Panaju, am fünften Tage des achten Monats."

Der Brief wurde von dem Dolmetscher sogleich in das Portugiesische übersetzt, und der Gesandte erklärte mündlich die Ursache des Krieges zwischen seinem Gebieter und dem Könige von Achem. Der letztere hatte nämlich dem König der Batas, welcher ein Heide war, den Antrag gestellt, er solle die Religion Mohamed's annehmen und des Königs Schwester heirathen, dagegen sein rechtmäßiges Weib, welches bereits sechsundzwanzig Jahre mit ihm

*) Benennungen verschiedener Arten von Seefahrzeugen auf Sumatra.

verbunden war, verstoßen; als der Antrag zurückgewiesen wurde, erklärte der König von Achem den Krieg, wurde aber in den ersten Treffen geschlagen und mußte in dem Gebirge Cagerrendau Schutz suchen, wo ihn die Batas dreiundzwanzig Tage belagerten; da jedoch die Batas sehr viele Leute verloren und in dem türkischen Lager der Mangel an Lebensmitteln empfindlich wurde, kam es zu einem Vergleiche, nach welchem der König von Achem zur Entschädigung für die Kriegskosten an den König der Batas fünf Barren Goldes bezahlen, der Sohn des Königs der Batas aber die Tochter des Königs von Achem heirathen sollte. Als jedoch der König von Achem, nachdem der König der Batas sein Heer verabschiedet hatte, türkische Hülfstruppen, Kanonen und sonstige Kriegsbedürfnisse von Mecca erhielt, fiel er unvermuthet in das Land der Batas, eroberte ihre Städte Jacur und Lingau und tödtete drei Söhne ihres Königs nebst siebenhundert Ouroballones oder Edelleute des Reiches. Der König der Batas darüber ergrimmt, schwur bei dem Haupte seines Götzen Quiay Hocombinor, wie bei ihnen der Gott der Gerechtigkeit heißt, nicht eher wieder Früchte, Salz oder irgend etwas Wohlschmeckendes zu essen, als bis er den Tod seiner Söhne gerächt habe, oder selbst zu Grunde zu gehen. Er sammelte deshalb ein großes Heer und hatte eben deshalb einen Gesandten nach Malacca geschickt, um das Bündniß mit den Portugiesen zu erneuern und sie um ihren Beistand zu bitten. Pero de Faria war klug genug, die Wichtigkeit eines solchen Bündnisses für die Portugiesen und für den Schutz der ihm anvertrauten Festung, sowie für den bereits lebhaften Handel der Portugiesen in diesen südlichen Gegenden und für seinen eigenen Vortheil zu erkennen, und beschloß nach seiner Ueberzeugung zu handeln.

Vierzehntes Kapitel.

Weiterer Verlauf dieser Angelegenheit bis zu der Zeit, wo mich Pero de Faria zu dem Könige von Bata schickte, und was ich auf dieser Reise sah.

Der Gesandte des Königs der Batas wurde nach einem Aufenthalte von siebenzehn Tagen in Malacca mit einem reichen Geschenke an Bomben, Pulver und anderem Kriegsbedarfe entlassen und war mit seinem Empfange und seiner Behandlung so zufrieden, daß er beim Abschiede Freudenthränen vergoß; auch bemerkte man, daß er beim Vorübergehen an der großen Kirche sein Angesicht nach derselben wendete und mit gefalteten Händen laut sprach: „Mächtiger Herrscher, der Du in Ruhe und Freude da oben sitzest auf dem Throne Deiner Reichthümer, welche da sind die durch Deinen Willen geheiligten Geister, ist es Dein gnädiger Wille, uns den Sieg zu verleihen gegen den Tyrannen von Achem, und die beiden uns durch Verrath genommenen Plätze Jarur und Lingau wieder in unsere Gewalt zu bringen, so verspreche ich Dir, daß wir fortan Dich treu anbeten wollen in dem Glauben der Portugiesen und in der heiligen Wahrheit, in welcher das Heil Aller, welche auf dieser Welt geboren sind, besteht. Vor Allem wollen wir Dir in unserm Lande schöne, von Wohlgerüchen durchduftete Häuser bauen, worin alle Lebenden Dich mit gefalteten Händen anbeten sollen, wie bis jetzt immer geschah in den Ländern des großen Portugal; auch wollen wir nie einen andern König als unsern Herrn anerkennen, als den Beherrscher dieses Reiches.“ Nach dieser Betheuerung begab sich der Gesandte nach einer kleinen, nicht weit von dem Hafen entfernten Insel, wo er nochmals von dem zur Handhabung der Gerechtigkeit zwischen den Muhamedanern und den Christen angestellten Beamten mit Ehrenbezeigungen überhäuft und auf das Kostbarste bewirthet wurde; auch ehrte man ihn durch eine prächtige mit Gesang begleitete portugiesische Musik, welche ihn so sehr überraschte, daß er vor Freude den Finger in den Mund steckte, bei diesen Leuten das sicherste Zeichen ihrer Zufriedenheit.

Zwanzig Tage später rüstete Pero de Faria, um von den ihm gemachten Handelsanerbietungen Gebrauch zu machen, ein

Jurupango (Schiff von der Größe einer gewöhnlichen Caravelle) aus und schickte es unter der Führung eines Muhamedaners mit einer Ladung verschiedener Waaren nach dem Lande der Batas, legte jedoch bei diesem ersten Geschäfte, um nicht zu viel auf's Spiel zu setzen, nur zehntausend Ducaten an, mich fragte er aber, ob ich angeblich als sein Gesandter, in der That aber, um das Land auszukundschaften, die Reise mitmachen wolle, insbesondere solle ich mich überzeugen, ob in jener Gegend die vielbesprochene Goldinsel liege, um darüber dem Könige von Portugal Bericht erstatten zu können. Ich bekenne aufrichtig, daß ich gern diesen Auftrag abgelehnt hätte, sowohl weil mir die Bewohner jener Inseln als treulose Schurken geschildert wurden, als auch, weil ich nur tausend Ducaten zu meiner Verfügung hatte und mit dieser winzigen Summe keinen erklecklichen Gewinn erzielen konnte; da ich es aber als unklug betrachtete, dem Willen des Hauptmanns, meines Vorgesetzten, entgegen zu sein, so schiffte ich mich sogleich, obgleich ungern mit dem Türken, welcher die Führung der Caravelle übernahm, ein. Wir steuerten von Malacca nach dem Hafen Surotilau im Königreiche Aaru und fuhren dann in westlicher Richtung an der Küste von Sumatra hin bis zur Mündung eines Flusses, welcher Hicandure hieß. Nachdem wir noch fünf Tage in derselben Richtung weiter gesegelt waren, erreichten wir die schöne Bai Minhatoley, welche unter dem elften Grade neun Meilen von dem Königreiche Pedir liegt. Aus derselben fuhren wir einen nicht sehr breiten Fluß hinauf, bis wir auf der andern Seite den Ocean sahen, auf welchem wir unsere Reise noch vier Tage fortsetzten, worauf wir in den kleinen Fluß Guateamgim, welcher nur eine Tiefe von kaum sieben Faden hatte, einliefen und als wir sechs bis sieben Meilen mit günstigem Winde denselben hinaufgesegelt waren, sahen wir in einem Gebüsche am Ufer eine Menge von Schlangen und anderer kriechender Thiere von so außerordentlicher Länge und so seltsamer Gestalt, daß ich gar nicht erstaunt bin, daß diejenigen, welche diese Geschichte lesen, meiner Schilderung keinen Glauben schenken werden. Besonders werden bei solchen, die noch keine Reisen gemacht haben, Zweifel rege werden, denn wer wenig gesehen hat, glaubt auch nur wenig und zwar auf Kosten desjenigen, der viel gesehen hat. Längs des erwähnten nicht sehr breiten Flusses giebt es eine große Menge Eidechsen, welche man besser Schlangen nennen könnte, denn man

sieht deren von der Größe eines Kahnes, mit Schalen auf dem Rücken und einem zwei Fuß langen Rachen; sie sollen nach der Aussage der Eingeborenen so kühn sein, daß sie zuweilen schwach bemannte Fahrzeuge angreifen, dieselben mit ihren Schwänzen zertrümmern und die darin befindlichen Leute ganz verschlingen. Wir sahen hier auch eine Art sehr sonderbare Thiere, welche Caquesseitan heißen. Sie sind etwa so groß, wie eine starke Gans und sehr schwarz, auf dem Rücken haben sie Schuppen und auf diesen eine Reihe spitzer Stacheln von der Größe einer Schreibfeder; ihre Flügel gleichen denen der Fledermäuse; ihr Hals ist sehr lang und auf dem Kopf sieht man ein Knöchelchen, welcher einem Hahnensporn gleicht; der Schwanz ist lang und schwarz und grün gefleckt. Diese Thiere springen und fliegen miteinander wie die Heuschrecken und machen auf diese Weise Jagd auf die Affen und andere Thiere, welche sie bis auf die Gipfel der Bäume verfolgen. Wir gewahrten ferner daselbst Schlangen mit Kiemen, welche so dick waren, wie der Schenkel eines Mannes, und so giftig, daß, nach der Versicherung der Neger dieses Landes, jedes lebende Wesen, das von ihrem Hauche berührt wird, unfehlbar sterben muß. Es giebt daselbst noch größere und dickere Schlangen, welche aber keine Kiemen haben und weniger giftig sind. Ihr Kopf gleicht dem eines Kalbes und sie suchen ihre Beute auf folgende Weise. Sie kriechen auf die wilden Bäume, deren es eine große Menge in diesem Lande giebt, wickeln die Spitze ihres Schwanzes um einen Ast und lassen ihren Körper so herabhängen, daß der Kopf auf dem Grase unter den Bäumen ruht. Das Ohr legen sie auf den Boden, um zu hören, ob sich in der Stille der Nacht etwas regt. Kommt nun zufällig ein Büffel oder irgend ein anderes Thier in ihre Nähe, so fassen sie es mit ihrem Rachen und ziehen es auf den Baum, an dem sie mit ihrem Schwanze befestigt sind. Nicht weniger gefährlich sind die in großer Menge umherstreifenden Affen, welche etwa die Größe eines Haushundes haben. Die Neger fürchten sich vor diesen mehr, als vor allen anderen Thieren, denn sie greifen die Menschen mit solcher Wuth an, daß ihnen Niemand widerstehen kann.*)

*) Man erkennt in den in diesem Kapitel beschriebenen Thieren trotz mancherlei Uebertreibungen das Krokodil, den Kasuar und die Boaschlange.

Fünfzehntes Kapitel.

Was mir zu Panacu mit dem Könige der Batas begegnete, ehe dieser nach Achem zog.

Nachdem wir noch ungefähr sieben bis acht Meilen auf dem genannten Flusse zurückgelegt hatten, erreichten wir eine, nur eine Viertelmeile von Panacu entfernte kleine Stadt, welche Batorrendan heißt, was in unserer Sprache Backstein bedeutet, und wo sich der König der Batas aufhielt, um einen Feldzug gegen Achem vorzubereiten. Nachdem er den Brief und das Geschenk des Statthalters von Malacca in Empfang genommen hatte, ließ er mich durch den Xabandar oder Kriegsobersten empfangen, was unter einem ungeheuren Lärm von Trommeln und Schellen geschah. Auf diese Weise wurde ich an den Hafendamm der Hauptstadt Campalator gebracht, wo der Bendara oder Statthalter des Königreiches mich erwartete. Er war von den Ourobalons und Amborrajas oder Hofleuten umgeben, welche aber, nach ihrer Kleidung und ihrem Aussehen zu urtheilen, größtentheils arm waren und keinen günstigen Schluß auf den Reichthum des Landes ziehen ließen. Nachdem ich den ersten Hof des königlichen Palastes durchschritten hatte, kam mir beim Eintritte eine von besser gekleideten Leuten umgebene alte Frau entgegen, gab mir ein Zeichen mit der Hand, daß ich näher treten solle, und sprach dann zu mir: „Mann von Malacca, Deine Ankunft ist dem Könige so angenehm, als der Regen den Reispflanzungen in der heißen und trockenen Zeit, tritt also ein mit voller Zuversicht und verbanne jeden Verdacht, denn das Volk, welches Du hier siehst, ist nicht anders beschaffen, als das Deiner Heimath, so wie die Hoffnung, die wir auf denselben Gott setzen, in uns den Glauben nährt, daß er uns insgesammt behüten wird bis an das Ende der Welt!" Nach diesen Worten führte sie mich in das Gemach des Königs, welchem ich nach der Sitte des Landes meine Ehrfurcht bezeigte, indem ich mich dreimal auf das Knie niederließ. Sodann überreichte ich ihm das Schreiben nebst dem mitgebrachten Geschenke, welches er sehr wohlwollend entgegennahm, während er mich nach der Ursache meines Besuches fragte. Ich antwortete ihm nach meinem Auftrage, daß ich gekommen sei, ihm meine Dienste anzubieten für den Krieg, in

welchem ich, wie ich hoffte, die Ehre haben werde, ihn zu begleiten, um ihn nicht mehr zu verlassen, bis er als Sieger über seine Feinde zurückkehren werde. Auch wünsche ich, fügte ich hinzu, die Stadt Achem, ihre Lage und ihre Befestigungen zu sehen und über die Tiefe des an ihr vorbeiströmenden Flusses Erkundigungen einzuziehen, weil der Statthalter von Malacca eine Expedition dorthin zu unternehmen gedenke, um ihm den Tyrannen von Achem, seinen Todfeind, in die Hände zu liefern. Der arme König, welcher um so mehr meinen Worten glaubte, weil sie seinen Wünschen entsprachen, erhob sich von dem Thron, auf welchem er saß, warf sich vor einem mit Blumen umwundenen und mit vergoldeten Hörnern geschmückten Kuhkopf, welcher an der Mauer befestigt war, nieder und sprach mit gefalteten Händen und mit Thränen in den Augen folgendes Gebet: „Du, die Du nicht durch mütterliche Liebe bewogen, sondern freiwillig Alle, die es wünschen, mit Deiner Milch erfreust, wie die natürlichen Mütter den Kindern, die sie zur Welt geboren, zu thun pflegen, ohne sie an dem Jammer und an den Mühseligkeiten Theil nehmen lassen, welche gewöhnlich diejenigen, denen wir unser Dasein verdanken, erdulden müssen, erhöre gnädig die Bitte, welche ich an Dich richte und durch welche ich Dich ersuche, es wolle auf den Wiesen der Sonne, wo Du mit dem Guten, was Du hier schaffst, zufrieden, vergnügt wandelst, gefallen, mir die neue Freundschaft des Statthalters zu bewahren, damit er ausführt, was er mir so eben versprochen hat." Auf diese Worte erwiderten alle Hofleute, welche wie er auf den Knieen lagen, dreimal: „Pachy par au tinacor," was so viel heißt als: Glücklich, wer dies alles sehen und sogleich sterben kann. Nachdem der König wieder aufgestanden war und sich die Thränen, die ihm an den Wangen herabquollen, abgewischt hatte, fragte er mich über mancherlei Indien und Malacca betreffende Einzelnheiten und entließ mich nach einer längeren Unterhaltung sehr höflich und mit dem Versprechen, die Waaren, welche ihm der Statthalter durch den muhamedanischen Kauffahrer zugeschickt hatte, vortheilhaft zu verkaufen, eine Zusage, welche mir sehr große Freude verursachte. Da der König schon bei meiner Ankunft alle Vorbereitungen getroffen hatte, um gegen Achem zu ziehen, und nur noch für die Herbeischaffung seiner Reisebedürfnisse zu sorgen hatte, so begab er sich, nachdem ich mich neun Tage in Panacu, der Hauptstadt des Königreiches Batas, aufgehalten hatte, nach

dem fünf Meilen entfernten Orte Turban, wo die größte Anzahl seiner Leute ihn erwartete. Ich begleitete ihn dahin und wir trafen daselbst eine Stunde vor Sonnenuntergang ein, ohne daß irgend ein Empfang oder eine Freudenbezeigung stattfand, da seine Betrübniß über den Verlust seiner drei Söhne so groß war, daß er öffentlich nie anders, als in Trauer erscheinen wollte.

Sechzehntes Kapitel.

Wie der König der Batas gegen Achem zog und was dort vorfiel.

Am folgenden Morgen brach der König nach dem achtzehn Meilen weit entfernten Reiche Achem auf. Das Heer, welches er mit sich führte, bestand aus achtzehntausend Mann. Darunter befanden sich achttausend Mann Batas; die übrigen waren Hülfsvölker aus den benachbarten Ländern, nämlich Menancabos, Lusonen, Andraguiren, Jambes und Borneos, welche auch vierzig Elephanten und zwölf kleine Geschütze mit sich gebracht hatten. Unter den letzteren sah man drei, welche aus Frankreich stammten und im Jahre 1526 zur Zeit, als Lopo Vaz de Sampayo als Statthalter in Indien regierte, erbeutet worden waren. Das Heer rückte sehr langsam vor, da täglich nur fünf Meilen zurückgelegt wurden. An dem Flusse Quilem wurden mehrere Spione eingefangen, von welchen wir vernahmen, daß der Feind, welcher bereits viele Fremde, nämlich Türken und Bewohner der Küsten Cambaya und Malabar, an sich gezogen habe, uns bei der Stadt Tondacur erwarte. Auf diese Nachricht versammelte der König der Batas den Kriegsrath, um über das weitere Verfahren zu überlegen, und es wurde beschlossen, den Feind unverzüglich anzugreifen, ehe noch weitere Verstärkungen desselben eintreffen würden. Der Marsch wurde nun etwas schneller fortgesetzt, und wir gelangten um zehn Uhr des Abends an den Fuß eines Berges, von welchem das feindliche Lager noch etwa eine halbe Meile entfernt war. Nachdem man sich hier eine dreistündige Ruhe gegönnt hatte, rückte man in vier Haufen gegen den Feind, welcher auf einem großen mit Reis bepflanzten Felde in zwei

Schlachtreihen aufgestellt war. Beide Heere stürmten, nachdem das Zeichen zum Angriffe mit Trompeten, Trommeln, Glocken und Geheul gegeben war, muthig aufeinander los, warfen zuerst Pfeile und Feuerwerke und wurden dann mit solcher Erbitterung handgemein, daß mich eine große Angst befiel. Nachdem der Kampf etwa eine Stunde gedauert hatte, wollte sich Achem mit seinem Heer, welches viele Leute verloren hatte und sehr ermüdet war, um nicht noch größere Verluste zu erleiden, nach einem Hügel zurückziehen, wo er ein verschanztes Lager hatte errichten lassen, aber ein Bruder des Königs von Andraguire kam ihm mit einem Haufen von zweitausend Mann zuvor und schnitt ihm den Weg ab, wodurch die Schlacht von Neuem entbrannte und zwar mit noch größerer Wuth, daß man nicht bei einem andern Volke einen hartnäckigeren Kampf sehen kann. Achem erlitt wiederholt einen Verlust von fünfzehnhundert Mann. Unter den Gefallenen befanden sich hundertundsechzig Türken, welche wenige Tage vorher aus der Meerenge von Mecca zu seiner Unterstützung eingetroffen waren, zweihundert malabarische Sarazenen, nebst einigen Abyssiniern, überhaupt seine besten Leute, da es aber beinahe Mittag und die Hitze unerträglich geworden war, so zog sich der König der Batas in das Gebirge zurück, wo er die Todten begraben und die Verwundeten verbinden ließ. Da er am folgenden Morgen sah, daß der Feind von der Ebene, wo er sein Lager vorher gehabt hatte, verschwunden war, so zweifelte er nicht mehr an der Niederlage des Feindes und beschloß ihn nach seiner Hauptstadt zu verfolgen. Er erreichte dieselbe am folgenden Tage zwei Stunden vor Sonnenuntergang und steckte sogleich zwei Vorstädte und mehrere türkische Fahrzeuge, welche daselbst vor Anker lagen, in Brand. Dieser glückliche Erfolg bewog ihn auch denselben Abend das Fort Penacao, welches den Eingang in den Fluß vertheidigte, und mit zwölf Kanonen besetzt war, anzugreifen. Er selbst stellte sich an die Spitze der Stürmenden, welche mit geringem Verlust die Mauern erstiegen und die ganze Besatzung über die Klinge springen ließen. Die Tapferkeit des Königs erhöhte den Muth seiner Leute in solchem Grade, daß sie auch die Stadt anzugreifen begehrten; da aber die Nacht sehr dunkel war, so ließ er es nicht zu, obgleich man an dem Erfolg nicht zweifelte.

Siebzehntes Kapitel.

Fernere Unternehmungen des Königs der Batas.

Der König der Batas begann nun die Belagerung der Stadt, während welcher die Belagerten mehrere Ausfälle unternahmen; bei einem derselben drängten sich Achems beste Truppen während des Handgemenges mit den Batas in das früher erstürmte Fort und zündeten eine starke Mine an, wodurch dreihundert Batas in die Luft flogen und ein solcher Qualm entstand, daß man die Hölle vor sich zu haben glaubte. Zu gleicher Zeit stürzten, von Achem geführt, eine ausgewählte Schaar von fünftausend Kriegern mit großem Geschrei aus der Stadt, und es entspann sich ein erbitterter Kampf mit den Batas, der etwa eine Viertelstunde währte und in welchem mehr als viertausend Leute umkamen. Da der bei weitem größte Verlust auf Seiten des Königs der Batas war, so zog sich dieser mit dem Reste seines Heeres auf einen Felsen, welcher Minacaleu heißt, zurück, wo er die Leichen in den Fluß werfen und die Verwundeten, deren über zweitausend waren, pflegen ließ. Nach diesem Treffen hielten sich beide Heere ruhig und dachten vorerst an keine Fortsetzung des Krieges, als man am Morgen des vierten Tages eine Flotte von achtzig Schiffen in der Mitte des Flusses gewahrte, welche unter dem Schalle der Musik und mit großem Lärm bei dem Fort vor Anker ging. Von aufgefangenen Spionen vernahm man alsbald, daß dies die Flotte von Achem sei, welche von einer siegreichen Expedition gegen Tevasserey zurückkehre und fünftausend Mann auserlesener Truppen an Bord habe. Der König der Batas, welcher nicht für rathsam hielt, den Kampf gegen einen so sehr überlegenen Feind fortzusetzen, brach in der folgenden Nacht traurig und über den Ausgang des Feldzuges, in welchem er über dreitausend Leute verloren hatte, mißvergnügt auf, um sich in Eile nach Panaju zurückzuziehen, wo er nach einem Marsche von fünf Tagen eintraf und alle seine Truppen entließ. Er selbst ging in einem kleinen Fahrzeuge und mit nur wenigen seiner Günstlinge den Fluß hinauf nach dem Orte Pachissaru, wo er sich vierzehn Tage in die Pagode eines Götzen, welcher Ginassereo oder Gott der Traurigkeit heißt, einschloß. Nach seiner Rückkehr nach Panaju

befahl er mir, den muhamedanischen Kaufmann, welchen Pero de Faria geschickt hatte, aufzusuchen und ihn zu fragen, ob er die mitgebrachten Waaren vortheilhaft verkauft habe, und ihm zugleich zu bemerken, daß er sogleich bereit sei, jeden Verlust zu vergüten. Der Muhamedaner und ich bemerkten ihm, daß wir mit dem Geschäft vollständig zufrieden seien und gaben ihm überdieß die Versicherung, daß der Statthalter von Malacca Alles aufbieten werde, um ihn an Achem, seinem Todfeinde, zu rächen. Bei dieser Rede schien der König der Batas zuerst einige Zeit nachzudenken, dann wandte er sich plötzlich zu mir mit den Worten: „Ha, Portugiese, weil Du mich doch veranlassest, unverhohlen auszusprechen, was ich denke, so ersuche ich Dich, doch mich in Zukunft nicht mehr für so thöricht zu halten, zu glauben, daß ihr mich in nächster Zeit rächen werdet, da ihr selbst im Verlaufe von dreißig Jahren nicht im Stande waret, euch gegen einen Feind, der euch so oft und so arg beschädigt hat, Genugthuung zu verschaffen. Ich werde mich also auch künftig nicht mehr auf euren Beistand verlassen und mich trotz der Ermordung meiner drei Söhne und trotz der Verwüstung des größten Theiles meines Reichs trösten müssen, da ihr selbst in euerer Festung von Malacca nicht sicherer seid, als ich hier." Diese Antwort, welche die Empfindlichkeit und den Aerger des Königs deutlich zeigte, brachte mich in nicht geringe Verlegenheit, da ich mir gestehen mußte, daß sie nur Wahrheit enthielt. Ich wagte ihm also nicht mehr von Hülfeleistung zu sprechen, meine früheren Versprechungen zu wiederholen.

Achtzehntes Kapitel.

Von den ferneren Verrichtungen bis zu meiner Einschiffung nach Malacca.

Nachdem der Muhamedaner und ich uns von dem Könige verabschiedet hatten, begaben wir uns in unsere Wohnung und blieben daselbst noch vier Tage, um während dieser Zeit hundert Barren Zinn und dreißig Päcke Benzoe, welche noch am Ufer lagerten, an Bord zu bringen. Als alle Waaren geborgen und

wir bereit waren uns einzuschiffen, begab ich mich zu dem Könige auf dem Passeivan, einem großen Platze vor dem Palaste, wo die Eingeborenen ihre Hauptmärkte halten. Hier sagte ich ihm, daß wir mit der Besorgung unserer Geschäfte fertig seien und kämen, um unsere Entlassung nachzusuchen. Er empfing uns sehr wohlwollend und verabschiedete uns, nachdem er uns nochmals gefragt hatte, ob wir mit der Behandlung seiner Handelsleute zufrieden seien, mit freundlichen Versicherungen seiner Gewogenheit. „Wenn Du nun, setzte er, sich zu mir wendend hinzu, nichts mehr in diesen Gegenden zu besorgen hast, so halte ich für gut, daß Du abreisest, ohne Dich weiter aufzuhalten, da Du jetzt das günstige Wetter benützen und der großen Hitze, welche gewöhnlich in dem Golfe herrscht, entgehen kannst. Durch solche Windstillen gerathen die Schiffe nach Pazem, vor welchem Unglücke Dich der Himmel bewahren möge, denn wenn Du gezwungen wärest, dort zu landen, so würden die Leute Achems Dich mit den Zähnen lebendig zerreißen und der König würde bei der Verübung solcher Grausamkeiten der erste sein, denn diese Menschen rühmen sich, daß sie kein größeres Vergnügen kennen, als das Blut der Kaffern zu trinken, jener räuberischen Leute, welche gekommen seien, die Reiche Anderer in Indien und auf den Inseln des Meeres zu rauben. Und der Name Blutsäufer wurde ihnen von dem Hause Mahomeds zu Mecca gegeben, zur Belohnung der goldenen Lampen, welche sie als Geschenke für ihren Propheten dahin geschickt haben. Warne also in meinem Namen den Statthalter von Malacca, sorgfältig vor dem Tyrannen von Achem auf seiner Hut zu sein, denn dieser wird keine Mittel und keine Mühe scheuen, um ihn aus Indien zu vertreiben und das eroberte Land den Türken zurückzugeben, wobei diese alle mögliche Hülfe zu leisten versprochen haben; ich hoffe aber zu Gott, daß alle diese Anschläge eurer Feinde zu Schanden werden." Mit diesen Worten übergab er mir ein Antwortsschreiben an den Statthalter von Malacca nebst einem Geschenk für denselben, welches in sechs mit Gold beschlagenen Wurfspießen, zwölf Bündel Calambukholz, einer mit Perlen verzierten Schachtel von dem Gehäuse einer Schildkröte und in mehreren kostbaren Perlen bestand; mir selbst machte er zwei Pfund Gold und ein mit demselben Metall ausgelegtes Messer zum Geschenk. Darauf verabschiedete ich mich und begab mich sogleich an Bord, da unser Fahrzeug schon segelfertig lag und mich

erwartete. Nach unserer Abfahrt aus dem Hafen von Panaju gelangten wir um die zweite Nachtstunde nach einer kleinen, vor der Mündung des Flusses liegenden Insel, welche Apefingau heißt und von armen Leuten bewohnt ist, welche ihr Leben von dem Fange der Alsen fristen; sie können aber aus Mangel an Salz nur die Eier der weiblichen Fische (Caviar) aufbewahren, wie dies auch in den Flüssen Auru und Siaca an der andern Seite des mittelländischen Meeres zu geschehen pflegt.

Neunzehntes Kapitel.

Was mir im Königreiche Queda widerfuhr.

Am folgenden Morgen verließen wir die Insel Apefingau und segelten fünfundzwanzig Meilen an der Küste hin bis zur Straße Minhagaruu, durch welche wir gingen, um an der andern Küste der Halbinsel Malacca hinaufzusteuern. Wir berührten den Hafen Junzalan und erreichten mit günstigem Winde nach zwei Tagen den Perlenfluß im Königreiche Queda, wo wir fünf Tage vor Anker lagen, um besseren Wind abzuwarten. Während dieser Zeit statteten wir, nämlich ich und der Muhamedaner, auf den Rath der Kaufleute des Landes dem Könige einen Besuch ab und überreichten ihm ein passendes Odia oder Geschenk, worüber er sehr erfreut schien. Wir trafen gerade ein bei einem großen Feste, welches er mit Musik, Tanz und Gelagen bei dem Leichenbegängnisse seines Vaters gab, den er selbst erdolcht hatte, um seine Mutter, welche von ihm schwanger war, zu heirathen. Um das Murren, welches eine so grausame und abscheuliche That bei dem Volke erregen mußte, zu unterdrücken, hatte er bei Todesstrafe verboten, von dem Vorfalle zu sprechen. Unter diesem Vorwande hatte er schon viele Große des Reiches und eine Menge reicher Kaufleute hinrichten lassen, um mit dem Gelde derselben seinen Schatz zu füllen. Mein Gefährte, der Muhamedaner, glaubte als Fremder seine Zunge weniger im Zaune halten zu müssen und erging sich mit mehreren Glaubensgenossen bei einem Gastmahle in Schimpfreden gegen den König. Dieser, welcher durch die

Spione, die er überall aufgestellt hatte, von dieser Verwegenheit hörte, ließ sogleich das Haus, worin sich die Muhamedaner befanden, umstellen und sich diese gefesselt vorführen. Er verurtheilte selbst, ohne ihre Vertheidigung anhören zu wollen, alle zu der Strafe, welche in diesem Lande Gregoge heißt und darin besteht, daß man den Schuldigen die Arme, die Füße, den Hals und den Rumpf bis auf das Rückgrat durchsägt, wie ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte. Da der König fürchtete, der Statthalter von Malacca möchte für die Hinrichtung seines Factors Rache üben und seine in Malacca lagernden Waaren in Beschlag nehmen, so ließ er mich in der folgenden Nacht, in welcher ich, ohne von dem Geschehenen das Geringste zu wissen, an Bord meines Schiffes schlief, aufsuchen und zu sich rufen. Ich begab mich also um Mitternacht in den Palast und fand im Hofe desselben eine Schaar geharnischter und mit Lanzen und Dolchen bewaffneter Leute, über welchen unerwarteten Anblick ich nicht wenig erschrak. Da ich irgend einen bei diesen Völkern gar nicht ungewöhnlichen Verrath befürchtete, so gab ich ihnen, obschon sie mir zuredeten und mir betheuerten, daß ich nichts zu befürchten habe, zu verstehen, ich würde ihnen gern eine Summe Geldes geben, wenn sie mich nach meinem Schiffe zurückkehren ließen. Sie erklärten mir aber, dies für alles Gold Malaccas nicht gestatten zu können, denn die Gewährung meiner Bitte würde sie unfehlbar ihre Köpfe kosten. Ich gerieth darüber in noch größere Furcht, besonders da mich jetzt fünfzehn bis zwanzig Bewaffnete umringten, welche mich die übrigen Nachtstunden hindurch streng bewachten. Am folgenden Morgen wurde ich zitternd vor Angst und mehr todt als lebendig vor den König gebracht, welchen ich in dem zweiten Hofe auf einem Elephanten sitzend und von mehr als hundert Kriegern umgeben fand. Als er mich verwirrt und athemlos kommen sah, rief er mir wiederholt zu: „Jaogano, tacor," das heißt: fürchte Dich nicht und komme näher, damit ich Dir sage, warum ich Dich hieher beschieden habe. Als ich nun die Augen erhob, gewahrte ich ringsum eine Menge Leichname in einer Blutlache und unter ihnen auch den Mohren Cojaale, mit welchem ich gekommen war. In diesem Augenblick schwanden mir die Sinne und die geringen Kräfte, welche ich noch behalten hatte; ich warf mich vor dem Elephanten, auf welchem der König saß, und sprach zu ihm mit Thränen in den Augen: „Herr, befiehl mir, ich bitte Dich, Dein Sclave

zu werden, lasse mich aber nicht durch die grausamen Martern sterben, welche diese Leichname erfahren haben; ich schwöre Dir bei dem christlichen Glauben, daß ich Dich nie beleidigt und nicht den Tod verdient habe. Bedenke auch, daß ich ein Neffe des Statthalters von Malacca bin, welcher so viel Lösegeld für mich geben wird, als Du begehrst." „Nie werde ich dies thun," rief der König; „setze Dich und erhole Dich, damit Du von mir hören kannst, weshalb ich den Mohren habe hinrichten lassen; einen Christen würde ich nicht getödtet haben, und wenn er meinen eigenen Sohn ermordet hätte." Darauf ließ er mir einen Topf Wasser reichen und befahl einem seiner Diener, mir mit einem Fächer Kühlung zuzuwehen. Es verging wohl eine gute Stunde, ehe allmälig meine Furcht verschwand und ich mich bereit zeigen konnte, ihn anzuhören. „Portugiese," begann er, „ich weiß wohl, daß man Dir in den letzten Tagen gesagt hat, ich habe meinen Vater ermordet; ich habe ihn in der That tödten lassen, weil er mich selbst umbringen wollte, da mehrere Sclaven ihm hinterbracht hatten, meine Mutter sei von mir schwanger, was aber nur Verleumdung ist. Er schenkte jedoch diesen falschen Gerüchten Glauben und trachtete mir nach dem Leben; ich mußte ihm also zu meiner eigenen Sicherheit zuvorkommen, so leid dies mir war und so gern ich immer den Pflichten eines gehorsamen Sohnes nachkam, was ich auch dadurch bewies, daß ich meine Mutter, um sie nicht einsam und betrübt zu lassen, zum Weibe genommen habe. Auch Dein Gefährte, welchen Du hier bei den übrigen Hunden todt liegen siehst, hat gestern von mir so viel Böses gesagt, daß ich mich schäme, es zu wiederholen; ich will Dir nur bemerken, daß er mich ein Schwein und meine Mutter eine läufige Hündin geschimpft hat. Ich bitte Dich also als meinen Freund, dies Verfahren nicht zu mißbilligen, worüber ich mich sehr betrüben würde, denn ich war von jeher ein Freund der Portugiesen und werde es auch stets bleiben." Ich erwiderte ihm, daß der Statthalter ihm sehr verbunden sein werde für die Hinrichtung des Muhamedaners, weil dieser einen Theil der Waaren unterschlagen habe und aus Furcht vor der Entdeckung des Betrugs zweimal versucht habe, mich zu vergiften; außerdem habe dieser Hund, wenn er betrunken gewesen sei, gegen Jeden alle möglichen Schimpfworte ausgestoßen, die ihm in den Mund gekommen seien. Diese Antwort, welche ich gab, ohne in meiner Verwirrung zu wissen, was ich sagte, schien den König sehr zu

befriedigen, denn er nahm einen mit Gold verzierten Dolch aus seinem Gürtel und überreichte ihn mir als Geschenk nebst einem Briefe an Pero de Faria, worauf er mich gnädig und mit der Wiederholung seiner Entschuldigungen entließ. Ich verabschiedete mich von ihm, und obgleich ich ihm versichert hatte, daß ich noch etwa zehn oder zwölf Tage in seinem Lande verweilen würde, so ließ ich doch sogleich, nachdem ich an Bord gekommen war, die Anker lichten, herzlich froh, einer so nahen Todesgefahr entgangen zu sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Rückkehr nach Malacca.

Nach einer Fahrt von vier Tagen erreichte ich mit Gottes Hülfe die Inseln Pullo Sambillan, dem ersten Lande an der Küste von Malayo. Durch einen glücklichen Zufall traf ich hier drei portugiesische Fahrzeuge, von denen eines von Pegu und die beiden anderen von Bengale kamen. Sie überließen mir freundlich mehrere Matrosen, einiges Tauwerk und andere Schiffsgeräthschaften, deren ich dringend nöthig bedurfte, und geleiteten mich bis zu dem Hafen von Malacca. Nachdem ich gelandet war, begab ich mich sogleich nach der Festung zu dem Statthalter, um ihm über den Verlauf meiner Reise Bericht abzustatten. Ich beschrieb ihm genau die Küste, die Flüsse und die Häfen der noch nicht näher erforschten Insel Sumatra, und schilderte ihm die Handelsverhältnisse der Einwohner, mit denen die Portugiesen sonst noch gar keinen Verkehr hatten. Was die Goldinsel betraf, über welche ich nachzuforschen beauftragt war, so berichtete ich nach den Aussagen der Bewohner von Sumatra, daß diese Insel etwa sechzig Meilen von der südlichen Spitze ihres Landes entfernt und von Sandbänken und starken Strömungen umgeben sei. Auch sollen zwischen Sumatra und Java an der Sundastraße verschiedene wichtige und reiche Völker wohnen und hier auch der Fluß Lampon zu finden sein, von wo das Gold von Menancabo nach dem Königreiche Campar auf den Flüssen Jambes und Broteo gebracht

wird. In der Stadt Lampon befand sich auch, wie die Chroniken des Landes erzählen, vor uralten Zeiten eine von der Königin von Saba errichtete Factorei, durch deren Vermittelung diese Königin eine große Menge Goldes bezog, welches sie dem Könige Salomon zum Tempelbau nach Jerusalem bringen ließ. Sie sei, wie weiter berichtet wird, von Salomo schwanger in ihr Land zurückgekommen und der von ihr geborene Sohn habe das Königreich Aethiopien ererbt, welches jetzt das Land des Priesters Johannes heißt, und von seinen Nachkommen sollen die Abyssinier abstammen. Schließlich erzählte ich Faria noch von dem Betriebe der Perlenfischerei zwischen Pullo Tiquos und Pullo Quenim, wie die Batas seit alten Zeiten diese kostbare Waare nach Pazem und Pedir bringen, wo sie von den türkischen Kauffahrern Indiens und des Rothen Meeres gegen andere Gegenstände eingetauscht wird. Pero de Faria, welcher mit dem Erfolge meiner Nachforschung sehr zufrieden schien, meldete die Ergebnisse derselben nach Portugal, von wo alsbald der Befehl eintraf, die erwähnte Goldinsel in Besitz zu nehmen. Nach mehreren aus verschiedenen Ursachen mißlungenen Bemühungen, diesen Befehl auszuführen, ging endlich im Jahre 1542 Jeronymo Figuereydo, ein Edelmann vom Hofe des Herzogs von Braganza, von Goa aus unter Segel, da er aber weit mehr darauf sann, sich schnell zu bereichern, als Entdeckungen zu machen, so segelte er nach der Küste von Tanassery und nahm hier mehrere reich befrachtete türkische Schiffe. Da er jedoch bei der Vertheilung der Beute unter die Mannschaft ungerecht verfuhr, so entstand eine Meuterei und er wurde auf der Insel Ceylan an's Land gesetzt. Die Schiffe kamen später nach Goa zurück, die Meuterer blieben aber, weil man kundige Leute zu nöthig brauchte, unbestraft, und die Goldinsel kam in Vergessenheit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine Gesandtschaft des Königs von Aaru zu Malacca.

Kurz nach meiner Zurückkunft nach Malacca erschien auch ein Gesandter des Königs von Aaru, um die Portugiesen zu bitten, ihm Unterstützung an Leuten und Kriegsmaterial zukommen zu

lassen, da der König von Achem mit einer starken Flotte im Anzuge sei, um ihn seines Landes zu berauben und sich in demselben festzusetzen, weil er von hier aus den Portugiesen näher sei und sie leichter aus Malacca zu vertreiben gedenke. Da aber gerade die Regierung des Statthalters Estevao de Gama noch nicht völlig zu Ende war und Pero de Faria dieselbe noch nicht antreten konnte, so verspürten beide keine große Lust, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen, und der Gesandte erhielt eine ausweichende Antwort. Dieser äußerte unverhohlen seine Empfindlichkeit über diese ihm ungerecht erscheinende Behandlung beim Abschiede von den beiden Statthaltern in einer langen Rede, worin er den Portugiesen nicht nur Undank, sondern auch Unklugheit vorwarf. Nachdem er auf diese Weise seinem Unmuthe Worte geliehen, neigte er sich zu Boden, hob zwei Steine auf und schlug damit auf ein vor dem Thore stehendes Geschütz mit den Worten: „Der Herr, welcher uns geschaffen hat, wird uns beschützen, wenn es ihm beliebt." Darauf schiffte er sich sogleich ein; nach seiner Abreise entstand aber in der Stadt ein allgemeines Murren über die gleichgültige Abfertigung dieses Königs, welcher den Portugiesen stets gute Dienste geleistet und sich hauptsächlich durch diese den Zorn des Königs von Achem zugezogen hatte. Pero de Faria sah nun zu spät den Fehler ein, welchen er begangen hatte, und suchte ihn wieder gut zu machen. Er befrachtete also ein Schiff mit Waffen und Munition und bestimmte für den König selbst eine schöne Rüstung, zu deren Ueberbringung ich wieder ausersehen wurde. Da Faria, welcher mich beredete, daß ich auf dieser Reise vielleicht mein Glück machen könne, mir überdies eine meinen Diensten ensprechende gute Belohnung versprach, so ging ich am Morgen des 5. October 1539 unter Segel und lief schon vier Tage nachher in den Fluß Punetican ein, an welchem die Stadt Aaru liegt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Besuch bei dem Könige von Aaru.

Als ich vor Anker ging, bemerkte ich, daß man mit dem Baue von Schanzen zur Abwehr einer feindlichen Landung beschäftigt war, und da der König selbst die Arbeiten leitete, so stellte ich mich demselben sogleich vor, und er verhehlte seine Freude nicht, als ich ihm das Schreiben Faria's, worin dieser ihm seine Unterstützung versprach, überreichte. Als er aber die ihm überschickte Ladung von Waffen und Munition in Augenschein genommen hatte, war er vor Vergnügen so gänzlich außer sich, daß er mich umarmte. „Mein Freund," sprach er, „ich habe wahrlich in der vergangenen Nacht geträumt, daß mir alle diese Schätze, die ich jetzt in der Wirklichkeit vor mir sehe, aus der Festung des Königs von Portugal, meines Gebieters, zukommen würden; ich hoffe mit Hülfe derselben und mit dem Beistande Gottes mein Reich zu vertheidigen, wie ich immer gethan habe und wie mir alle Statthalter von Malacca bezeugen müssen." Nach diesen Worten mahnte er wiederholt seine Leute zur fleißigen Arbeit an der Verschanzung, nahm mich dann bei der Hand und führte mich in Begleitung mehrerer Hofleute nach der etwa eine Viertelmeile entfernten Stadt, wo er mich in dem Palaste nicht nur glänzend bewirthete, sondern mich auch seiner Gemahlin vorstellte, eine in diesem Lande sehr seltene Ehre. Er zeigte mir auch das Arsenal, in welchem sich zwar mancherlei Geräthschaften befanden, die aber in keinerlei Weise genügten, um einen mit guten Feuerwaffen unterstützten Angriff abzuwehren. Auch hatte er nur ein kleines Heer von sechstausend Mann dem König von Achem entgegenzustellen, welcher über eine Flotte von hundertunddreißig Schiffen und über ein zahlreiches kriegsgewohntes Heer, worunter sich viele Türken befanden, zu verfügen hatte. In große Verlegenheit brachte mich der König durch seine bitteren Klagen über die Habsucht und die Treulosigkeit der portugiesischen Beamten, da mir nach den Beispielen, die er mir vorführte, eine Widerlegung nicht möglich war. Nach dieser mir nicht sehr angenehmen Unterhaltung ließ mir der König eine Wohnung bei einem reichen Kaufmann anweisen, wo mir alle Bequemlichkeiten und Genüsse geboten wur-

den; sehr gern hätte ich sie aber mit einem ärmlichen Lager und mit schmaler Kost an einem sicherern Orte vertauscht, denn fast jede Stunde wurde ich durch Nachrichten von der nahen Ankunft des Feindes beunruhigt und geängstigt. Der König schien ebenfalls das Schlimmste zu befürchten, denn er ließ seine Gemahlin, so wie alle Frauen und Greise in einem nahen Walde in Sicherheit bringen, was in großer Verwirrung unter fortwährendem Jammer geschah, so daß ich schon selbst nicht mehr zweifelte, daß Achem sich ohne besondere Anstrengung des Königreiches Aaru bemächtigen werde. Fünf Tage nach meiner Ankunft ließ der König mich rufen und fragte mich, wann ich abreisen wolle. Ich erwiderte ihm, daß dies von seinem Befehle abhänge, daß ich aber gern möglichst bald abreisen möchte, da der Statthalter mich mit Waaren nach China senden wolle. Er billigte meine Gründe, beschenkte mich mit zwei goldenen Armbändern, gab mir ein Schreiben nebst einem werthvollen Diamanten für den Statthalter und entließ mich sehr gnädig.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Erlebnisse nach der Abreise von Aaru.

Ich schiffte mich noch an demselben Abend ein und fuhr den Fluß hinab bis zu einem an der Mündung desselben liegenden kleinen, aus zehn bis zwölf Strohhütten bestehenden Dorfe, dessen Bewohner äußerst arm sind und ihr Leben dadurch fristen, daß sie aus der Leber von Eidechsen ein Gift bereiten, womit die Eingeborenen die Spitzen ihrer Pfeile vergiften. Das hier bereitete Gift, Pocausilim genannt, wird für das beste gehalten, weil es bei der geringsten Verwundung mit einem damit bestrichenen Pfeil unfehlbar den Tod bringt. Am folgenden Tage segelten wir an der Küste hin, kamen gegen Abend an den Inseln Anchepisan vorüber und steuerten dann nach der hohen See; aber schon bei der ersten Nachtwache sprang der Wind in Nordwest um und wurde alsbald zu einem so heftigen Sturme, daß er die Masten mit den Segeln über Bord schleuderte und das Wasser an meh-

reren Stellen eindrang. Das Schiff ging nach kurzer Zeit in Trümmer, und in weniger als einer Viertelstunde waren bereits dreiundzwanzig Leute von den Wogen verschlungen. Wir übrigen wurden, mit Wunden bedeckt, auf einige Klippen geworfen, auf denen wir die Nacht zubrachten. Unsere Lage erschien uns am folgenden Morgen noch trostloser, denn wir befanden uns an einer sumpfigen Küste, welche so dicht mit Gehölz bedeckt war, daß kaum ein Vogel sich hätte durch dasselbe Bahn brechen können. Wir blieben drei Tage auf dieser kleinen Klippe, wo wir keine andere Nahrung fanden, als den von dem Meere ausgeworfenen Unrath. Endlich rafften wir uns auf und gingen einen ganzen Tag längst der Küste hin, welche zur Insel Sumatra gehörte und an welcher wir bis an den Gürtel in den Schlamm sanken. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir die Mündung eines kleinen Flusses, welcher zwar nur einen Armbrustschuß breit war, über den wir aber nicht zu schwimmen wagten, da er sehr tief schien und wir bereits sehr entkräftet waren. Wir mußten also die ganze Nacht bis an den Hals im Wasser stehend zubringen, überdies gepeinigt von den Muskitos, welche aus den nahen Wäldern kamen und mit solcher Wuth über uns herfielen, daß wir an dem ganzen Körper mit Blut bedeckt waren. Der älteste meiner Gefährten, ein muhamedanischer Matrose, bekannte sich, als er sein Ende herannahen sah, zur christlichen Religion und sank bald darauf todt nieder, da er nicht nur durch den Hunger, sondern auch durch eine große bei dem Schiffbruche erhaltene Wunde, welche ihm das Gehirn bloslegte, entkräftet war. Wir versenkten den Leichnam so gut es ging in den Schlamm und beschlossen über den Fluß zu schwimmen, um auf den am andern Ufer stehenden hohen Bäumen unser Nachtlager zu nehmen, weil die Gegend, wo wir uns befanden, durch den Aufenthalt von Krokodilen, Tigern, Schlangen und anderm Gewürm unsicher war. Die beiden Stärksten von uns schwammen nach der Verabredung voraus, der dritte sollte, da ich am schwächsten war, an meiner Seite bleiben und mich unterstützen. Wir hatten aber kaum die Mitte des Flusses erreicht, als die zwei Vorausschwimmenden von zwei großen Krokodilen ergriffen, in die Tiefe gezogen und zerrissen wurden, woran wir nach der Farbe des sich durch ihr Blut röthenden Wassers nicht zweifeln konnten. Wir beiden Andern entgingen wie durch

ein Wunder der Gefahr und wußten nicht, wie wir über den Fluß gekommen, als wir am Ufer, wohin wir besinnungslos geworfen worden waren, allmälig wieder zu uns kamen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neue Qualen, und Aufenthalt in der Stadt Siaca.

Wir übernachteten, nachdem wir uns ein wenig erholt hatten, in der Nähe des Flusses und nahmen am folgenden Morgen unsern Weg wieder an dem Ufer abwärts nach dem Meere, wo wir eine Barke gewahrten, welche im Begriffe war, in die Mündung des Flusses einzulaufen. Sobald sie näher gekommen war, warfen wir uns auf die Kniee und baten die Seefahrer mit gefalteten Händen, uns aufzunehmen. Sie vermutheten sogleich, daß wir Schiffbrüchige seien und zogen nähere Erkundigungen ein; nachdem wir ihnen unser Schicksal mitgetheilt hatten, entspann sich eine Berathung, nach deren Beendigung einer von ihnen, welcher der Aufführer zu sein schien, das Wort ergriff. „Ihr seid," sprach er, „nicht in der Lage, Dienste zu leisten, um euern Unterhalt zu verdienen, wenn wir euch in die Barke aufnehmen. Habt ihr also Geld verborgen, so gebt es uns vorerst und wir wollen die Barmherzigkeit, welche ihr mit Thränen erfleht, gegen euch üben. Auf andere Weise könnt ihr von uns keine Hülfe erwarten." Da sie nach diesen Worten Anstalt machten, ihren Weg fortzusetzen, so wiederholten wir weinend unser Gesuch, wir baten sie, uns als Sclaven anzunehmen und uns zu verkaufen, wo es ihnen beliebe; außerdem gab ich ihnen die Versicherung, daß der Statthalter von Malacca jedes Lösegeld, das sie für mich verlangen wollten, gern bezahlen würde. „Gut," antwortete er, „wir wollen eure Bitte nicht abschlagen, sagst Du aber nicht die Wahrheit, so werden wir Dir Hände und Füße binden und dich lebendig in's Meer werfen. Darauf stiegen vier von ihnen an's Land, um uns in die Barke zu tragen, da wir selbst zu schwach waren, um diese Anstrengung machen zu können. Als sie uns an Bord hatten, fesselten sie uns mit Stricken an den Mast und schlugen uns, um nur Geld zu

erpressen, mit doppelten Tauen und so unbarmherzig so lange, bis wir halbtodt niedersanken. Darauf goßen sie meinem Gefährten einen Trank von Kalk und Urin ein, auf welchen sich dieser so heftig erbrach, daß er unter großen Schmerzen seinen Geist aufgab. Als sie nun sahen, daß auch dieses grausame Mittel das nach ihrer Meinung versteckte Gold nicht zum Vorscheine brachte, verschonten sie mich mit dem Tranke, wuschen aber damit meine Wunden, was mir solche Schmerzen verursachte, daß ich dem Tode nahe war. Am folgenden Morgen verließen wir den Fluß, welcher Arissumhee heißt, und erreichten um die Mittagszeit Siaca, einen aus Strohhütten bestehenden Ort im Königreiche Jambes, wo ich siebenundzwanzig Tage blieb, während welcher Zeit meine Wunden vollständig heilten. Als nun meine Gebieter, deren sieben waren, sahen, daß ich ihnen bei ihrem Geschäfte, welches der Fischfang war, nicht nützlich sein könne, boten sie mich dreimal zum Verkaufe aus, ohne daß irgend Jemand Lust hatte, etwas für mich zu geben. Ich wurde deshalb, als ein überflüssiger Mensch, den man umsonst zu füttern hatte, aus dem Hause geworfen und sah mich gezwungen, meinen Unterhalt zu erbetteln. Die Almosen reichten aber, da diese Leute selbst in der größten Armuth darbten, nicht hin, um mein Leben zu fristen. Als ich eines Tages am Meeresstrande in der Sonne lag und mein Mißgeschick beweinte, ging durch Gottes Fügung zufällig ein Muhamedaner vorüber, welcher sich längere Zeit zu Malacca unter den Portugiesen aufgehalten hatte. Er erkannte mich als einen solchen und versprach nach längeren Unterhandlungen, in welchen ich ihm ein erkleckliches Lösegeld in Aussicht stellte und ihm Unterstützung bei seinen Handelsgeschäften in Malacca zusicherte, mich loszukaufen und mich zu dem Statthalter Pero de Faria zu bringen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich nach Malacca zurückkam.

Der Kaufmann brachte durch einen ihm bekannten Bewohner von Siaca mit den Fischern, welche auf den Besitz eines unbrauchbaren und ihnen lästigen Menschen fast keinen Werth legten, den

Handel bald zu Stande und kaufte mich um sieben kleine Goldmünzen. Er führte mich darauf in seine Wohnung, wo ich fünf Tage blieb, bis er in dem benachbarten Orte Sorobaya die Befrachtung seines Schiffes beendigt hatte. Die Ladung bestand aus Alseneiern (Caviar), denn die Alsen werden in dem erwähnten Flusse in solcher Menge gefangen, daß man jährlich fast zweitausend Schiffe mit den Eiern der Weibchen befrachtet. Die Fische selbst haben dagegen nicht den geringsten Werth. Als das Schiff segelfertig war, ging ich mit dem Kaufmann an Bord und wir erreichten in drei Tagen glücklich das Fort von Malacca und begaben uns sogleich zu dem Statthalter, welchem der Kaufmann den zwischen uns abgeschlossenen Vertrag mittheilte. Pero de Faria, welcher in länger als drei Monaten nichts von mir gehört hatte und mich längst todt geglaubt, war nicht wenig erstaunt und bat mich zu sprechen, um meine Stimme zu hören, denn ich war in einem so jämmerlichen Zustande und mein Gesicht hatte sich durch die erduldeten Qualen so sehr geändert, daß er mich nicht wieder erkannte. Die Schilderung meiner Leiden rührte ihn zu Thränen, und als die Nachricht von meiner Ankunft sich in der Stadt verbreitete, eilten meine früheren Freunde und Bekannte nach dem Fort, um die Erzählung meiner Abenteuer aus meinem Munde zu hören. Manche entfernten sich in stillem Erstaunen, indem sie die Achseln zuckten und sich bekreuzten, viele spendeten mir auch mitleidig Almosen, so daß ich jetzt bald mehr besaß, als vor meiner Abreise nach Aaru. Pero de Faria übergab dem muhamedanischen Kaufmann, welchem ich meine Rettung zu verdanken hatte, sechzig Ducaten und zwei Stücke des schönsten chinesischen Damastes und befreite ihn von allen Zöllen und Abgaben für seine Waaren; mich brachte er in das Haus eines königlichen Zollbeamten, wo ich mich einer aufmerksamen Pflege erfreute und wo ich länger als einen Monat das Bett hüten mußte, ehe ich mich wieder vollständig erholen konnte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ausbruch des Krieges zwischen den Königen von Achem und Aaru.

Ich habe schon weiter oben meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß es die erste Aufgabe der Portugiesen sein müsse, die Macht des Königs von Achem zu brechen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, alsbald ihre wichtigsten Besitzungen in diesen Gegenden zu verlieren und ihren Handel nach den weiter östlich gelegenen Inseln und nach China und Japan gänzlich vernichtet zu sehen. Die Rathgeber des Königs von Achem waren sehr gut unterrichtet und sahen klar in die Zukunft, indem sie ihn beredeten, das Königreich Aaru zu erobern, denn von hier aus konnte er nicht nur fortwährend die Festung von Malacca bedrohen, sondern auch durch die Besetzung und Sperrung der Meerengen den Verkehr unsicher machen und stören. Der König, welcher die Richtigkeit und Folgen dieses Rathes sehr wohl begriff, ließ also eine Flotte von mehr als hundertundsechzig Fahrzeugen ausrüsten und mit siebenzehntausend Leuten, worunter sich viele kriegserfahrene Fremde befanden, bemannen. Diese Expedition, von Heredin Mahomet, einem Schwager des Königs geführt, landete ohne Unfall in die Mündung des Flusses Panetican und fand den König von Aaru mit der Errichtung von Verschanzungen beschäftigt. Die Flotte ließ ohne Zögern ihr Geschütz gegen die Verschanzungen und gegen die Stadt spielen, da aber eine sechstägige Beschießung, obgleich dadurch viele Leute umkamen, ohne Erfolg blieb, so schiffte Heredin Mahomet sein Heer aus und griff die Verschanzungen an. Schon hatte eine türkische von einem Abyssinier geführte Schaar die stärkste der Batterien erstürmt, als der König von Aaru an der Spitze seiner tapfersten Leute sie wieder nahm und den Feind in offenem Felde in die Flucht schlug, wobei er zwölf Geschütze erbeutete. Er benützte dieselben sogleich, um seine Vertheidigungswerke noch mehr zu befestigen und sich in den Stand zu setzen, einen zweiten Sturm mit demselben Erfolge zurückzuweisen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der König von Aaru umkam.

Der König von Achem, mehr über den Verlust seiner Geschütze als über den Tod so vieler seiner Leute betrübt, versammelte den Kriegsrath, worin aber beschlossen wurde, die Belagerung mit allem Ernste fortzusetzen. Ein großer Theil der Verschanzungen war auch nach achttägiger Anstrengung zerstört, aber doch hätte man schwerlich das beabsichtigte Ziel erreicht, wenn nicht Verrath die Eroberung der Stadt herbeigeführt hätte. Ein Caciz nämlich, durch eine Stange Goldes von vierzigtausend Ducaten gewonnen, verließ während eines heftigen Treffens die wichtigste Batterie, welche sogleich von dem Feinde besetzt wurde. Der König von Aaru eilte zwar sogleich herbei, um sie wieder zu gewinnen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich; er mußte zuletzt der Uebermacht weichen und auf dem Rückzuge nach dem Graben der Stadt traf ihn der Pfeil eines türkischen Armbrustschützen und er starb sogleich an der Wunde. Die Feinde, welche seinen Tod bemerkten, bemächtigten sich des auf dem Schlachtfelde liegenden Leichnams, legten ihn, nachdem sie die Eingeweide herausgerissen hatten, in einen Behälter, und überbrachten ihn dem Könige von Achem. Dieser ließ mit großer Feierlichkeit Recht über den Todten sprechen, ihn in Stücke zerschneiden und sie in einem mit Oel und Pech gefüllten Kessel sieden, wobei folgender Urtheilsspruch ausgerufen wurde: „Sehet die Gerechtigkeit, welche übt der Sultan Laradin, der König der beiden Erdtheile und des Meeres und Docht der goldenen Lampen in der Capelle des Propheten Noby, welcher will und befiehlt, daß dieser Schandmensch zersägt und gesotten und ebenso an seiner Seele gepeinigt werde, weil er das Gesetz des Alcorans übertreten und den wahren Glauben der Muselmänner von dem Hause zu Mecca verlassen hat. Diese Strafe ist sehr gerecht und entspricht der heiligen Lehre des Buches der Blumen, da dieser Missethäter in allen seinen Handlungen die Gottesfurcht verläugnete, indem er die wichtigsten Geheimnisse des Reiches den verfluchten Hunden, welche am Ende der Welt wohnen, verrieth, wodurch sie zur Strafe für unsere Sünden und unsere Nachlässigkeit Herren von Malacca geworden sind.“ Diese Bekanntmachung

erregte einen furchtbaren Lärm und Ingrimm unter dem Volke, so daß es wüthend schrie: „Diese Züchtigung ist noch viel zu gering für ein so abscheuliches Verbrechen.“ So endete der König von Aaru und sein Reich, welches gerettet worden wäre, wenn wir dem Könige den erbetenen Beistand geleistet hätten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Königin von Aaru.

Der Feldherr des Königs von Achem stellte sogleich nach der Eroberung der Hauptstadt die Festungswerke, welche sehr gelitten hatten, wieder her und ließ eine Besatzung von achthundert Mann zurück, wozu er die tapfersten Leute seines Heeres auswählte. Bei seiner Heimkehr ward er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und reichlich belohnt. Die Königin von Aaru aber, über den Tod ihres Gemahls trostlos, wollte sich, wie sie demselben versprochen hatte, dem Feuertode auf dem Scheiterhaufen übergeben, aber ihre Räthe brachten sie zuletzt von diesem Entschlusse ab, indem sie ihr vorstellten, daß sie ihren verstorbenen Gemahl einen weit größeren Liebesdienst erweise, wenn sie ihn zu rächen versuche. Sie versprach dies auch feierlich und schwur sogar, lieber das Christenthum annehmen, als diesen Gedanken aufgeben zu wollen. Sie sammelte sogleich die ihr treu gebliebenen Unterthanen, welche eine Schaar von etwa siebenhundert entschlossenen Kriegern bildeten, zog an ihrer Spitze gegen die Stadt und richtete unter der überraschten Besatzung ein großes Blutbad an; da aber ihre Krieger nicht stark genug waren, den Feind gänzlich zu vernichten oder zum Abzuge zu zwingen, so eilte sie mit ihnen nach dem Walde zurück, um von hier aus den Krieg fortzusetzen. Sie that auch der Besatzung allen möglichen Abbruch und hätte sie ohne Zweifel allmälig so geschwächt, daß sie endlich gezwungen gewesen wäre, ihre Eroberung aufzugeben, aber zu ihrem Nachtheile trat jetzt gerade die Regenzeit ein, so daß bald das ganze Land einem Sumpfe glich und alle Früchte und sonstigen Lebensmittel in Fäulniß übergingen. Da in dieser Noth unheilbare Krankheiten entstanden und

schnell um sich griffen, so sah sich die Königin gezwungen, die ihr noch zu Gebot stehenden Fahrzeuge an der Mündung des Flusses Minhazumba zu sammeln, sich mit ihren Leuten auf denselben einzuschiffen und Schutz bei den Portugiesen auf Malacca zu suchen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Königin sucht Hülfe zu Malacca.

Als Pero de Faria die Ankunft der Königin erfuhr, ließ er sie mit den gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen und unter dem Donner der Geschütze in die Festung geleiten. Hier zeigte man ihr, absichtlich und wie es unserem Zwecke entsprach, das Zollgebäude, das Waarenlager, das Pulvermagazin, das Arsenal und sonstige Anstalten, welche einen vortheilhaften Begriff von der Macht der Portugiesen erregen sollten. Darauf wies man ihr eine ihrem Range entsprechende Wohnung an und errichtete für ihre Leute, sechshundert an der Zahl, ein Lager, wo man sie in bequemen Hütten und Zelten unterbrachte. Ihr Aufenthalt dauerte nicht weniger als sechs Monate, und während dieser Zeit unterließ sie nichts, um die Gunst und den Beistand der Portugiesen zu erhalten. Da aber ihre Vorstellungen keinen günstigen Erfolg hatten und sie statt wirklicher Hülfe nur leere Versprechungen erhalten konnte, so machte sie einen letzten Versuch, günstigeren Bescheid von dem Statthalter zu erlangen, indem sie ihn eines Sonntags bei seinem Gange aus dem Fort in die Kirche an dem Thore erwartete und ihm nach der gewöhnlichen Begrüßung vor aller Welt ihr Gesuch vortrug und ihn bei seinem christlichen Glauben bat, mit einer verlassenen und unglücklichen Frau Erbarmen zu haben. Pero de Faria gerieth über diese unerwartete Ansprache so gänzlich außer Fassung, daß er nicht im Stande war, eine Antwort vorzubringen. „Wahrhaftig,“ fuhr die Königin fort, „die Begierde, den Tod meines Gemahls zu rächen, war stets so groß, daß ich eifrig über alle mir möglichen Mittel nachsann, wie ich meinen Vorsatz ausführen könne, da die Schwäche meines Geschlechtes mir nicht

erlaubt, die Waffen zu tragen. Zuerst habe ich also meine Zuflucht zu den Portugiesen genommen, die uns fortwährend ihrer Freundschaft versicherten, weil sie recht wohl wissen, daß sie uns für die Dienste, welche wir ihnen bei der Eroberung dieses Landes geleistet haben, Dank schuldig sind. Ich bitte Euch also mit Thränen in den Augen, uns in dieser Noth Hülfe zu leisten und mir nur den Beistand von hundert Bewaffneten zuzusichern. Mit diesen und meinen eigenen Leuten werde ich, wie ich nicht bezweifle, in weniger als einem Monate mein Land wieder erobern und meinen Gemahl rächen. Ich bitte Euch aber, dieses bald zu thun, denn von der Schnelligkeit der Unterstützung hängt der Erfolg des Unternehmens nur ab. Wollt Ihr mir die verlangte Hülfe gewähren, so will ich hier geduldig warten, bis sie bereit ist, wollt Ihr aber nicht meiner Bitte entsprechen, so laßt mich wenigstens hier nicht nutzlos die Zeit verlieren, welche ich anderwärts zur Erreichung meines Zweckes verwenden könnte."

Dreißigstes Kapitel.

Die Königin von Aaru wendet sich an den König von Jantana.

Auf diese Ansprache der trostlosen Königin erwiderte nun Pero de Faria, daß er in dieser Angelegenheit bereits an den Vicekönig von Indien geschrieben habe und von diesem in kurzer Zeit Hülfstruppen erwarte, wenn nicht in Indien selbst Unruhen ausgebrochen seien, welche die Absendung solcher unmöglich machten; die Königin möge also so lange noch ruhig in Malacca bleiben, bis eine bestimmte Antwort eingetroffen sei. Da die Königin sich mit dieser Antwort nicht begnügen wollte und auf die Unsicherheit einer solchen Hülfsleistung hinwies, gerieth Faria in Zorn und vergaß sich so weit, daß er sich einige unhöfliche Worte erlaubte. Die Königin erhob nun ihre Augen weinend zum Himmel und sprach, auf die nahe Kirche deutend: „Die reine Quelle ist der Gott, welcher in diesem Hause wohnt und aus dessen Munde alle Wahrheit hervorgeht, aber die Menschen auf dieser Welt sind Lachen trüben Wassers, in denen die Unwahrheit und die Sünde

wohnt. Verrathen ist deshalb, welcher auf die Oeffnung ihrer Lippen vertraut, denn mein Gemahl und ich haben bis jetzt die Erfahrung gemacht, daß ihr Portugiesen am wenigsten für die Unglücklichen thut, welche Alles für euch geopfert haben, und daß ihr am wenigsten denen vergeltet, welchen ihr am meisten schuldig seid. Ich bin nun fest überzeugt, daß ihr mir den erbetenen Beistand weder gewähren könnet noch wollet und mich nur mit leeren Versprechungen hinzuhalten beabsichtigt.“ Mit diesen Worten kehrte die Königin dem Hauptmann den Rücken, ohne ihn weiter anhören zu wollen, ließ ihre Schiffe segelfertig machen und entfernte sich am folgenden Tage. Sie nahm nun ihren Weg nach Bintan zu dem Könige von Jantana, dem sie ihre Noth klagte und die Treulosigkeit der Portugiesen schilderte. Dieser erwiderte ihr, daß er darüber keineswegs erstaunt sei, da er die Handlungsweise dieses Volkes kenne. Nach einem längeren Zwiegespräche versprach er der Königin, sie unter seine Weiber aufzunehmen und ihr zur Befriedigung ihrer Rache behülflich zu sein. Auch leistete er einen feierlichen Eid, daß er das verlorene Königreich bis auf den letzten Zoll Erde werde erobern und es ihr zustellen wolle.

Einunddreißigstes Kapitel.

Des Königs von Jantana Aufforderung an den König von Achem.

Nachdem der König von Jantana seine Hochzeit mit der verwittweten Königin von Aaru auf der Insel Campar gefeiert hatte, schickte er einen Gesandten mit reichen Geschenken an den König von Achem und ließ ihm ein Schreiben übergeben, worin er die durch seine Heirath erworbenen Ansprüche auf das Königreich Aaru geltend machte und ihn bat, ihm dasselbe freiwillig zu überliefern, wenn er nicht durch Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden solle. Der König von Achem gerieth über diese Zuschrift in nicht geringe Wuth und wollte den Gesandten hinrichten lassen, seine Räthe brachten ihn aber durch vernünftige Vorstellungen von diesem Vorhaben ab, und er schickte den Ueberbringer des Briefes mit den Geschenken und folgender Antwort zurück: „Ich, Sultan Alaradin,

König von Achem, von Baarros, von Pedir und von Paacem, Gebieter über die Herrschaften von Dayaa und von Batas, Fürst des ganzen Landes zwischen den beiden Meeren, dem mittelländischen und dem Ocean, Besitzer der Goldgruben von Monencabo, und des erst kürzlich aus gerechten Ursachen eroberten Königreiches von Aaru, an Dich, König von Jantana, der Du mit Freude erfüllt bist über eine ungewisse Erbschaft und nach derselben verlangst; ich habe Deinen an der Hochzeitstafel geschriebenen Brief empfangen und aus demselben die Betrunkenheit Deiner Räthe und Deiner Schreiber erkannt; auch habe ich nur auf die Bitten der Meinigen mich entschlossen zu antworten. Du sollst aber deshalb mich nicht entschuldigen, denn ich gestehe Dir offen, daß ich nicht verlange, von Dir gelobt zu werden, und was das Königreich von Aaru betrifft, so unterlasse alles Gerede darüber, wenn Dir Dein Leben lieb ist; es genügt, daß ich es erobert habe, und Du irrst Dich, wenn Du Ansprüche auf dasselbe zu haben glaubst, durch die Heirath mit einer Frau, der es nicht mehr gehörte. Deswegen hast Du Dich mit derselben zu begnügen, wie mit anderen Frauen, welche das Feld bebauen und von der Arbeit ihrer Hände leben. Nimm zuerst Malacca, welches Du ja früher besaßest, ehe Du daran denkst zu nehmen, was Dir nie gehörte. Ich werde Dich alsdann als meinen Vasall betrachten und behandeln, aber nicht als meinen Bruder, wie Du verlangst. Aus dem großen und königlichen Hause des reichen Landes Achem, am Tage der Ankunft Deines Gesandten, welchen ich sogleich beförderte, weil ich ihn nicht weiter sehen oder hören will, wie er Dir selbst nach seiner Zurückkunft sagen kann."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Krieg zwischen den Königen von Jantana und Achem.

Der König von Jantana, ergrimmt über die Schmach, welche ihm durch die Antwort des Königs von Achem und durch die Zurücksendung der Geschenke zugefügt worden war, versammelte, nachdem er sich von seinem Schmerze erholt hatte, den Kriegsrath

und es wurde beschlossen, ohne Aufschub zur Eroberung des Königreiches Aaru zu schreiten. Er warb also ein bedeutendes Heer und ließ dasselbe auf einer wohlausgerüsteten Flotte nach der Mündung des Flusses Panetican bringen. Die Belagerung der Hauptstadt kostete zwar viele Leute, hatte aber den erwünschten Erfolg, und die Besatzung mußte über die Klinge springen. Der Feldherr des Königs von Achem, Heredin Mahomet, erschien kurz darauf mit einem zahlreichen Hülfsheer, wurde aber in einer blutigen Schlacht besiegt und kam selbst um. Als die Flotte mit dieser traurigen Nachricht nach Achem zurückkehrte, gerieth der König in einen so unbändigen Zorn, daß er sämmtlichen Hauptleuten die Köpfe abschlagen ließ, den Soldaten aber befahl er, bei Strafe, lebendig in Stücke gesägt zu werden, fortan in weiblicher Kleidung einherzugehen und nur weibliche Arbeiten zu verrichten, welche Schmach die meisten so wenig ertragen konnten, daß sie entweder als Flüchtlinge die Heimath verließen oder sich selbst durch das Schwert oder durch Gift den Tod gaben. Der König von Jantana herrschte ungestört über Aaru, bis der König von Achem im Jahre 1574 unvermuthet und hinterlistig die Stadt Jantana überfiel und den König sammt seiner Gemahlin und seinen Kindern als Gefangene nach Achem schleppte. Hier stieß er mit einem spitzen Pfahle dem unglücklichen Könige das Gehirn aus dem Kopfe und ließ seine Angehörigen ohne Gnade hinrichten. Seitdem blieb der grausame König von Achem im Besitze des Königreiches Aaru, welches er seinem ältesten Sohne übergab.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Meine Reise nach der Insel Pan und Ereignisse auf derselben.

Als ich von der Krankheit, welche die Gefangenschaft auf Siaca mir zugezogen hatte, genesen war, schickte mich Pero de Faria, welcher auf jede Weise besorgt war, mein Glück zu gründen und mich in eine behagliche Lage zu bringen, in einer Lanschare in das Königreich Pan und vertraute mir zehntausend Ducaten seines Vermögens an, um sie Tome Lobo, seinem dort sich auf-

haltenden Factor, zu überbringen. Von dort sollte ich nach Patane gehen, welches Land noch hundert Meilen weiter entfernt ist. Er gab mir zu diesem Zweck ein Schreiben für den König jenes Reiches mit, nebst einer ausgedehnten Vollmacht, um mit ihm wegen des Loskaufs von fünf Portugiesen zu unterhandeln, welche sich in dem Königreiche Siam in der Gewalt seines Schwagers, des Monteo von Bancha, befanden. Am siebenten Tage unserer Reise, als wir uns auf der Höhe der Insel Pullo Timano, welche etwa neunzig Meilen von Malacca und zehn bis zwölf Meilen von der Mündung des Flusses Pan entfernt ist, befanden, hörten wir vor Tagesanbruch wiederholt großes Gejammer auf dem Meere, ohne wegen der Dunkelheit etwas wahrnehmen zu können. Ich ließ also die Segel reffen und nach der Richtung rudern, woher die Töne kamen, obschon meine Gefährten mir davon abriethen und es für besser hielten, unsern Weg nach Pan einzuhalten, um nicht selbst Schaden zu leiden. Während dieser Verhandlungen brach der Tag an und wir sahen, wie mehrere Leute auf dem Meere schwammen und sich mit der Hülfe von Schiffsplanken und anderem Holzwerk mühsam über dem Wasser hielten. Wir näherten uns den fortwährend um Hülfe Rufenden und fanden dreiundzwanzig Schiffbrüchige, welche wir sofort an Bord nahmen. Es waren vierzehn Portugiesen und neun Sclaven, alle auf erschreckende Weise im Gesichte entstellt und so elend, daß sie weder sprechen noch sich aufrecht erhalten konnten. Nachdem wir sie erquickt und sie sich einigermaßen erholt hatten, fragten wir sie nach der Ursache ihrer traurigen Lage. „Herr," antwortete einer aus ihrer Mitte, „ich heiße Fernan Gil Porcalho, und das Auge, welches mir, wie Ihr seht, fehlt, habe ich bei der Belagerung der Festung von Malacca durch die Leute von Achem verloren. Estevan de Gama, welcher sah, daß ich unglücklich und arm war, gab mir Urlaub und gestattete mir, nach den Molukken zu gehen und mein Glück zu versuchen, welches mich auch ungewöhnlich begünstigte, so daß ich mir einen ansehnlichen Reichthum erwarb. Um mit diesem einen noch größeren Gewinn auf der Reise nach der Heimath zu erzielen, befrachtete ich eine Junke mit tausend Päcken Gewürznelken, welche einen Werth von hunderttausend Ducaten hatten. Wir waren nach unserer Abreise aus dem Hafen Talagama, wie man gewöhnlich die Rhede bei unserm Fort auf Ternate nennt, dreiundzwanzig Tage mit günstigem Winde gesegelt, als sich bei der Insel Java an dem

Vorgebirge Surabaya ein so heftiger Sturm erhob und unsere Junke so schnell in Trümmer ging, daß von hundertundsiebenundvierzig Leuten nur dreiundzwanzig mit dem Leben davon kamen. Wir treiben nun schon vierzehn Tage auf den Trümmern umher, ohne andere Nahrung zu finden, als den Leichnam eines Sclaven, welcher schon in der ersten Nacht starb. Es starben auch zwei Portugiesen, welche wir aber, so sehr uns der Hunger plagte, nicht verzehren wollten, da wir überzeugt waren, daß unsere Leiden doch bald zu Ende sein würden."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Begebenheiten im Königreiche Pan.

Wir trösteten die Unglücklichen, welche so wunderbar gerettet worden waren, so gut wir konnten, gaben ihnen von unseren Kleidern, was wir entbehren konnten und brachten sie in unsere Betten. Sie waren so schwach, daß viele von ihnen lange Zeit ohne Besinnung lagen und wenig Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung gaben. Erst um Mitternacht erreichten wir die Mündung des Flusses von Pan und gingen auf der Rhede nicht weit von dem kleinen Orte Campalarau vor Anker. Am folgenden Morgen ruderten wir den Fluß aufwärts bis zu der etwa eine Meile entfernten Stadt, wo ich den Factor Tome Lobo aufsuchte und die mir von Pero de Faria anvertrauten Waaren überlieferte. An demselben Tage starben von den vierzehn Portugiesen noch drei, unter welchen sich Fernan Gil Porcalho, der Eigenthümer der Junke, befand. Im ganzen starben noch sieben junge Leute, alle Christen, welche wir mit Steinen am Halse und an den Füßen in die Tiefe versenkten, weil die Eingeborenen nicht duldeten, daß man sie in der Stadt begrub, trotzdem wir ihnen für die Erlaubniß dazu vierzig Ducaten boten, weil sie behaupteten, ihre Erde sei dann verflucht und würde nichts mehr hervorbringen, denn die Verstorbenen seien von der großen Menge Schweinefleisch, welches sie in ihrem Leben verzehrt hätten, nicht gereinigt. Lobo nahm die übrigen Schiffbrüchigen sehr gastfreundlich auf und versah sie

mit allem Nöthigen, bis sie genesen waren und nach Malacca gebracht werden konnten. Als ich einige Tage nach meiner Ankunft die Reise nach Patane, wie ich mir vorgenommen hatte, fortsetzen wollte, gab es Tome Lobo nicht zu und bat mich inständig, bei ihm zu bleiben, bis er sein Besitzthum in Geld verwandelt und sich mit mir einschiffen könne, denn ein reicher und vornehmer Mann der Stadt, welcher nach seinem Vorgeben in Malacca übervortheilt worden zu sein glaubte, drohe, ihn sammt seinem Hause zu verbrennen und sich für seinen Verlust zu rächen. Obschon ich mich gegen dieses Ansinnen aus allen Kräften und mit den triftigsten Gründen stemmte, so mußte ich mich doch endlich seinem Verlangen fügen, weil, wie er schlau bemerkte, auch das von mir überbrachte Eigenthum Pero's de Faria in Gefahr schwebte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Was mir und Tome Lobo nach der Ermordung des Königs von Pan begegnete.

Tome Lobo hatte bereits alle seine Waaren gegen Gold und Edelsteine abgesetzt und wir waren bereit, am nächsten Tage unter Segel zu gehen, als in der Nacht ein Aufruhr ausbrach, welcher uns beinahe das Leben gekostet hätte. Goia Gainal, der Gesandte des Königs von Borneo, ermordete den König von Pan, welchen er bei seiner Frau ertappt hatte, in seiner Wuth, und es entstand dadurch in der Stadt ein solcher Lärm, daß ein Haufe müssiger Bösewichte, welche solche Gelegenheiten gern zur Ausübung ihrer Schandthaten ergreifen, sich zusammenrotteten, um zu plündern und andere Verbrechen ungestraft zu begehen. Mehrere hundert solcher Strolche umringten Lobo's Haus, erstürmten es trotz der hartnäckigsten Gegenwehr und zwangen uns, alle Waaren, alles Gold und alle Kostbarkeiten, die schon zum Einschiffen bereit lagen und deren Werth über fünfzigtausend Ducaten betrug, ihnen zu überlassen und uns in die segelfertige Lanschare zu flüchten, wo wir die Nacht in großer Angst zubrachten. Als wir am folgenden Morgen wahrnahmen, daß der Aufruhr immer

weiter um sich griff, und wir uns überzeugten, daß wir von unseren Waaren nicht das Geringste retten konnten, so lichteten wir, um wenigstens das nackte Leben in Sicherheit zu bringen, die Anker und nahmen unsern Weg nach Patane, wo wir nach einer Fahrt von sechs Tagen ankamen. Hier erzählten wir den dort wohnenden Portugiesen das Vorgefallene, worauf sich diese sogleich zu dem Könige begaben und ihn baten, die in Patane lagernden Waaren der Kaufleute von Pan als Ersatz für den erlittenen Verlust in Beschlag nehmen zu dürfen, was ihnen auch gestattet wurde. Als man ihnen daher nach einigen Tagen meldete, daß drei reich befrachtete und aus China kommende Junken in den Fluß Calantan eingelaufen seien, um einen auf der Fahrt erlittenen Schaden auszubessern, so schickten sie eine kleine Schaar ihrer verwegensten Leute in drei Fahrzeugen nach dem Flusse, welchen es auch gelang, die feindlichen Schiffe nach hartnäckiger Gegenwehr zu nehmen. Durch die Vermittelung des Königs von Patane kam jedoch ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Portugiesen hinreichende Entschädigung für ihren Verlust erhielten, aber die eroberten Schiffe sammt der überaus reichen Ladung wieder frei geben mußten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Unglückliche Fahrt nach der Mündung des Flusses Lugor.

Als wir uns bereits einen Monat in Patane befanden, um unsere Waaren abzusetzen, lief ein von Antonio de Faria geführtes Schiff aus Malacca ein, welches von Pero de Faria im Namen des Königs von Portugal abgeschickt worden war, um das frühere Bündniß mit dem Könige von Patane zu erneuern und einen Handelsvertrag abzuschließen. Der Gesandte Antonio de Faria hatte auf eigene Rechnung für zehn bis zwölftausend Thaler indische Tücher und Leinwand an Bord, um damit ein Geschäft zu machen. Da aber diese Waaren in Patane keinen Absatz fanden, so gaben ihm erfahrene Leute den Rath, sie nach Lugor, einer großen Stadt im Königreiche Siam, zu bringen, wo er damit einen

besseren Gewinn erzielen würde, weil dort der Sammelplatz vieler Handelsleute aus verschiedenen Gegenden sei. Antonio de Faria fand diesen Rath sehr vernünftig und brachte mehrere Leute zu diesem Unternehmen zusammen, unter welchen ich mich ebenfalls befand, weil ich einen erklecklichen Gewinn für meine angekauften Waaren zu erlangen glaubte. Wir mietheten ein Fahrzeug und verließen sechzehn an der Zahl guter Dinge Patane. Bei uns befand sich als Factor Cristovan Borralho, ein in Handelssachen sehr erfahrener Mann. Wir lichteten an einem Samstage die Anker und erreichten, längs der Küste hinsegelnd, am nächsten Dienstage Lugor, wo wir in die Mündung eines Flusses einliefen. Die Nachrichten, welche wir hier einzogen, lauteten für den Handel sehr günstig, und wir beschlossen, sogleich weiter aufwärts zu segeln um unser Geschäft zu beginnen. Wir trafen eben unsere Vorbereitungen und saßen noch bei der Mahlzeit, als eine große Junke den Fluß herabkam und uns beobachtete. Als die Leute bemerkten, daß wir Portugiesen waren und unser kleines Fahrzeug nur geringe Mannschaft an Bord hatte, warfen sie unvermuthet die Enterhacken nach unserem Schiffe aus und überschütteten uns mit einem so dichten Hagel von Pfeilen und Steinen, daß in kurzer Zeit nur noch vier von uns am Leben waren und wir übrigen uns nur dadurch zu retten vermochten, daß wir schnell über Bord sprangen. Einer von uns ertrank noch, wir andern drei erreichten glücklich das Ufer, wo wir uns mühsam durch den uns bis an den Gürtel reichenden Schlamm arbeiteten, um ein nahes Gehölz zu erreichen und uns in demselben zu verbergen. Von hier aus sahen wir, wie die Räuber unsere verwundeten Gefährten ermordeten, unsere Waaren in ihre Junke brachten und unser Schiff, in welches sie ein großes Loch schlugen, versenkten. Darauf entfernten sie sich, um bei ihrer Schandthat nicht entdeckt zu werden, in solcher Eile, daß sie ihre Anker und ihre Enterhacken im Stiche ließen, und steuerten nach dem hohen Meere.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Rettung durch eine Frau.

Am folgenden Morgen verließen wir den morastigen Wald, welcher mit Schlangen angefüllt war, und setzten wir unsern Weg längs dem Ufer des Flußes fort bis zu einem Canal, den wir aber wegen seiner Tiefe und wegen der vielen Krokodile, welche wir darin bemerkten, nicht zu durchwaten wagten. Wir übernachteten also an dieser Stelle und blieben daselbst noch fünf Tage, da wir weder vorwärts noch rückwärts gehen konnten. Während dieser Zeit starb noch einer unserer Gefährten, noch vor Kurzem ein reicher Mann, der aber durch die Räuber seine ganze Habe verloren hatte. Christovan Boralho und ich, die beiden noch übrigen von der ganzen Reisegesellschaft, setzten uns an dem Ufer des Flusses neben den Leichnam unseres halbverscharrten Gefährten und weinten bitterlich. Wir waren bereits so schwach, daß wir uns weder bewegen, noch sprechen konnten, und gaben alle Hoffnung auf, von dieser Stelle hinwegzukommen, fest überzeugt, daß wir hier das Ende unserer Leiden finden würden. Am Abende des siebenten Tages nach unserem Mißgeschicke sahen wir eine große mit Salz befrachtete Barke den Fluß heraufrudern und baten, als sie uns näher kam, die Ruderer auf den Knieen, uns aufzunehmen. Sie hielten einen Augenblick in ihrer Arbeit inne, und betrachteten uns mit großem Erstaunen, machten aber alsbald Anstalt, ihren Weg fortzusetzen. Bei diesem Anblicke hielten wir uns verloren und wiederholten flehentlich unsere Bitte. Bei unserem lauten Gejammer kam endlich eine alte Matrone aus dem Schiffsraume auf das Verdeck, und ihr würdiges Benehmen ließ uns vermuthen, daß sie, wie wir später erfuhren, die Eigenthümerin des Fahrzeuges war. Als sie uns in einem so elenden Zustande sah und wir ihr unsere blutenden Wunden zeigten, wurde sie so sehr von Mitleid überwältigt, daß sie einen Stock ergriff und damit auf die Ruderer losschlug, weil diese nicht sogleich bereit gewesen waren, uns aufzunehmen. Sie brachten nun auf ihren Befehl die Barke an's Land, und mehrere von ihnen mußten aussteigen und uns auf ihren Schultern an Bord tragen. Da die Matrone uns so arg zugerichtet und mit Wunden bedeckt sah, ließ

sie uns vor Allem waschen und von dem Schmutze reinigen und gab Jedem ein Hemd, um uns damit zu bedecken. Darauf ermahnte sie uns, neben ihr Platz zu nehmen und uns mit den schnell herbeigebrachten Speisen zu erquicken. „Eßt, sagte sie, Ihr armen Fremdlinge, und betrübt Euch nicht über Euern Unfall, denn seht, ich bin nur eine Frau, welche noch nicht das fünfzigste Lebensjahr erreicht hat, und kaum sind es sechs Monate, als ich in die Sclaverei gerieth, und mein Besitzthum, dessen Werth hunderttausend Ducaten betrug, einbüßte. Aber nicht nur diesen Verlust hatte ich zu ertragen, sondern ich verlor auch zugleich drei Söhne und meinen Mann, der mir lieber war, als meine Augen. Ach, ich mußte sehen, wie er, meine Söhne, meine beiden Brüder und ein Eidam von den Rüsseln der Elephanten des Königs von Siam in Stücke zerrissen wurden. Seitdem habe ich ein trauriges und elendes Leben geführt, und zu allen diesen Unglücksfällen kamen noch andere, weit größere, denn das grausame Schicksal ließ mich sehen, wie meine drei erwachsenen Töchter, mein Vater und meine Mutter und zweiunddrreißig meiner Verwandten in glühende Oefen geworfen wurden; ich mußte hören, wie sie mit herzdurchdringendem Geschrei Gott anflehten, ihre unerträgliche Marter zu enden. Aber ach! die Größe meiner Sünden schien die Ohren des allgütigen Herrn der Herren verstopft zu haben, denn ich richtete meine eifrigen Gebete vergebens zum Himmel und ich mußte erfahren, daß nichts anderes geschieht, als was dem Allmächtigen gefällt." Wir entgegneten ihr auf ihre Reden, daß auch wir die gegen Gott begangenen Sünden als die Ursache unserer Leiden betrachteten. Nachdem wir ihr unsere Abenteuer erzählt und wir uns wechselseitig in unserem Unglück getröstet hatten, bemerkte sie uns, daß die große Junke, von der wir sprachen, einem Muhamedaner von Guzarate, Namens Coja Azem, gehöre und daß sie an demselben Morgen aus dem Flusse mit einer Ladung Brasilienholz ausgelaufen sei, um nach der Insel Hainan zu segeln. Sie verrieth über unsere Erzählung nicht geringes Erstaunen. „Wahrhaftig," fügte sie, indem sie sich auf die Brust schlug, hinzu, „die Sache kann sich nicht anders verhalten, denn ich habe gehört, wie dieser Muhamedaner sich öffentlich rühmte, daß er schon eine große Anzahl von den auf Malacca wohnenden Leuten um's Leben gebracht und seinem Muhamed versprochen habe, deren noch weit mehr dem Verderben zu überliefern." Erstaunt

über diese Nachricht, suchten wir zu erfahren, warum dieser Mann einen so grimmigen Haß gegen die Unsrigen hege; sie wußte uns aber keine andere Ursache anzugeben, als den Vorsatz, sich an den Portugiesen zu rächen, weil diese unter ihrem Hauptmann Hector von Silveira auf einem in der Meerenge von Mecca hinweggenommenen Schiffe seinen Vater und seine beiden Brüder getödtet hatten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Rückkehr nach Patane. — Faria's Verdruß.

Wir gingen mit dieser ehrsamen Frau weiter stromaufwärts bis zu der Stadt Lugor, wo sie uns in ihr Haus führte und wo wir dreiundzwanzig Tage beherbergt wurden, bis wir uns durch ihre sorgsame Pflege wieder erholt hatten. Wir erfuhren auch hier, daß unsere gute Wirthin die Wittwe eines angesehenen Befehlshabers, Xabandar von Prevedim genannt, war, welchen der Pate von Lasapara, König von Quaijuang, auf der Insel Java in der Stadt Bancha im Jahre 1538 hatte hinrichten lassen. Als sie uns, wie ich schon erzählt habe, fand, kam sie von ihrer auf der Rhede liegenden Junke, die mit Salz befrachtet war, aber so tief ging, daß sie den durch Sandbänke gesperrten Fluß nicht hinaufsegeln konnte und die Fracht mit Hülfe einer großen Barke gelöscht werden mußte. Als wir wieder im Stande waren, unsere Reise fortzusetzen, empfahl uns die barmherzige Frau einem mit ihr verwandten Kaufmanne, welcher nach Patane ging und uns auf seinem Schiffe mit sich nahm. Nach einer Fahrt von sieben Tagen auf dem Flusse Sumheehitano gelangten wir nach Patane, wo uns Antonio de Faria schon lange mit Ungeduld und in der frohen Hoffnung eines reichen Gewinnes erwartete. Als er aber unsere Schicksale und den Verlust seiner Waaren erfuhr, wurde er so niedergeschlagen, daß er länger als eine halbe Stunde kein Wort hervorbringen konnte. Auch viele andere Portugiesen befanden sich zu Patane, welche sich mit dem größten Theil ihrer Habe bei unserm Unternehmen betheiligt und also einen höchst schmerzlichen Verlust erlitten hatten.

Unser Schiff hatte, als wir unter Segel gingen, einen Werth von mehr als siebenzigtausend Ducaten an Bord, wovon ein großer Theil in gemünztem Silber bestand. Faria's Schmerz war um so größer, da er für das Unternehmen zu Malacca zehntausend Ducaten geborgt hatte und nun befüchten mußte, von seinen Gläubigern gedrängt zu werden. Da er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich seine Verbindlichkeiten erfüllen konnte, so faßte er den Entschluß, die Räuber, welche ihn in so großes Unglück gebracht hatten, aufzusuchen, und schwur öffentlich einen Eid auf das Evangelium, nicht eher zu rasten, als bis er sie gezwungen haben würde, ihm den Verlust zehnfach zu ersetzen. Alle Anwesenden fanden das Vorhaben Faria's nicht nur lobenswerth, sondern unterstützten ihn auch mit Geld und anderen nöthigen Dingen. Zu den jungen Leuten, welche sich zu diesem Unternehmen anwerben ließen, gehörte auch ich Unglückseliger, da kein anderes Mittel sich darbot, mein Leben zu fristen, denn auch mein Vorrath von fünfhundert Ducaten, welche mir ein Freund zu dem Handelsgeschäfte vorgeschossen hatte, war mir abgenommen worden. Faria betrieb die Ausrüstung seines Schiffes mit solchem Eifer, daß wir schon nach achtzehn Tagen die Anker lichten konnten. Ich befand mich noch immer in einem elenden Zustande, da drei Lanzenstiche und mehrere gefährliche Wunden am Kopfe, die ich außer meinem Verluste davon getragen hatte, kaum geheilt waren.

Neununddreißigstes Kapitel.

Fahrt nach der Insel Hainan.

Faria segelte am 19. Mai 1540 von Patane ab und richtete seinen Lauf in nordöstlicher Richtung nach dem Königreich Schampa, wo er eine gute Beute zu machen und sich mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu versehen gedachte. Am siebenten Tage unserer Fahrt bekamen wir eine Insel, welche Pullo Condor heißt und unter dem achten Grade nördlicher Breite liegt, zu Gesicht und fanden, nachdem wir dieselbe umsegelt hatten, nach Osten hin einen guten Ankerplatz auf einer Insel in der Mündung des Camboja.

Wir begegneten hier einer Junke von Lequios, welche nach dem Königreiche Siaca steuerte und einen Gesandten des Fürsten der Insel Tosa an Bord hatte. Dieser schickte sogleich einen chinesischen Piloten zu uns, um unsern Hauptmann zu begrüßen und ihm als Geschenk einen werthvollen Dolch mit einem goldenen Griffe und einer goldenen Scheide und sechsundzwanzig große Perlen in einer goldenen Schachtel zu überbringen. Faria war darüber sehr erfreut und bedauerte nur, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. Die Junke war nicht weniger erfreut, ihren Weg ungehindert fortsetzen zu können, wir aber gingen auf der Insel an's Land, wo wir drei Tage blieben, um Wasser einzunehmen und einen Vorrath von Fischen zu fangen. Sodann näherten wir uns dem Festlande, um den Fluß Pullo Cambim, welcher den Staat Camboja von dem Königreiche Schamba trennt, aufzusuchen. Wir befanden uns am letzten Tage des Monats Mai auf der Höhe dieses Flusses und gingen unter Leitung des Piloten drei Meilen weit auf demselben aufwärts bis zu dem großen Flecken Catimparu, wo wir landeten. Wir lagen hier ungestört zwölf Tage und versorgten uns mit den nöthigen Lebensmitteln. Faria, welcher sehr wißbegierig war, erkundigte sich hier bei den Eingeborenen, wo der Fluß entspringe und welche Völker an demselben wohnten; er erhielt von diesen den Bescheid, daß der Fluß aus einem See, welcher Pinator heiße und zweihundertundsechzig Meilen vom Meere im Königreiche Quitiruan liege, seinen Ursprung nehme; der See sei von hohen Bergen umgeben, an deren Fuß unmittelbar am Wasser achtunddreißig größere und kleinere Dörfer lägen, das größte derselben, Xincaleu genannt, besitze eine Goldgrube, welche jährlich einen Ertrag von zweiundzwanzig Millionen Ducaten liefere, um deren Besitz aber vier Fürsten stets miteinander Krieg führten, und einer derselben, Rajahitau genannt, habe in dem Hofe seines Hauses sechshundert Töpfe mit Goldstaub vergraben; in einem andern dieser Dörfer, welches Buaquirim heißt, liege ein Steinbruch, worin man viele kostbare Edelsteine finde, und dieses ganze Land ließe sich leicht mit dreihundert portugiesischen Armbrustschützen erobern. Faria erfuhr auch noch andere Einzelheiten über den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieser Gegend, welche er gern erobert hätte, wenn er im Besitze der nöthigen Hülfsmittel gewesen wäre.

Vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise.

Nachdem wir den Fluß Pullo Cambim wieder verlassen hatten, segelten wir in nördlicher Richtung an der Küste des Königreiches Schampa hin bis zu dem siebenzehn Meilen entfernten Hafen Saleyjacau. Da hier nichts zu gewinnen war, setzten wir unsere Fahrt fort und sahen längs der Küste viele kleine und große Dörfer in der Mitte dichter Gruppen hoher Bäume und zahlreiche Flüßchen, welche alle von einem Gebirge herabkamen, das gleich einer Mauer an der Küste hinlief. Am folgenden Morgen gelangten wir zu dem Flusse Tobasoy, da aber der Pilote denselben nicht näher kannte und deshalb nicht in ihn einlaufen wollte, so gingen wir an der Mündung vor Anker. Während wir noch beriethen, was weiter zu thun sei, gewahrten wir ein großes Fahrzeug, welches von dem hohen Meere her nach dem Hafen steuerte. Sobald es näher kam, zogen wir die Flagge des Landes, Scharaschina genannt, auf, was als Zeichen des Friedens und der Freundschaft gilt, die Leute auf dem Fahrzeuge aber überhäuften uns, statt unsere Höflichkeit zu erwidern, wie es schicklich gewesen wäre, mit Hohn und Schimpfreden und ließen uns von der Höhe des Verdecks den Hintern eines schwarzen Sclaven sehen und begleiteten dieses Schauspiel mit einer abscheulichen Musik von Trompeten, Trommeln und Schellen. Antonio de Faria gerieth über diese Beleidigung in solchen Zorn, daß er den Flegeln, welche bereits erkannt hatten, daß wir Portugiesen waren, eine volle Lage geben ließ. Da aber diese sogleich das Feuer erwiderten, beschlossen wir, den Angriff bis zum folgenden Tage zu verschieben, um uns vorher von der Stärke des Feindes zu überzeugen. Wir waren deshalb sehr auf unserer Hut und zu unserem Glücke, denn etwa um zwei Uhr nach Mitternacht bemerkten wir auf dem Wasser drei dunkle Gegenstände; wir weckten deshalb unsern Hauptmann, der auf dem Verdecke schlief, und theilten ihm unsere Beobachtung mit. Da die Sache ihm ebenfalls verdächtig schien, so ließ er alle Vertheidigungswaffen in Bereitschaft setzen und befahl uns, uns ruhig zu verhalten, um die Angreifenden, welche offenbar Seeräuber waren und glaubten, wir schliefen, zu täuschen. Alsbald sahen wir deutlich drei Ruder-

barken, welche unser Schiff umringten und deren Mannschaft in Eile an Bord kletterte. Faria drang aber jetzt mit seinen Leuten auf die Räuber ein, und in kurzer Zeit lagen diese fast alle todt am Boden, darauf ließ er Feuertöpfe in die Barken werfen, wodurch er die noch darin befindliche Mannschaft zwang, in das Meer zu springen. Die Barken fielen auf diese Weise, ohne daß wir großen Verlust erlitten, in unsere Hände; von der Mannschaft blieben nur fünf Leute am Leben, unter denen sich Similau, der Befehlshaber der Junke, ein großer Seeräuber, und der schwarze Sclave, der sich so unehrerbietig gegen uns betragen hatte, befanden. Auf der Folter bewies Similau einen unbeugsamen Starrsinn, der Sclave aber fing an zu jammern und zu bitten und versprach, die Wahrheit zu bekennen, wenn man ihn nicht foltere, auch versicherte er, daß er ein Christ sei, wie wir, worauf Faria ihn loszubinden und mit Fleisch und Wein zu erquicken befahl. Er erzählte nun, Similau hätte zu Liampao vor etwa zwei Jahren Gaspar de Mello, in dessen Diensten er stand, nebst fünfundzwanzig Portugiesen, nachdem er ihr Schiff genommen, ermordet. „Genug," rief entrüstet Faria, „dieser Hund hier ist also derselbe Similau, der Deinen Herrn getödtet hat?" Als der Sclave dies nochmals betheuerte, ließ Faria den Seeräuber nebst seinen Gefährten aufknüpfen, ruderte dann nach der eine Meile weit von uns vor Anker liegenden Junke und bemächtigte sich derselben, da sie nur mit vierzig chinesischen Matrosen bemannt war, ohne große Mühe. Da die Junke, in welcher man vierzigtausend Ducaten und manche kostbare Waaren erbeutete, sehr groß und hoch war, so nahm Faria die gefangenen Matrosen in seine Dienste, ging aber darauf sogleich unter Segel, weil er bereits an der Küste viele Feuer sah, wodurch sich die Eingeborenen bei ungewöhnlichen Vorfällen einander Zeichen gaben, um sich wechselseitig zur Hülfe zu kommen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Faria segelt nach dem Flusse Tinacoreu und erhält hier von den Handelsleuten dieser Gegend nähere Auskunft.

Faria verließ am Frohnleichnamstage des Jahres 1540 den Fluß Toobasoy und segelte, um den stürmischen und in dieser Jahreszeit gefährlichen Ostwinden auszuweichen, längs der Küste des Reiches Schampa hin, bis er am nächsten Freitage den Fluß erreichte, den wir gewöhnlich Varella nennen, der aber bei den Eingeborenen Tinacoreu heißt. Man beschloß, in den Fluß einzulaufen, sowohl um nähere Nachrichten über das Land und seine Bewohner einzuziehen, als auch um den jetzigen Aufenthaltsort des Coja Acem, den wir suchten, zu erfahren, weil alle Junken von Siam und der ganzen malaischen Küste, welche nach Siam segeln, hier vor Anker zu gehen pflegen, um ihre Waaren gegen Gold, Calambucholz und Elfenbein, woran dieses Königreich sehr reich ist, umzutauschen. Als wir uns auf unserer Fahrt stromaufwärts dem Orte Taiquilleu gegenüber befanden, näherten sich uns viele mit Lebensmitteln beladene kleine Fischerkähne, die Eingeborenen, welche in denselben saßen und noch keine Leute von unserem Aeußern gesehen hatten, waren sehr erstaunt und sprachen zu einander: „Gott sucht uns hier mit etwas Neuem heim, seine Güte wolle es verhüten, daß diese bärtigen Männer nur kommen, um unter dem Schein von Kaufleuten unser Land auszukundschaften und um es dann zu plündern. Laßt uns in die Wälder entfliehen, damit diese weißen Feuerbrände mit den Funken ihrer Augen nicht unsere Wohnungen anzünden und den Lohn unserer Arbeit auf den Feldern verbrennen, wie sie anderwärts zu thun gewohnt sind." — „Behüte Gott," sprachen jedoch Einige, „daß wir durch unser Mißtrauen ihren Unwillen erregen und sie dadurch veranlassen, feindlich gegen uns zu verfahren; laßt uns vielmehr sie durch freundliche Worte zutraulich machen, um von ihnen zu erfahren, in welcher Absicht sie gekommen sind, damit wir es sogleich Hoja Paquir, welcher sich eben zu Congrau befindet, melden können." Antonio de Faria stellte sich, als ob er diese Worte, obschon sie ihm durch einen Dolmetscher übersetzt wurden, nicht verstände, empfing die Leute freundlich und bezahlte ihnen für die Erfrischungen, was sie

dafür verlangten. Auf ihre Fragen, woher er käme und was sein Begehren sei, antwortete er ihnen, er komme aus dem Königreich Siam und gehe in Handelsgeschäften nach der Insel Lequios, hier sei er aber nur vor Anker gegangen, um etwas von seinem Freunde Coja Acem zu erfahren, welcher sich auf demselben Wege befinde, und er bitte sie, ihm nur zu sagen, ob dieser vorüber gekommen sei oder nicht. Er wolle indeß ohne Verzug die Anker wieder lichten, da er wohl einsehe, daß er an diesem Orte nichts von seinen Waaren absetzen könne. „Du sprichst völlig wahr,“ entgegneten sie, „denn in diesem Orte werdet ihr nichts finden als Fischerkähne und Netze, womit wir kümmerlich unsern Lebensunterhalt verdienen; wenn Du indessen auf dem Fluß weiter hinaufsegeln willst bis zu der Stadt Pilaucacem, wo der König wohnt, so wirst Du Deine Waaren mit großem Gewinne absetzen können, denn dort herrscht ein bedeutender Verkehr und es giebt daselbst so reiche Handelsleute, daß sie ganze Herden von Elephanten, Kameelen und Ochsen halten, um ihre Waaren nach den stark bevölkerten Ländern von Lauhos, Pafuas und Gueos zu bringen.“ Faria, welcher diese günstige Gelegenheit wahrnahm, um Näheres über die Beschaffenheit dieser Gegenden zu erfahren, richtete noch mehrere Fragen an einige Leute, welche besser über diesen Punkt unterrichtet zu sein schienen als die Uebrigen, und vernahm von diesen, der Fluß, worin wir vor Anker lägen, heiße jetzt Tinacoreu, führe aber bei einigen älteren Schriftstellern den Namen Taraulachim, er ströme achtzig Meilen weit vom Berge Moncalor her und sei auf seinem oberen Laufe breiter, aber seichter; eine solche Menge Vögel hause in diesem Landstriche, daß das Volk der Schintaleuhos schon vor vierzig Jahren durch sie gezwungen worden, ein acht Tagreisen großes Gebiet zu verlassen, weiterhin aber sei ein unfruchtbares und gebirgiges Land, worin noch schlimmere Thiere, nämlich Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Eber, Büffel und andere wilde Bestien hauseten, wodurch es für Menschen unbewohnbar werde; in der Mitte dieses Landes befinde sich ein großer See, von den Eingeborenen Cunebeteh oder auch Schiammay genannt, aus dem der Tinacoreu und noch drei andere Flüsse entspringen, von denen ein großer Theil des Landes bewässert werde; der See habe hundertundachtzig Meilen im Umkreise und an seinen Gestaden beute man in reichen Gruben Silber, Kupfer, Zinn und Blei aus, welche Metalle die Kaufleute hier holen, um sie auf

Elephanten und Rhinocerossen in die Königreiche von Sornau (bei uns Siam genannt), Passiloco, Savady, Tangu, Prom, Calaminham und in andere entlegene Länder zu bringen, von denen manche eine Wegstrecke von drei Monaten weiter im Innern liegen. Die Bewohner seien theils von weißer, theils von brauner und theils noch von mehr dunkler Farbe, und man erhalte von ihnen als Tauschwaaren Gold, Diamanten und Rubinen. Als man weiter nachforschte, ob diese Leute auch Waffen führten, erhielt man den Bescheid: sie besäßen nur in Feuer gehärtete Stöcke und kurze zweischneidige Messer; die Reise dahin betrage auf dem Flusse zwei Monate und auch etwas mehr, zu der Heimfahrt brauche man wegen der reißenden Schnelligkeit des Stromes nur acht bis zehn Tage. Faria schloß aus diesen Aussagen, daß die Eroberung dieses Landes nicht schwer sein und sich lohnen würde, keineswegs aber so viel Blut kosten könne, als Indien schon gekostet habe.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Reise nach der Insel Hainan, und was uns daselbst begegnete.

Am folgenden Mittwoch steuerten wir aus dem Flusse Tinacoreu heraus und nahmen auf den Rath eines Piloten unsern Lauf nach Pullo Schampeiloo, einer unbewohnten Insel am Eingange der Bai von Cochinchina, um uns daselbst zu einer Begegnung mit Coja Acem zu rüsten. Da das Schiff, mit welchem wir von Patane gekommen waren, anfing leck zu werden, so ließ Faria die ganze Mannschaft auf die eroberte Junke übergehen, unser Schiff aber schickte er mit vierzehn Leuten unter dem Befehle des Cristovau Boralho voraus, um die Gegend auszukundschaften. Dieser sah auf der Insel Hainan mehrere Feuer und segelte einen Fluß hinauf, auf welchem er etwa eine Meile von der Mündung an einer Flotte von vierzig großen Junken während der Nacht unbemerkt vorüberschlüpfte; weiter aufwärts schlich er sich eben so an einer noch größeren Menge von Fahrzeugen, die er auf mehrere tausend schätzte, vorüber und erreichte einen wohlbefestigten und mit Wasser umgebenen Ort von etwa zweitausend Wohnungen.

Nachdem mehrere seiner Leute, ohne bemerkt zu werden, die Lage und die Beschaffenheit desselben untersucht hatten, fuhr man wieder nach der Mündung des Flusses zurück, wo unterdessen eine große Junke vor Anker gegangen war. Als wir diese Nachrichten zurückbrachten und die Vermuthung aussprachen, diese Junke könne dem Coja Acem gehören, so befahl Faria sogleich die Anker zu lichten und die Junke anzugreifen, jedoch ohne von dem Geschütze Gebrauch zu machen, damit die weiter aufwärts liegende Flotte nicht aufmerksam würde. Sobald wir uns an die Junke gehängt hatten, sprangen sogleich zwanzig unserer Soldaten in dieselbe, ohne anfangs großen Widerstand zu finden, da die meisten Leute sich in das Meer stürzten. Als sich jedoch die übrigen von dem ersten Schrecken erholt hatten, begannen sie einen hartnäckigen Kampf, den sie so lange fortsetzten, bis die meisten von ihnen getödtet und die übrigen durch ihre Wunden genöthigt waren, die Waffen zu strecken. Man fischte jetzt auch die Leute, welche sich in das Meer gestürzt hatten, auf und spannte sie auf die Folter, um die Wahrheit zu erfahren. Sie starben aber standhaft, ohne etwas zu bekennen. Als man aber auch einen Knaben foltern wollte, schrie ein alter Mann, der auf dem Verdecke lag, man solle sein Kind schonen, er wolle Alles sagen, was er wisse. Faria gab darauf den Knaben frei und befahl dem Alten zu sprechen, mit dem Bemerken, daß er ihn, wenn er lüge, nebst seinem Sohne in's Meer werfen, wenn er aber aufrichtig sei, ihm die Waaren, welche er eidlich als sein Eigenthum erkläre, zurückgeben lassen werde. „Ich nehme," sagte der Alte, „Dein Versprechen an und weiß Deine Nachsicht gegen den Knaben sehr zu schätzen, und ich will Deinem Worte vertrauen, obschon Deine Handlungen dem Glauben, den Du bekennst, wenig entsprechen." Faria befahl, obschon diese Aeußerung ihn in große Verlegenheit brachte, dem Alten, näher zu kommen und ihm, was er wisse, zu erzählen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Erzählung des Alten, und was an diesem Orte weiter geschah.

Der Alte setzte sich neben Antonio de Faria, und dieser fragte ihn, da ihm seine helle Gesichtsfarbe auffiel, zuerst, ob er ein Türke oder Perser sei, worauf ihm der Gefragte antwortete, er sei keines von beiden, sondern ein Christ vom Berge Sinai, wo der Körper der heiligen Katharina aufbewahrt werde. Auf die weitere Frage des erstaunten Faria, warum er die Christen verlassen habe, erwiderte der Alte, er heiße Thomas Mostangue und sei ein Kaufmann von guter Herkunft. Als er im Jahre 1538 mit seinem Schiffe in dem Hafen von Dschidda vor Anker gelegen habe, sei er nebst vielen Anderen von Soliman Pascha, Vicekönig von Kairo, aufgegriffen und gezwungen worden, Lebensmittel und Kriegsbedarf zu einer Flotte von sechzig Galeeren zu bringen, womit Soliman auf Befehl des Großtürken dem Sultan Bandur von Cambaya, dessen Land der Großmogul erobert hatte, zu Hülfe zu eilen und zugleich die Portugiesen aus Indien zu vertreiben gedachte. Er habe, um sein Schiff und seine Habe zu retten und den bedungenen Lohn zu erhalten, dem Befehle Folge geleistet, die Türken aber seien, wie gewöhnlich, wortbrüchig geworden, hätten ihm seine Frau und seine Tochter geraubt, beide vor seinen Augen genothzüchtigt, seinen Sohn aber, der sich zur Wehre setzen wollte, mit gebundenen Händen und Füßen lebendig in's Meer geworfen, und ihn selbst, nachdem sie ihm seine Waaren im Werthe von sechstausend Ducaten abgenommen, in Gefangenschaft gehalten und täglich mit Peitschenhieben mißhandelt, wobei sie es an Spottreden nicht fehlen ließen und öfter wiederholten, daß es Niemandem gestattet sei, die Güter dieser Welt zu besitzen und zu genießen, als den heiligen und gerechten Muselmännern. Da seine Frau und seine Tochter bald darauf gestorben seien, habe er sich in der Verzweiflung mit seinem jüngsten Sohne, der sich hier bei ihm befinde, bei Diu in das Meer gestürzt und glücklich die Küste erreicht; von hier sei er zu Lande nach Surate gewandert, von da mit Garcia de Saa nach Malacca und dann mit Christoph Sardinha, dem Statthalter der Moluccen, nach China gesegelt, in der Straße von Sincapur habe aber Quiay Taijano, der Eigenthümer der jetzt von Faria genom-

menen Junke, das Fahrzeug überrumpelt und Sardinha nebst sechsundzwanzig Portugiesen ermordet, er selbst aber sei mit dem Leben davongekommen, weil man ihn als Stückmeister habe brauchen können. Faria wußte sich vor Erstaunen kaum zu fassen, und auf die Frage, wo sich der Quiay Taijano versteckt habe, erwiderte der Alte, er habe sich mit mehreren Anderen im Kielraum unter das Tauwerk verkrochen. Als wir nun diesen ungläubigen Hunden nachspürten, kamen sie aus einer Luke hervor und stürzten sich wie Verzweifelte auf uns. In dem hartnäckigen Kampfe, der sich nun entspann, wurden sie zwar Alle niedergemacht, aber es blieben auch von unserer Mannschaft zwei Soldaten und sechs Matrosen und viele andere wurden verwundet; Antonio selbst erhielt zwei Säbelhiebe über den Kopf und einen über den Arm. Nachdem die Verwundeten verbunden waren, lichteten wir aus Furcht vor den vielen im Flusse liegenden Junken die Anker und segelten nach der gegenüber liegenden Küste von Cochinchina. Bei der hier vorgenommenen Durchsuchung der erbeuteten Junke des Seeräubers fanden sich in derselben außer einer Menge kostbarer Waaren und vielen den Portugiesen abgenommenen Waffen und Kriegsgeräthschaften siebenzigtausend Ducaten an baarem Gelde. In dem untern Schiffsraume fand man auch neun kleine, sechs bis acht Jahre alte Kinder, welche an Händen und Füßen gefesselt und so abgemagert waren, daß man die Knochen unter der Haut zählen konnte.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Antonio de Faria kommt in die Bai von Camoy, wo man Perlen für die Königin von China fischt.

Am folgenden Tage verließ Antonio de Faria diesen Ankerplatz und steuerte wieder nach der Küste der Insel Hainan, an welcher er einen Tag und eine Nacht in gutem Fahrwasser hinsegelte, bis er am Morgen des nächsten Tages in eine Bai kam, wo große Kähne eifrig damit beschäftigt waren, Perlen zu fischen. Da man nicht gewiß war, welchen Weg man einzuschlagen habe,

so wurde während des ganzen Morgens berathen. Einige waren der Meinung, man solle die Kähne ohne Weiteres hinwegnehmen, die Uebrigen widersetzten sich aber dieser Gewaltthat, weil es vortheilhafter sei, mit diesen Leuten in Verkehr zu treten und Perlen gegen andere Waaren einzutauschen. Diese Ansicht behielt als die vernünftigere die Oberhand, und Faria ließ nach chinesischer Sitte die Friedensflagge aufziehen, worauf alsbald zwei mit Erfrischungen beladene Fahrzeuge sich uns näherten. Die darin befindlichen Leute stiegen sogleich an Bord der großen Junke, worauf sich Antonio befand, waren aber sehr erstaunt, als sie Fremde von ganz anderer Gesichtsbildung sahen und verlangten zuerst zu wissen, wer wir seien und was uns in ihr Land führe. Auf unsere Antwort, daß wir Kaufleute aus dem Königreiche Siam seien und mit ihnen Handel zu treiben wünschten, bemerkte uns ein Greis, der bei ihnen in großem Ansehen zu stehen schien, daß hier kein Handel getrieben werde, sondern in einem andern zum Verkehr mit den Fremden bestimmten Hafen längs der Küste, welcher Guamboy heiße; der Ort, wo wir uns befänden, sei aber nur dazu bestimmt, für den Sohn der Sonne Perlen zu fischen, weshalb er uns rathe, uns schleunigst zu entfernen, da eine in kurzen Zwischenräumen erscheinende Kriegsflotte beauftragt sei, alle nicht zu diesem Geschäfte bestimmten Schiffe, welche gegen das Verbot diese Gegend besuchten, sammt der Mannschaft zu verbrennen. Faria dankte dem Alten für seine Warnung, fragte aber zugleich, wie stark diese Kriegsflotte sei, worauf man ihm erwiderte, daß sie aus vierzig Junken und fünfundzwanzig Ruderschiffen bestehe und mit siebentausend Leuten bemannt sei. Auf die weitere Erkundigung nach dem Ertrage der Perlenfischerei gab man eine ausweichende Antwort, überhaupt wurden die Chinesen immer mißtrauischer über das Benehmen der Fremden, weil sie sahen, daß die gemeinen Matrosen in den kostbarsten Stoffen prangten und um die theuersten Waaren spielten. „Wir haben," sagten sie, „noch nie so viele junge Leute in Kauffahrteischiffen gesehen, auch keine Handelsleute, die so prächtig gekleidet waren, wie ihr; überhaupt müssen die chinesischen Zeuge in Eurem Lande sehr billig sein, da Ihr beim Würfelspiele ganze Stücke Damast setzt." Faria merkte aus diesen Aeußerungen wohl, daß sie ihn für einen Seeräuber hielten, erwiderte aber lachend: Sie seien jung und reicher Kaufleute Kinder, weshalb sie leichtsinnig vergeudeten, was ihre Väter

mühsam erworben hätten. Seinen Leuten gab er aber einen Wink, das Spiel einzustellen und die kostbaren Stoffe zu verbergen, und fing an, aus der eroberten Junke, welche mit Pfeffer befrachtet war, diese Waare auszuladen. Die Chinesen schöpften nun wieder Vertrauen und wurden freundlicher, da sie nicht als rohe Menschen gelten wollten, welche nichts weiter verständen, als Muscheln und Fische zu fangen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Nachricht über die Insel Hainan.

Faria machte nun, um den Greis immer mehr zu gewinnen und Genaueres über die Beschaffenheit der Gegend zu erfahren, ihm selbst und seinen Leuten werthvolle Geschenke, worüber sie sehr erfreut waren. Der Alte zeigte sich nun weit bereitwilliger als früher, die Fragen Faria's über die Insel Hainan zu beantworten und sprach zu diesem ungefähr in folgender Weise: „Die Insel Hainan war früher, wie unsere Voreltern versichern ein eigener Staat unter einem mächtigen Könige, nach dessen Tode aber über die Nachfolge ein so langwieriger und blutiger Krieg entstand, daß in demselben über sechszehnhunderttausend Menschen umgekommen sein sollen und das Land so menschenleer wurde, daß der König von Cochin diese günstige Gelegenheit benützte und es eroberte. Der Statthalter Hoyha Paguarol aber, welchen er daselbst einsetzte, empörte sich nach seinem Abzuge und stellte sich, um einen mächtigen Schutzherrn zu haben, unter die Botmäßigkeit des Kaisers von China, welcher auch den König von Cochin, der die Insel wieder erobern wollte, in mehreren Schlachten auf das Haupt schlug und deshalb von Hoyha Paguarol, welcher kinderlos starb, zum Erben eingesetzt wurde, und daher gehört die Insel Hainan jetzt noch zum chinesischen Reiche. Die Einkünfte aber, welche der Kaiser durch die Abgaben und aus den daselbst befindlichen Silberbergwerke erwachsen, betragen nach der Schätzung kundiger Leute zwei Millionen Thaler.“ Als der Alte bemerkte, wie sehr Faria über so große Reichthümer erstaunt war, fuhr er fort: „Wenn Ihr Euch

über die Kleinigkeit, die ich Euch hier mittheile, wundert, was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr in die große Stadt Pekin kämet, wo der Sohn der Sonne (wie sich der Beherrscher von China nennt) Hof hält, und wo der Ertrag von zweiunddreißig von dem Kaiserthum abhängigen Königreichen zusammenfließt, und wo man nur aus den Goldminen zwanzigtausend Centner dieses Metalls zieht." Faria dankte dem Alten für die bereitwillige Auskunft und fragte ihn noch um Rath, in welchem Hafen er sicher seine Waaren verkaufen könne. Darauf erhielt er den Bescheid, er möge sich hüten, in einen chinesischen Hafen einzulaufen oder irgend einem Chinesen zu trauen, denn sie seien verlogene Betrüger, dagegen solle er, aber wegen der vielen Untiefen sehr vorsichtig, in der Meerenge fortsegeln bis zu dem Flusse Tanauquir, wo er einen sehr guten Hafen finden werde und seine Fracht mit erklecklichem Gewinn schnell verwerthen könne; er solle jedoch nicht seine Waaren auf das Land bringen lassen, sondern sie an Bord verkaufen, um nicht die habsüchtigen Bewohner zu Diebereien zu verleiten. Nachdem er darauf wiederholt Faria gebeten hatte, sich möglichst schnell zu entfernen, um nicht sammt seinem Schiffe, seinen Waaren und seinen Leuten verbrannt zu werden, machte er ihm ein aus der Schale einer Schildkröte gearbeitete Dose mit vielen kleinen Perlen und zwölf große werthvolle Perlen zum Geschenk, entschuldigte die Unhöflichkeit, sich mit ihm in keine Handelsgeschäfte einlassen zu wollen aus Furcht vor der in diesem Falle ihm drohenden Todesstrafe und nahm freundlich Abschied; Faria aber, welcher für gut hielt, die Warnung des Alten nicht unbeachtet zu lassen, steuerte sogleich mit gutem Westwinde nach Süden und ging nach einer Fahrt von zwei Tagen in dem Flusse Tanauquir dem kleinen Dorfe Neytor gegenüber vor Anker.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Wie Antonio de Faria auf dem Flusse Tanauquir mit Francisco de Saa, einem Seeräuber, zusammentrifft.

Wir lagen während des Tages und der Nacht an der Mündung des Flusses Tanauquir und beschlossen dann, nach der etwa fünf Meilen stromaufwärts liegenden Stadt zu gehen, um unsere Waaren zu verkaufen, denn unsere Schiffe waren so schwer beladen, daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, an den vielen und großen Sandbänken, welche diese Meeresgegend sehr unsicher machten, zu scheitern. Während wir der starken Strömung entgegen alle Kräfte anstrengten, unser Ziel zu erreichen, kamen uns zwei Junken entgegen, welche ein heftiges Feuer aus schwerem Geschütz gegen uns eröffneten. Sie waren mit Ketten aneinander gehängt, um ihren Stoß zu verstärken, und ein Regen von Pfeilen wurde zu gleicher Zeit gegen uns geschleudert. Faria stellte sich, um die nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen, als wolle er die Flucht ergreifen, und zog sich unter das Verdeck zurück, von wo aus wir ein wirksames Gewehrfeuer gegen die Feinde unterhielten. Unterdessen trennten sich die Junken, um uns in die Mitte zu nehmen und etwa vierzig der kühnsten Leute sprangen auf unser Verdeck, um möglichst schnell eine Entscheidung herbeizuführen. Es entstand nun ein hitziges Gefecht, welches sich so günstig für uns gestaltete, daß in weniger als einer Stunde der größte Theil der Gegner kampfunfähig war. Durch diesen Erfolg ermuthigt, sprangen unsere Soldaten in die feindliche Junke, wo sie Alles, was sich ihnen widersetzte, niedermetzelten und alsbald die Junke in ihre Gewalt brachten. Wir eilten nun Cristovan Boralho, welcher mit der andern Junke angebunden hatte und hart bedrängt war, zu Hülfe. Die Feinde, welche sich auf einmal mit so großem Ungestüm angegriffen sahen, sprangen in das Meer und ertranken zum größten Theil. Die beiden Junken waren nun in unserem Besitz, wir hatten aber außer den Verwundeten einen Verlust von fünfzehn Leuten zu bedauern. Faria ließ die Matrosen, welche in das Meer gesprungen waren, auffischen, um über die beiden Junken und ihren Führer Näheres zu erfahren, alle aber ließen sich zu Tode martern, ohne das Geringste zu bekennen. Unter=

dessen meldete Boralho unserm Hauptmann, daß man unter dem Verdeck der genommenen Junke ein verdächtiges Geräusch vernehme. Faria begab sich sogleich mit einigen Soldaten dahin, und als man die Luke öffnete, fand man siebenzehn Gefangene, größtentheils Kinder, in einem erbärmlichen Zustande. Sie waren gänzlich nackt und so abgemagert, daß man sie nur mit Schaudern ansehen konnte. Faria ließ ihnen sogleich die Fesseln abnehmen und sie mit Kleidern versehen. Nachdem alle mit Speise und Trank erquickt waren, brachte man von einem der Unglücklichen Folgendes in Erfahrung: Der Seeräuber, unter dessen Befehl die Junken standen, ein Heide, hieß Necoda Xicaulem, hatte sich aber in Malacca zur Zeit, als Garcia de Saa Befehlshaber der dortigen Festung war, taufen und den Namen Francisco de Saa beilegen lassen. Er heirathete darauf die Tochter eines angesehenen Portugiesen und unternahm im Jahre 1534 mit zwanzig reichen portugiesischen Handelsleuten in einer großen Junke eine Reise nach China. In dem Hafen Chincheo, wo er vor Anker ging, überfiel er aber mit Hülfe seiner Matrosen, welche alle Chinesen waren, während der Nacht die Portugiesen und ermordete sie mit Ausnahme seiner Frau, welche er nöthigen wollte, ihrem Glauben zu entsagen und einen Götzen, welchen der Steuermann der Junke bis jetzt in einem Kasten versteckt hatte, anzubeten. Da sie aber dies zu thun weigerte, erschlug sie ihr Mann mit eigener Hand. Nachdem dieser noch einige Jahre sich in verschiedenen Häfen herumgetrieben und ein portugiesisches Schiff genommen hatte, dessen Mannschaft über die Klinge springen mußte, nahm er, um der ihm bevorstehenden Bestrafung zu entgehen, seinen Aufenthalt in dem wenig besuchten Flusse Tanauquir und plünderte die dorthin sich verirrenden Schiffe. Dasselbe Loos war auch uns bestimmt, da er uns nicht für Portugiesen, sondern für Chinesen gehalten hatte. Faria ließ den ihm bezeichneten Leichnam des Seeräubers auffischen und ihn in Stücke zerhauen und diese in's Meer werfen. An dem Halse des Seeräubers fand man eine schwere goldene Kette, woran ein goldenes Götzenbild, eine Eidechse vorstellend, hing.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Raub einer chinesischen Braut an der Landspitze zu Tilaumera.

Die Waaren, welche wir in den eroberten Junken fanden, hatten einen Werth von etwa sechszigtausend Ducaten, die beiden Fahrzeuge waren groß und schön, der Mangel an Mannschaft nöthigte uns aber, eine derselben, nachdem wir siebenzehn Kanonen, größtentheis den Portugiesen abgenommenes Geschütz, auf unsere Schiffe gebracht hatten, zu verbrennen. Am folgenden Tage wollten wir nochmals den Versuch machen, in den Fluß einzulaufen, einige Fischer aber, die wir während der Nacht auffingen, riethen uns ab, nach der erwähnten, weiter aufwärts liegenden Stadt zu gehen, weil der Befehlshaber derselben, welcher dem besiegten und erschlagenen Corsaren gegen einen Theil der durch Seeraub gewonnenen Beute Schutz gewährt habe, sehr feindlich gegen uns gestimmt sei und bereits Anstalt mache, uns anzugreifen. Faria hielt es deshalb für klüger, nach dem weiter östlich liegenden Hafen Mutipinan, einem bedeutenden Handelsplatze, zu steuern, und segelte bis zu der Landspitze Tilaumera, wo wir des widrigen Windes wegen vor Anker gingen. Wir hatten uns hier bereits vier Tage gelangweilt, als endlich am Abend des vierten uns ein Abenteuer dafür entschädigen sollte. An diesem Abend näherten sich uns vier Ruderbarken, welche eine chinesische Braut an Bord hatten, um sie nach dem Orte Pandurea zu bringen, wo sie mit ihrem Bräutigam zusammentreffen sollte. Eine Menge Trommler welche sich auf den Fahrzeugen befanden, machten einen betäubenden Lärm, und die ganze Gesellschaft schien in sehr heiterer Stimmung zu sein. Die Barken begrüßten uns und legten sich nicht weit von uns vor Anker, da wir aber eine Hinterlist vermutheten und befürchteten, diese kleinen Schiffe seien vorausgesegelt, um Kundschaft einzuziehen und ihnen könnten größere folgen, um uns anzugreifen, so waren wir auf unserer Hut, aber ohne Ursache. Die Braut, welche unsere Schiffe anfangs für das Geschwader des ihr entgegeneilenden Bräutigams gehalten hatte, schickte einen Boten an ihren Oheim mit einem Briefe an ihren Bräutigam ab folgenden Inhalts: „Wenn das schwache weibliche Geschlecht mir erlaubte, von dem Orte, wo ich mich befinde, fortzueilen, um Dein

Angesicht zu sehen, wenn dadurch meiner Ehre kein Nachtheil geschehe, so würde mein Leib dahinfliegen, wie der hungrige Sperber auf seinem ersten Fluge, wenn man ihn losläßt, um sich auf die furchtsame Taube zu stürzen. Da ich aber von dem Hause meines Vaters abgereist bin und Dich hier anzutreffen hoffte, so säume nicht zu kommen, denn ich kann mich nicht mehr selbst sehen, wenn ich Dich nicht bald sehe. Wenn Du also nicht zu mir kommst in dem Dunkel dieser Nacht und sie mir zum Tage machst, so wirst Du mich, wenn Du morgen früh eintriffst, nicht mehr unter den Lebenden finden. Mein Oheim wird Dir noch insbesondere sagen, was mein Herz mir stets wiederholt, weil ich keinen Mund mehr habe, um zu sprechen, und weil meine Seele nicht länger Deinen Anblick entbehren kann. Ich bitte Dich deshalb zu kommen oder mir die Erlaubniß zu gewähren, Dich aufzusuchen; beeile Dich, mir mit derselben Liebe zu vergelten, womit ich Dich stets geliebt habe, damit Dich die Strafe Gottes nicht ereile und Du um das Besitzthum kommst, welches Du von Deinen Vorfahren ererbt hast. Erfreue Dich der Blüthe meiner Jugend, die Du nun durch das Band der Ehe besitzen sollst, bis zu dem Tode, den das höchste Wesen durch seinen göttlichen Willen noch so viele Jahre von Dir fern halten möge, als sich schon Sonne und Mond einander nacheilen." Als die Barke, auf welcher sich der Oheim der Braut mit diesem Schreiben befand, bei uns anlegte, befahl Faria allen Portugiesen, sich zu verbergen, und ließ nur die chinesischen Matrosen erscheinen, um keinen Verdacht zu erregen. Mehrere Leute stiegen nun arglos an Bord und erkundigten sich nach dem Bräutigam, den sie suchten. Statt aller Antwort aber wurden sie sogleich festgenommen und eingesperrt. Die in der Barke Zurückgebliebenen hörten den Lärm nicht, da sie größtentheils betrunken waren; auch hatten wir von unserm Verdeck aus ein Tau um die Spitze ihres Mastes geworfen, wodurch sie verhindert wurden, sich von uns loszumachen und zu entkommen. Da wir überdies noch einige Töpfe mit Feuerwerk unter sie warfen, so stürzten sie sich in großer Angst in's Meer, worauf einige unserer Soldaten in die Barke sprangen und sich derselben bemächtigten. Wir zogen sodann die Leute, welche über Bord gesprungen und dem Ertrinken nahe waren, aus dem Wasser und brachten sie in Sicherheit, steuerten darauf nach den anderen, etwa eine Viertelstunde davon vor Anker liegenden Barken und nahmen sie alle ohne Widerstand. Wir bekamen

auf diese Weise auch die Braut und ihre Verwandten in unsere Gewalt nebst einer Menge älterer Frauen, welche sich in China gegen eine bestimmte Geldsumme zu vermiethen pflegen, um zu singen, zu tanzen und musikalische Instrumente zu spielen. Sie wurden in einen Raum unter dem Verdecke eingesperrt, aber am folgenden Tage, da sie sehr betrübt waren, außer der Braut und zwei Brüdern derselben wieder freigegeben und an's Land gesetzt. Auch behielten wir einige Matrosen, welche uns auf der weiteren Fahrt gute Dienste leisteten. Die Braut war, wie wir jetzt erfuhren, die Tochter des Anschary (Statthalters) von Colem und sollte mit Schifuu, dem Befehlshaber von Pandurea, verheirathet werden. Dieser segelte am folgenden Tage mit fünf schön geschmückten Schiffen mit großem Lärm an uns vorüber, ohne zu ahnen, daß seine Braut, der er entgegenfahren wollte, sich in unseren Händen befand, wir aber setzten unsern Weg fort und erreichten in drei Tagen glücklich Mutipinan, wo wir unsere Waaren zu verkaufen gedachten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Erkundigungen Faria's über diese Gegend.

Wir legten uns bei einer kleinen Insel an der Mündung des Flusses vor Anker, ohne durch Begrüßungsschüsse oder sonstigen Lärm unsere Ankunft zu verrathen, und der Hauptmann Martins Dalpoem, ein ebenso kluger und entschlossener Führer, erhielt den Befehl, während der Nacht die Tiefe des Flusses bis zum Landungsplatze vor der Stadt zu untersuchen. Er kam unentdeckt bis zu der ihm angegebenen Stelle, wo er zwei in einem mit irdenen Gefäßen befrachteten Schiffe schlafende Leute überraschte und mit sich nahm. Nach seinem Berichte konnte man mit leichter Mühe bis in den Hafen der Stadt gelangen, in welchem sich nur wenige Schiffe befanden, so daß also in keiner Weise Gefahr zu befürchten schien und man, wenn sich irgend etwas Verdächtiges zeige, unangefochten auf dem durch kein Hinderniß gesperrten Fahrwasser des Flusses entkommen könne. Beim Anbruche des Tages beteten

wir eine Litanei zu der heiligen Jungfrau und gelobten unserer lieben Frau vom Berge reiche Geschenke für ihre Kirche zu Malacca; Faria forschte dann die beiden Gefangenen aus, von denen man die beruhigendsten Versicherungen erhielt. Nachdem er sie noch über ihre Religion befragt und sich überzeugt hatte, daß ihnen das Christenthum noch völlig unbekannt war, gab er ihnen die Freiheit und einige Geschenke, worüber sie sehr erfreut waren, und ließ sie an's Land setzen. Er befahl nun die Anker zu lichten und zum Zeichen des Friedens die Handelsfahne aufzuziehen und segelte bis zum Landungsplatze vor der Stadt, die er mit seinem Geschütze begrüßte. Es näherten sich sogleich mehrere Kähne mit Erfrischungen, als aber die darin befindlichen Leute sahen, daß wir weder Siamesen, noch Javaner, noch Malaien waren, sondern einem ihnen völlig unbekannten Volke angehörten, sprachen sie zu einander: „Wollte der Himmel, der angenehme Thau des frischen Himmels könnte uns Allen so nützlich sein, als uns der Abend schön erscheint durch die Gegenwart derer, die unsere Augen schauen.“ Auf die Bejahung ihrer Frage, ob es erlaubt sei, zu uns an Bord zu kommen, stiegen drei von ihnen in die Junke, wo sie von Faria freundlich empfangen und ihnen ein türkischer Teppich zum Sitze angewiesen wurde. Er sagte ihnen darauf, er sei ein Kaufmann aus dem Königreiche Siam und habe mit seiner Ladung nach der Insel Hainan segeln wollen, man habe ihm aber gesagt, daß er seine Waaren in dieser Stadt weit besser und sicherer absetzen könne, weil die Kaufleute hier ehrlicher seien, als die Chinesen von Hainan. Worauf sie erwiderten: „Man hat Dich in dem, was Du sagst, keineswegs betrogen, und bist Du ein Kaufmann, wie Du vorgiebst, so wird man Dich hier nach Gebühr ehren und Du kannst ohne alle Furcht schlafen.“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Was Antonio de Faria bei dem Verkaufe seiner Waaren in dieser Stadt begegnet.

Antonio de Faria, welcher fürchtete, es könnten schon Nachrichten über das Gefecht mit dem Seeräuber auf dem Flusse Tanauquir hieher gelangt sein und ihm zum Nachtheile gereichen, wollte seine Waaren nicht ausschiffen, wie es die Beamten des Bazars verlangten, wodurch es zu Streitigkeiten kam. Faria ließ ihnen sagen, daß er der schon vorgerückten Jahreszeit wegen sich beeilen müsse, nach der Heimath zu gehen, und zwar um so mehr, da eine der Junken ein Leck habe, durch welches so viel Wasser einströme, daß sechzig Matrosen kaum im Stande seien, dasselbe mit drei Pumpen zu bewältigen, daß er übrigens gern bereit sei, eine Abgabe zu bezahlen, jedoch nicht dreißig vom Hundert, wie man verlange, sondern nur zehn, wie es in anderen Ländern gebräuchlich sei. Man gab jedoch keine Antwort auf dieses Anerbieten, sondern hielt den Ueberbringer desselben fest. Faria traf, als sein Bote nicht zurückkehrte, sogleich Anstalten, wieder unter Segel zu gehen, als wäre es ihm völlig gleichgültig, ob er hier seine Waaren verkaufe oder nicht. Aber fremde Kaufleute, welche mit einer Caravane in der Stadt eingetroffen waren und gute Geschäfte mit den fremden Schiffen zu machen hofften, waren durchaus nicht damit zufrieden, sondern begaben sich alle zusammen zu dem Nautarel (Befehlshaber) der Stadt, um sich zu beklagen, ja drohten ihm, sich, wenn er auf so ungerechte Weise den Verkehr störe, mit einer Beschwerde an den König zu wenden. Der Nautarel, welcher fürchtete, auf eine Klage hin bestraft und seines Dienstes entsetzt zu werden, entsprach dem Verlangen der Kaufleute, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie weitere fünf vom Hundert zahlen sollten, wenn Faria sich weigere, mehr als zehn zu bezahlen. Nachdem sie eingewilligt hatten, gab der Nautarel den festgenommenen Boten frei und schickte ihn mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben an Faria, um ihn zu einem längeren Aufenthalte zu bewegen; Faria aber erwiderte stolz, da ihn die Unhöflichkeit des Befehlshabers der Stadt aus dem Hafen vertrieben habe, so werde er unter keiner Bedingung in denselben zurück-

kehren; auch könne er nicht länger Zeit verlieren, hätten aber die Kaufleute Lust, ihm die ganze Ladung auf einmal abzukaufen und sogleich in Silber baar zu bezahlen, so sei er zu dem Handel bereit, wenn er vor Verlauf einer Stunde abgeschlossen werde. Die Kaufleute, welche eine so günstige Gelegenheit, einen reichen Gewinn zu erzielen, nicht vorübergehen lassen wollten, kamen alsbald in fünf großen Barken mit vierzig Kisten voll Silberbarren heran und schlossen den Handel mit Faria ab. Man war mit dem Löschen der Waaren in drei Tagen fertig, und nachdem die Rechnung, welche nach unserem Geld hundertundfünfundneunzigtausend Ducaten betrug, berichtigt war, gingen wir in möglichster Eile unter Segel, da das Begegniß mit dem Piraten auf dem Tanauquir ruchbar zu werden anfing und keiner der Eingeborenen weiter wagte, an Bord unserer Junken zu kommen.

Fünfzigstes Kapitel.

Fahrt nach Hainan; Kampf mit einem Seeräuber.

Nachdem wir glücklich aus dem Flusse Mutipinan herausgekommen waren, steuerte Faria nach Norden, um den Fluß Madel auf der Insel Hainan zu gewinnen, wo er die eine der Junken, welche sehr schadhaft geworden war, auszubessern oder gegen eine andere seetüchtige zu vertauschen beabsichtigte. Indem er dabei stets seinen Vorsatz, den Seeräuber Coja Acem, der ihn um seine Habe gebracht hatte, aufzusuchen, hartnäckig verfolgte, kam er bis zu dem Cap Pullo Hinnor oder Cocosinsel, da aber das Wetter sich bei dem Neumonde ändern zu wollen und einer jener gefährlichen Stürme, welche bei den Chinesen Tufan heißen, im Anzuge zu sein schien, so steuerten wir nach dem sicheren Hafen im Flusse Madel, den wir auch glücklich erreichten. Kurz nach uns lief auch eine andere große und hohe Junke ebenfalls aus Furcht vor dem Sturme in denselben Hafen ein. Sie gehörte, wie es sich später herausstellte, Hinimilau, einem berüchtigten chinesischen Seeräuber, welcher ursprünglich ein Heide war, aber später die muhamedanische Irrlehre angenommen hatte und nun mit furchtbarer Grau-

samkeit gegen die Christen wüthete. Gott sei ihm, behauptete er öffentlich, den Himmel schuldig der großen Dienste wegen, die er ihm auf Erden leiste, indem er sich bemühe, die Portugiesen gänzlich zu vertilgen. Der Pirat begrüßte uns, als er in den Hafen einlief, und wir erwiderten, wie es die Schicklichkeit verlangte, seine Begrüßung, da wir uns wechselseitig nicht erkannten und auch noch länger im Zweifel geblieben wären, wenn uns nicht der Ruf: „Herr Gott, sei uns gnädig!" welchen mehrere Sclaven auf dem Verdecke des fremden Schiffes in portugiesischer Sprache erhoben, uns die Anwesenheit gefangener Christen verrathen hätte. Faria schrie nun dem vorbeisegelnden Schiffe zu, es solle beilegen, die darauf befindlichen Leute verachteten aber nicht nur den Befehl unseres Hauptmanns, sondern nahmen auch eine drohende Haltung an, indem sie ihre Säbel schwangen und mit ihren Trommeln einen großen Lärm erregten. Nachdem der Pirat eine Viertelstunde vor uns seine Anker ausgeworfen hatte, schickte Faria ein wohlbemanntes Boot zu ihm, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Die darin befindlichen Leute wurden aber mit einem Hagel von Steinen empfangen und mußten in der größten Eile und mit blutigen Köpfen die Flucht ergreifen, wodurch Faria in solche Wuth gerieth, daß er sogleich mit allen seinen Schiffen die feindliche Junke angriff und sie aus seinen sechsunddreißig Geschützen beschoß, worüber der Pirat in so große Angst gerieth, daß er schnell die Taue zu kappen befahl, um sein schweres Schiff auf den Strand laufen zu lassen, Faria aber, welcher diese Absicht errieth, kam ihm zuvor und schnitt ihn vom Lande ab. Es begann nun ein erbitterter Kampf, der länger als eine halbe Stunde unentschieden blieb, endlich aber neigte sich durch Gottes Beistand der Sieg auf unsere Seite. Da die Leute des Seeräubers sich zuletzt fast alle aus Verzweiflung in das Meer gestürzt hatten und dem Ertrinken nahe waren, so befahl Faria, deren so viel als möglich aufzufischen, in der Hoffnung, sie in seine Dienste zu ziehen, indem seine Matrosen und Soldaten durch die wiederholten Kämpfe sehr gelichtet waren.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Hinrichtung des Seeräubers.

Nachdem man für den Verband und die Erfrischung der Verwundeten gesorgt hatte, ließ Faria sich den berüchtigten Hinimilan, welcher sich unter den aufgefischten Gefangenen befand, vorführen und fragte ihn, wer die jungen Leute seien, die bei dem Vorübersegeln die Barmherzigkeit Gottes angerufen hätten. Der Pirat erwiderte vor Wuth schäumend, er wisse es nicht; als aber die Frage mit Drohungen wiederholt wurde, verlangte er, wenn er Auskunft geben solle, zuerst Wasser, um seinen Durst zu stillen. Nachdem er eine große Menge Wasser getrunken hatte, gestand er endlich auf vieles Drängen, daß die Gefangenen sich in einem Raume am Vordertheile seines Schiffes befänden. Drei Soldaten, welche sogleich dahin geschickt wurden, um sie herbeizuführen, fanden sie alle erwürgt und als Leichen übereinander liegen. Faria ließ sie auf das Verdeck tragen, und es fanden sich darunter auch Weiber und Kinder, welche auf die abscheulichste Weise verstümmelt waren. Faria konnte bei diesem Anblicke seine Thränen nicht zurückhalten, und als er zornig den Piraten fragte, warum er sich eine solche Grausamkeit erlaubt habe, erwiderte dieser, weil sie sich den Portugiesen, seinen Todfeinden, zu erkennen gegeben und um Hülfe geschrieen hätten, er habe auf diese Weise ihrer Auslieferung zuvorkommen wollen. Mit gleicher Unverschämtheit antwortete er auf mehrere andere an ihn gestellte Fragen, und er machte auf Alle mehr den Eindruck eines Teufels als eines Menschen. So sagte er, als Faria wissen wollte, warum er vom Christenthume, das er doch früher angenommen, wieder abgefallen sei, mit großer Unverschämtheit, er habe es nur deswegen gethan, weil er stets von den Portugiesen nicht nur nicht nach Gebühr geehrt, sondern sogar mit Verachtung behandelt worden sei, und setzte frech hinzu, daß ihn dies nicht gereue, weil er bei den Muhamedanern, deren Glaube er später zu dem seinigen gemacht habe, in großem Ansehen stehe. Auch verhehlte er keineswegs, daß er viele Portugiesen auf die treuloseste Weise ermordet, um sich ihre Habe anzueignen. Faria war über das Benehmen dieses Mannes so sehr

entrüstet, daß er ihn nicht länger anhören wollte, sondern befahl, ihn augenblicklich aufzuknüpfen und seinen Leichnam in Stücke zu zerhauen und in's Meer zu werfen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Weiterer Verkehr mit den Eingeborenen am Flusse Madel und Abreise.

Nachdem die Hinrichtung des Seeräubers vollzogen war, untersuchte man näher den Inhalt seiner Junke und fand, daß der Werth der darin geborgenen Waaren, welche meist aus feinen Zeugen, kostbaren Porzellangeschirren und Moschus bestanden, sich auf sechzigtausend Ducaten belief. Wir nahmen das Werthvollste an Bord und verbrannten alles Uebrige mit der Junke, weil es uns an Matrosen fehlte, sie zu bemannen. Alle diese Thaten erregten das Erstaunen der Chinesen in solchem Grade, daß sie schon der Name der Portugiesen mit Angst erfüllte. Die Befehlshaber aller im Hafen liegenden Schiffe schickten sogar Abgeordnete an Faria, um ihn als König des Meeres anzuerkennen und ihm einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Ducaten anzubieten, wenn er versprechen wolle, ihnen auf ihren Handelsfahrten seinen Schutz angedeihen zu lassen. Faria ging auf das Anerbieten ein und stellte jedem der Kauffahrer einen Freibrief aus, welcher lautete: „Ich befehle, den Besitzer dieses Freibriefes an allen chinesischen Küsten ungestört Handel treiben zu lassen, wogegen er sich verbindlich macht, die Portugiesen überall, wo er solche findet, als Brüder zu behandeln.“ Faria gelangte durch seine Thaten in dieser ganzen Meeresgegend zu solchem Ansehen, daß nicht nur der Statthalter der Insel Ainan einen Gesandten mit einem reichen Geschenke von Perlen und Edelsteinen zu ihm schickte, sondern auch der Sohn der Sonne, wie sich der Kaiser von China nennt, ihm den Antrag machte, unter sehr glänzenden Bedingungen als Admiral in seine Dienste zu treten. Er lehnte aber dieses Anerbieten mit höflichem Danke ab und verließ nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen den Hafen von Madel, um

an der chinesischen Küste zu kreuzen und Nachforschungen über den jetzigen Aufenthalt des Coja Acem anzustellen. Auf dieser Fahrt kam er auch zu einer schönen Stadt von etwa fünfzehntausend Häusern, die Quongiparu hieß und in der sich viele prächtige Tempel und Paläste befanden. Er blieb hier einige Tage unter dem Vorwande, Handel treiben zu wollen, da sich aber die Einwohner wenig um ihn kümmerten, so setzte er seine Reise an dieser Küste fort, welche mit vielen kleinen gutbevölkerten Flecken bedeckt war. Viele derselben waren mit Mauern von Backsteinen umgeben, die jedoch keinem ernsten Angriffe hätten widerstehen können, auch schienen die Bewohner sehr schwach und feig zu sein, und man beobachtete bei ihnen keine anderen Waffen, als im Feuer gehärtete Stöcke, kurze Messer und roth und schwarz bemalte Schilde von Fichtenholz; ihr Land war aber eine der üppigsten Gegenden, die wir bis jetzt gesehen hatten, und reich an Schlachtvieh. Auf den durch Fruchtbarkeit ausgezeichneten Feldern sah man Roggen, Reis, Gerste, Hafer und vielerlei Arten von Gemüsen, an anderen Stellen gewahrte man dichte Wälder mit hohen zum Schiffbau tauglichen Bäumen. Von einigen Handelsleuten, mit denen wir in Berührung kamen, erfuhr Faria, daß man an vielen Orten in ergiebigen Gruben Silber, Kupfer, Zinn, Salpeter und Schwefel gewinne, und daß noch ein weit größerer Gewinn erzielt werden könnte, wenn die Bewohner rühriger wären und unter portugiesischer Herrschaft ständen, was geschehen würde, wenn wir unsere Herrschaft in Indien ausdehnen könnten, woran wir durch unsere Sünden gehindert werden. Auf diese Weise segelten wir in diesem Meere von Ort zu Ort und besuchten beinahe alle Häfen, ohne auch nur das Geringste über Coja Acem in Erfahrung zu bringen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Wie wir an der Diebsinsel Schiffbruch litten.

Nachdem wir bereits sieben und einen halben Monat in dieser Meeresgegend gekreuzt, fast alle Küstenpunkte besucht und fast in alle Flüsse eingelaufen waren, ohne irgend eine Spur von Coja

Acem auffinden zu können, rotteten sich die Leute, welche eines so langweiligen und zugleich so schwierigen Dienstes müde waren, zusammen und baten Faria nach dem schriftlichen Vertrage, den er mit ihnen gemacht hatte, den Gewinn zu theilen und sie zu entlassen. Nach langen Verhandlungen kam man jedoch überein, in Siam zu überwintern, daselbst die noch vorhandenen Waaren zu verkaufen, worauf denn die Theilung stattfinden sollte. Man beschwor diese Uebereinkunft wechselseitig und ging dann vorerst bei einer Insel, welche die Diebsinsel hieß, vor Anker. Während wir hier lagen, um einen günstigen Wind abzuwarten, erhob sich am zwölften Tage unseres Aufenthaltes beim Eintritt des Neumondes im October, vor welchem Zeitpunkte es uns schon lange gegraut hatte, ein von kaltem Regen begleiteter fürchterlicher Sturm, der uns um so gefährlicher werden mußte, da unser Tauwerk halb verfault und überhaupt in sehr mangelhaftem Zustande war. Die See ging sehr hoch, so daß wir uns bald gezwungen sahen, die Masten zu kappen und nicht nur das schwere Geschütz, sondern auch viele Waarenballen in das Meer zu werfen. Die Nacht war aber so finster, das Wetter so kalt und der Sturm nahm so sehr zu, daß wir endlich alle Rettungsversuche aufgaben und unsere Zuflucht zu Gottes Barmherzigkeit nahmen. Während wir so diese, obgleich wir sie in keiner Weise verdient hatten, anriefen und weinten und beteten, erhob sich um Mitternacht ein entsetzlicher Wirbelwind, welcher die vier Schiffe von den Ankern losriß, an die Küste schleuderte und sie gänzlich zertrümmerte. Dabei ertranken fünfhundertundsechsundachtzig Menschen und von der ganzen Mannschaft gelangten nur fünfzig an das Gestade, wo wir fast nackt und größtentheils verwundet uns in einer Höhle verkrochen. Als wir uns am andern Morgen hervorwagten, fanden wir die ganze Küste mit den Leichen unserer Gefährten bedeckt; wir warfen uns vor Entsetzen zu Boden, beklagten den ganzen Tag über unser Elend und wollten uns schon der Verzweiflung überlassen, als gegen Abend Faria, der sein Leid und seine Thränen zu verbergen verstand, in einen Scharlachmantel gehüllt, den er einen der Umgekommenen ausgezogen hatte, mit fröhlichem Gesichte in unsere Mitte trat und eine Ansprache an uns richtete, worin er uns zuerst an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge erinnerte und uns dann als Brüder bat, das Geschehene möglichst zu vergessen, weil die Erinnerung daran nur dazu dienen

könne, uns wechselseitig in noch größere Traurigkeit zu versetzen; er sehe wohl, fuhr er fort, unsere Lage recht gut ein, aber er sei eben so fest überzeugt, daß wir auf dieser nicht bevölkerten und mit dichtem Walde bedeckten Insel mit Gottes Hülfe Mittel finden würden, uns zu retten und statt der durch den Sturm verlorenen Schätze noch größere zu erwerben. Wir fanden in diesen Worten, deren Wahrheit wir begriffen, großen Trost, brachten die beiden folgenden Tage damit zu, die Todten zu begraben und die Lebensmittel, welche die Wogen aus den gescheiterten Schiffen an den Strand gespült hatten, zu sammeln. Da sie jedoch durch das Seewasser verdorben waren und schnell faulten, so konnten wir nur einige Tage von ihnen Gebrauch machen und sahen uns in kurzer Zeit dem Hunger preisgegeben.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Weitere Schicksale auf dieser Insel und Rettung.

Wir waren zwar dem fürchterlichen Schiffbruche mit heiler Haut entgangen, befanden uns aber in einem bejammernswerthen Zustande, da wir völlig nackt an dem Gestade umherirrten, durch die ungewöhnliche, von den dichten Wäldern herrührende Kälte litten und von einem grausamen Hunger gepeinigt wurden; auch waren wir so elend geworden, daß Viele von uns, während sie mit einander sprachen, todt zusammenstürzten. Es fehlte zwar nicht an gestrandeten Lebensmitteln, aber diese waren so faul geworden, daß man sie ihres unleidlichen Gestankes wegen nicht in den Mund zu nehmen wagte. Wir waren ohne alle Hoffnung auf menschliche Hülfe und konnten auch unserer Gottlosigkeit wegen nicht wohl Beistand vom Himmel erwarten, den jedoch der Allmächtige in seiner Barmherzigkeit dem größten Sünder nicht versagt, denn als wir uns am Feste des heil. Michael wieder verzweiflungsvoll unserm Jammer hingegeben hatten, sahen wir, wie hinter einer Anhöhe, welche die Insel an ihrem südlichen Ende bildet, ein Weih aufstieg, der über unsere Köpfe hinflog und eine fast fußlange Meeräsche gerade vor Faria's Füßen niederfallen ließ. Dieser sank auf die Kniee und

dankte inbrünstig Gott, ließ den Fisch braten und erquickte damit hauptsächlich die Kranken. Darauf begaben wir uns Alle nach der erwähnten Anhöhe, wo wir noch mehrere Raubvögel beobachteten und daraus auf das Vorhandensein der ihnen entsprechenden Nahrung schlossen. Als wir den Hügel erstiegen hatten, sahen wir ein schönes Thal und eine Menge Bäume mit reifen Früchten vor uns, zugleich gewahrten wir einen frisch erwürgten Hirsch und dabei einen Tiger, der sich eben anschickte, ihn zu verzehren. Wir erhoben ein großes Geschrei, bei welchem das Raubthier sich in den Wald flüchtete und uns seine Beute überließ. Wir gingen nun in das Thal hinab, durch welches sich ein Fluß mit süßem Wasser schlängelte, und hielten hier ein köstliches Mahl. Wir hatten bereits hier eine Woche zugebracht und uns mit Baumfrüchten und Fischen, die wir den hier in großer Menge sich aufhaltenden Raubvögeln durch unser Geschrei abjagten, genährt, als wir eines Morgens bei Tagesanbruch auf dem Meere ein Segel bemerkten. Wir begaben uns deshalb nach der Stelle, wo wir Schiffbruch gelitten hatten und wo uns eine Landung möglich schien. Als das Schiff sich wirklich der Insel näherte, verbargen wir uns in dem Walde, um nicht gesehen zu werden und um es nicht zu verscheuchen. Wir beobachteten nun von unserem Versteck aus, wie das Schiff, eine schöne Ruderbarke, landete und wie mehrere Matrosen ausstiegen, um es mit Tauen zu befestigen. Als dieses geschehen war, kamen etwa dreißig Leute an's Land, welche sogleich anfingen, Wasser und Holz einzunehmen, ihre Wäsche zu reinigen und ihre Mahlzeit zu bereiten, während Andere mit einander rangen und sich auf andere Weise die Zeit zu verkürzen suchten, da sie an nichts weniger dachten, als daß sie beobachtet würden. Als Faria sah, daß die Seefahrer, welche wir alsbald als Chinesen erkannten, ohne allen Argwohn und alle Vorsicht sich zerstreuten, und sich auch bald überzeugte, daß Niemand in der Barke zurückgeblieben war, welcher sich zur Wehre setzen konnte, so versammelte er uns um sich und sprach: „Brüder, ihr seht die traurige Lage, in welche uns das Unglück gebracht hat, und obschon wir dies durch unsere Sünden verschuldet haben, so hoffe ich doch zu dem allbarmherzigen Gott, daß er uns auf diese schmähliche Weise nicht zu Grunde gehen lassen wird, denn mir kam jetzt der Gedanke, daß wir, um uns zu retten, nothwendiger Weise das Schiff nehmen müssen, welches Gott so wunderbarer Weise an diese verlassene

Stelle der Erde geführt hat; ich wiederhole euch also, wir müssen uns mit seinem heiligen Namen im Herzen und im Munde auf das Fahrzeug stürzen, um uns um jeden Preis desselben zu bemächtigen und die in demselben befindlichen Waffen zu unserer Vertheidigung zu erbeuten. Wenn ich also den Namen Jesu dreimal laut rufe, so folgt mir und thut was ich thue." Wir versprachen Alle einstimmig, ihm Folge zu leisten, und nachdem wir die nöthigen Vorbereitungen getroffen, liefen wir Alle auf das verabredete Zeichen so schnell als möglich nach dem Strande, bemächtigten uns ohne allen Widerstand der Barke, hieben die beiden Taue, womit sie befestigt war, durch und hatten uns bereits einen Bogenschuß weit entfernt, als die Chinesen herbeieilten, aber verblüfft und rathlos an der Stelle, wo sie gelandet waren, stehen blieben, bis wir ihnen aus dem Geschütz, welches sich an Bord befand, eine Kugel zuschickten, wodurch sie sich bewogen sahen, in den Wald zu entfliehen, um ebenso über ihr Mißgeschick zu jammern, wie wir vorher das unsrige beklagt hatten.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Fahrt von der Diebsinsel zur Insel Liampo.

In der Barke fanden wir ein aus Reis und gehacktem Speck bestehendes Mittagsmahl, welches ein alter Mann, der in der Barke zurückgeblieben war, zubereitet hatte, und das wir uns, da uns schon tagelang keine gute Speise zu Gesicht gekommen war, vortrefflich schmecken ließen. Nachdem wir unsern Hunger gestillt und Gott für unsere glückliche Rettung gedankt hatten, untersuchten wir die Ladung näher und fanden noch Kisten mit Damast, Seide und Moschus, welche etwa viertausend Thaler werth sein mochten, außerdem einen reichen Vorrath von Reis, Schinken und Zucker und zwei Verschläge mit lebendigen Hühnern, welche für uns in dem Augenblicke von dem größten Werth waren, da sie zur Erquickung der Kranken dienten, die in nicht geringer Anzahl vorhanden waren. Darauf zerschnitten wir einen Theil der Seidenzeuge, um unsere Blöße damit zu bedecken. Außer dem Alten be-

fand sich noch ein Knabe von zwölf oder dreizehn Jahren an Bord, welcher sich bei näherer Erkundigung als der Sohn des Eigenthümers der Waaren zu erkennen gab; von ihm erfuhren wir auch, das die Barke von Quoaman kam, wo man die Zeuge gegen Silber ausgetauscht hatte, um sie in Cambay wieder an die Junken von Siam zu verkaufen. Faria suchte den Knaben, welcher in Thränen schwamm, zu trösten, und versprach ihm mit Schmeichelworten, daß er ihn als seinen Sohn betrachten wolle. Der Kleine sah ihn aber festen Blickes an und erwiderte verächtlich lächelnd: „Halte mich ja nicht, weil ich noch ein Kind bin, für so einfältig, daß ich glauben sollte, Du würdest mich als Sohn betrachten, da Du meinen Vater so schändlich betrogen und bestohlen hast. Bist Du aber so mitleidig, wie Du Dich anstellst, so bitte ich Dich bei der Liebe Gottes, lasse mich über Bord springen und nach der Küste schwimmen, wo er jammernd zurückgeblieben ist; ich will dort lieber mit ihm sterben, als bei euch gottlosen Menschen mein Leben fristen." Nachdem Faria noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Knaben zum Christenthume zu bekehren, überließ er ihn seinem Kummer. Der trostlose Verlassene setzte sich weinend in einen Winkel, wo er drei Tage sitzen blieb, ohne die geringste Speise zu sich zu nehmen. Faria aber versammelte die Mannschaft, um zu berathen, welchen Weg man am besten einschlagen werde und ob man nach Norden oder Süden steuern solle. Nach mancherlei nicht leicht auszuführenden Vorschlägen wurde endlich beschlossen, nach Liampo, einem etwa zweihundert Meilen nordwärts gelegenen Hafen, zu gehen. Man hoffte auf dieser Fahrt ein besseres und größeres Fahrzeug zu erbeuten, um den in diesen Meeresgegenden beim Neumonde häufigen und heftigen Stürmen trotzen zu können. Wir segelten nach Sonnenuntergang in der verabredeten Richtung und erreichten bei Tagesanbruch die kleine Insel Quinto, wo wir eine kleine Barke mit einem guten Vorrath frischer Fische erbeuteten und vier darin befindliche Fischer in unser Fahrzeug nahmen, weil unsere Mannschaft durch die ausgestandenen Mühseligkeiten völlig erschöpft war und die nöthigen Dienste nicht zu verrichten vermochte. Von diesen Fischern erfuhren wir auch, daß wir achtzehn Meilen weiter nördlich einen schönen Fluß und eine gute Rhede, welche Xingrau heiße, antreffen würden. Hier finde man gewöhnlich eine Menge Junken, welche daselbst vor Anker lägen, um Salz, Alaun, Senf und

andere Waaren zu laden. An der Mündung des Flusses liege der kleine Flecken Xamoy, welcher nur mit armen Fischern bevölkert sei, drei Meilen stromaufwärts aber gelange man zu einer Stadt, welche einen bedeutenden Handel mit Seide, Moschus, Porzellan und anderen Waaren nach verschiedenen Gegenden treibe. Auf diese Aussage hin nahmen wir unsern Lauf nach dem erwähnten Flusse und fuhren um Mitternacht in denselben ein. Unsere Kräfte reichten freilich nicht hin, um uns in einen Kampf einzulassen, das Glück war uns aber günstig, und wir fanden eine einzeln liegende Junke, in welcher die Mannschaft sorglos schlief. Wir erkletterten dieselbe an dem Tauwerke und banden den überraschten Leuten Hände und Füße mit der Drohung, daß wir sie bei dem ersten Laut, den sie von sich zu geben wagten, niederstoßen würden. Wir kappten darauf die Anker und fuhren nach der hohen See, wo wir an demselben Morgen die Insel Pullo Quirim erreichten. Wir segelten sogleich mit einem günstigen Winde weiter und gelangten nach drei Tagen zu einer Insel, welche Luxitay hieß, und da wir die Luft daselbst sehr gesund und wohlthuend und gutes Trinkwasser fanden, blieben wir hier zur Herstellung unserer Kranken und zur Ausbesserung unseres Fahrzeuges vierzehn Tage, und nahmen dann unsern Weg nach Liampo, wo, wie wir gehört hatten, viele Portugiesen aus Malacca, Sunda, Siam und Patane den Winter zubrachten.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Antonio de Faria begegnet an der Küste von Lamau einem chinesischen Seeräuber und verbündet sich mit demselben.

Wir waren bereits zwei Tage mit günstiger Strömung und gutem Winde an der Küste von Lamau hingesegelt, als wir einer von Lequio kommenden Junke von Patane begegneten, welche von einem chinesischen Piraten, welcher Quiay Panjan hieß, befehligt wurde. Dieser war ein großer Freund der Portugiesen und hatte auch dreißig Leute dieser Nation in seinem Solde, welche er sehr gut behandelte und bezahlte und mit deren Hülfe er auch seine Räubereien mit Erfolg

ausführte. Da er unsere Absichten nicht kannte und aus der Beschaffenheit unseres Fahrzeuges nicht errathen konnte, welchem Volke es angehörte, so rüstete er sich zum Kampfe und begrüßte uns mit einer vollen Lage, worüber wir nicht wenig erschraken. Während wir uns anschickten, den Kampf anzunehmen, bemerkten wir auf der Flagge des Feindes ein Kreuz und auf dem Verdeck viele rothe Mützen, eine damals bei den portugiesischen Soldaten gewöhnliche Kopfbedeckung. Wir gaben deshalb den Piraten ein Zeichen, daß wir Portugiesen seien, worüber sie ein großes Freudengeschrei erhoben. Sie schickten auch sogleich ein Boot mit zwei Portugiesen, um uns zu befragen, wer wir seien und woher wir kämen. Nach näherer Verständigung begrüßten sich die beiden Schiffe nach der gewohnten Weise und mehrere Leute des chinesischen Piraten kamen zu uns an Bord, wo sie von Faria auf das Freundlichste behandelt wurden. Bei ihrem Abschiede ließ er sie von Boralho begleiten und gab diesem ein Schreiben an Quiay Panjau mit, worin er diesen begrüßte und ihm seine Dienste anbot, worüber der Chinese so sehr erfreut war, daß er sich nach unserer Junke rudern ließ und selbst ein kostbares Geschenk, welches einen Werth von wenigstens zweitausend Ducaten hatte und aus Ambra, Perlen und goldenen und silbernen Geräthschaften bestand, überreichte. Die ganze Gesellschaft setzte sich nun fröhlich zu Tisch, und Faria unterhielt seinen Gast mit der Erzählung seiner Abenteuer auf die angenehmste Weise. Im Laufe des Gesprächs erwähnte er auch seiner unglücklichen Reise und des erlittenen Verlustes, so wie seines Vorhabens, nach Liampo zu gehen, wo er Mannschaft anwerben und sich mit allem Nöthigen versehen wolle, um dann nach der Bai von Cochinchina zu segeln und die Minen von Quanjaparu aufzusuchen, wo sich sechs große mit Silberbarren angefüllte Häuser befinden sollten, deren er sich zu bemächtigen gedenke. „Was mich betrifft, Kapitän,“ erwiderte Panjan, „so bin ich bei weitem nicht so reich, wie Viele glauben, denn ich bin von denselben Schicksalen, wie Du, betroffen worden und habe den größten Theil meiner Reichthümer eingebüßt; ich fürchte mich deshalb nach Patane, wo ich mein Weib und Kinder habe, zurückzukehren, da der König dieses Landes mich sicher meiner ganzen Habe berauben würde, weil ich mich ohne seine Erlaubniß entfernt habe, was in seinen Augen als ein schweres und sehr strafbares Verbrechen gilt. Ich mache Dir daher das Anerbieten,

Dich auf der Reise, welche Du unternehmen willst, zu begleiten. Ich stelle Dir, wenn es Dir genehm ist, meine Junke sammt der aus hundert gutbewaffneten Leuten bestehenden Bemannung und fünfzehn Geschützen zur Verfügung, wenn Du mir den dritten Theil der Beute zusichern willst. Ich möchte Dich jedoch bitten, mir diesen Vertrag schriftlich und von Deiner Hand unterzeichnet zuzustellen und die Erfüllung desselben bei Deinem Glauben zu beschwören.“ Antonio nahm dieses Anerbieten mit großem Vergnügen an, und der Vertrag wurde sogleich ausgestellt und beiderseits von den angesehensten Leuten der Mannschaft beschworen. Darauf liefen beide Junken in den etwa fünf Meilen entfernten Fluß Anay, wo sie den Befehlshaber der gleichnamigen Stadt durch ein Geschenk von hundert Ducaten gewannen und die Erlaubniß erhielten, sich mit allem zu ihrem Unternehmen Erforderlichen zu versehen.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Fahrt nach Chincheu. Rettung einiger Portugiesen. Nachricht von Coja Acem.

Mit allen nöthigen Vorräthen reichlich versehen, verließen wir den Fluß Anay, um nach dem Rathe Quiay Panjan's, auf den Faria großes Vertrauen setzte, den Hafen Chincheu zu besuchen und bei den dortigen Landsleuten Nachrichten über die Lage der Portugiesen zu Liampo einzuziehen, denn das Gerücht war verbreitet, daß der Kaiser von China eine Flotte von vierhundert Junken mit einer Bemannung von hunderttausend Leuten dorthin geschickt habe, um sie aufzuheben und ihre Wohnungen zu verbrennen, weil man ihm gesagt habe, daß diese Leute sich bei weitem nicht so ehrlich und friedlich benähmen, wie sie ihm geschildert worden seien. Wir trafen zu Chincheu fünf portugiesische Schiffe und erfuhren von ihnen, daß die Portugiesen zu Liampo ruhig Handel trieben und daß die erwähnte Flotte ausgelaufen sei, um einen verjagten Vasallen wieder in den Besitz seiner Länder zu bringen. Wir erhielten von den portugiesischen Schiffen fünfund-

dreißig Soldaten zu unserer Verstärkung und schlugen den Weg nach Liampo ein. Nachdem wir des widrigen Windes wegen etwa fünf Tage gezwungen waren zu laviren, gewahrten wir eine Fischerbarke, worin sich acht verwundete Portugiesen in einem erbärmlichen Zustande befanden. Wir nahmen sie, gerührt von ihrer Lage, an Bord, wo sie uns erzählten, sie seien vor etwa siebenzehn Tagen in Liampo in See gegangen, um eine Waarenladung nach Malacca zu bringen, bei der Insel Sumbor seien sie aber durch einen Seeräuber aus Guzarate, Namens Coja Acem, von fünf Schiffen mit einer Bemannung von fünfzehnhundert Menschen angegriffen und nach einem hitzigen Gefechte, worin viele der Ihrigen den Tod gefunden hätten, überwältigt worden; sie seien aber nur dadurch dem Tode entgangen, daß ein Schiff des Seeräubers in Brand gerathen sei und die Mannschaft alle Mühe habe anwenden müssen, um ihn zu löschen; dadurch sei es ihnen gelungen, ein Fahrzeug, welches an ihrem Schiffe hing, zu besteigen und unbemerkt zu entkommen. So sehr Antonio de Faria von Mitleid über den jämmerlichen Zustand seiner Landsleute ergriffen war, so fühlte er doch eine innerliche Freude darüber, daß er jetzt Gewißheit über den Aufenthalt seines Todfeindes Coja Acem erhielt. Nachdem er noch einige nähere Erkundigungen eingezogen über die Stärke und den Zustand der Seeräuber, dankte er auf den Knieen Gott für die Gnade, die er ihm verliehen, den grausamen Mörder so vieler Portugiesen aufzufinden, und bat ihn inständigst, ihm den Sieg über denselben zu verleihen. Die Mannschaft brach in lauten Jubel aus über die glückliche Nachricht und verlangte zum Kampfe gegen den Räuber geführt zu werden. Faria, der in dieser Sache mit der größten Vorsicht verfahren zu müssen glaubte, segelte jedoch zuerst nach Lailo, um hier umfassende Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kampfe zu treffen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zum Kampfe mit dem Corsaren Coja Acem.

Am nächsten Morgen erreichten wir Lailo, wo Quiay Panjan viele Verwandte, Bekannte und Freunde hatte, weshalb er von dem Befehlshaber, den man überdies noch durch ein reiches Geschenk gewann, leicht die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Einkäufe zu machen. Wir verschafften uns also Salpeter und Schwefel, um Pulver zu bereiten, Bleikugeln, Lebensmittel, Tauwerk, Oel, Pech und Harz, Waffen und Schiffsgeräthschaften, und Alles lieferte der kleine Ort, der etwa nur vierhundert Wohnungen zählte, in Fülle, denn China hat, wie kein anderes Land, Ueberfluß an Allem, was man nur wünschen kann. Da auch Faria nicht mäkelte, sondern bezahlte, was man begehrte, so gab man ihm, was er verlangte, so schnell und bereitwillig, daß wir schon nach dreizehn Tagen mit zwei neuerbauten großen und wohlausgerüsteten Junken, die wir gegen unsere schlechten Fahrzeuge eingetauscht hatten, wieder ausliefen. An Bord befanden sich fünfhundert Leute, theils Matrosen und theils Soldaten, und unter letzteren zählten wir fünfundneunzig junge, eben so kräftige als entschlossene Portugiesen; zu diesen kamen noch die Söldner Quiay Panjan's, welche sich unter diesem fünf Jahre lang im Handwerke der Seeräuberei geübt hatten. Außerdem waren wir mit vierzig größeren und kleineren Geschützen, hundertundsechzig Büchsen und einer Menge brennbarer Stoffe zum Anzünden der feindlichen Schiffe versehen. Nach einer Fahrt von drei Tagen kamen wir an die Fischerei, wo Coja Acem das portugiesische Fahrzeug hinweggenommen hatte, und Faria schickte, sobald es Nacht wurde, Kundschafter aus, um zu erfahren, wo sich der Corsar aufhalte. Einige Fischer, welche wir in ihrem Kahne überrumpelten, theilten uns mit, daß er in dem zwei Meilen entfernten Flusse Tinlau vor Anker gegangen sei, um seine Schiffe auszubessern und dann nach Siam, seiner Heimath, zu segeln. Faria rief auf diese Nachricht hin den Kriegsrath zusammen, und es wurde beschlossen, bei einem solchen Wagnisse vor Allem die Beschaffenheit des Ortes und die Stärke des Feindes zu erforschen. Ein gewandter Portugiese, der als Chinese verkleidet zu diesem Zwecke ausgeschickt

wurde, kam mit der Nachricht zurück, daß der Feind so schwach sei, daß man kein Bedenken zu tragen brauche, ihn anzugreifen. Wir segelten also nach dem erwähnten Flusse und gingen bei der Nacht in der Mündung desselben vor Anker, um vor Tagesanbruch mit dem Corsaren anzubinden. Faria vertheilte die Portugiesen auf die verschiedenen Fahrzeuge, traf die ihm am besten scheinenden Anordnungen und gab die nöthigen Befehle.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Kampf mit dem Corsaren Coja Acem.

Der Himmel verlieh uns ein ruhiges Meer und einen günstigen Wind, so daß wir in weniger als einer Stunde den Fluß aufwärts segelten und uns dicht an dem Feinde befanden, ehe er uns gewahrte. Als uns aber die ausgestellten Wachen bemerkten, gaben sie das Lärmzeichen mit einer Glocke, bei welchem sogleich unter den Seeräubern, sowohl unter denen, welche an's Land gegangen, als auch unter denen, welche an Bord geblieben waren, eine große Verwirrung entstand. Als Faria dies wahrnahm, gab er ihnen sogleich zwei volle Lagen und ließ die vortheilhaft aufgestellten Büchsenschützen fortwährend feuern, wodurch die Verdecke der feindlichen Schiffe rein gefegt wurden. Unsere beiden Junken legten sich nun neben die Junken der Seeräuber, und es entstand ein mörderischer Kampf, der schon zu unseren Gunsten sich zu entscheiden anfing, als mehrere Kähne mit Seeräubern vom Ufer abstießen, um ihren Gefährten zur Hülfe zu eilen. Als Diego Meyrelez, ein auf der Junke Quiay Panjo's befindlicher Portugiese, dieses sah, feuerte er mit solcher Geschicklichkeit und mit solchem Glück ein mit Kartätschen geladenes Geschütz auf die Kähne ab, daß er einen derselben in Grund bohrte und auf dem andern den Hauptmann mit mehreren Leuten erlegte. Die anderen Kähne wollten nun wieder nach dem Lande zurückkehren, wurden aber von den Unsrigen genommen und verbrannt, die Mannschaft, welche in's Meer sprang, ging durch die Stiche und Streiche ihrer Verfolger zu Grunde oder wurde an dem Gesteine des Ufers zerschmettert.

Die Leute auf den Junken kamen über das Unglück ihrer Gefährten so sehr aus der Fassung, daß sie sich zu retten suchten und anfingen, in das Wasser zu springen. Coja Acem, welcher den Kähnen mit seinem Boote Beistand zu leisten suchte, eilte, als er dies sah, wüthend herbei und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Glaubensgenossen und gerechte Männer des heiligen Gesetzes Muhamed's, laßt ihr euch so feige besiegen von diesen christlichen Hunden, welche nicht mehr Muth haben als federlose Hühner oder alte Weiber; auf sie, auf sie, damit ihr theilhaftig werdet der Freuden des Paradieses, welche euch der Prophet verheißen hat, wenn ihr euch badet in dem Blute dieser ungläubigen Hunde." Mit diesen schändlichen Worten stachelte sie dieser Teufel dermaßen auf, daß sie sich in einen Haufen zusammendrängten und mit blinder Wuth auf uns einstürmten. Als Faria dies sah, rief er den Seinigen zu: „Muth, Christen, stützen sich diese Gottlosen auf die Hülfe des Teufels, so laßt uns auf unsern Herrn Jesus Christus vertrauen, der für uns am Kreuze gestorben ist und uns nicht verlassen wird." Mit diesen Worten warf er sich mit unwiderstehlichem Ungestüm auf Coja Acem und versetzte ihm mit seinem Schwerte, das er mit beiden Händen schwang, einen so kräftigem Hieb über den Kopf, daß dessen Pickelhaube in Stücke ging und er selbst zu Boden sank. Ein zweiter Hieb verstümmelte ihm die beiden Füße, so daß er nicht mehr aufzustehen vermochte. Als seine Leute dieses vernahmen, erhoben sie ein fürchterliches Geschrei und griffen wiederholt mit unbändiger Wuth Antonio de Faria an, welchem jedoch die Seinigen getreulich zur Seite standen. Es entwickelte sich nun ein beispiellos hartnäckiger Kampf, in welchem achtundvierzig Leute von der feindlichen Seite und vierzehn von der unsrigen ihren Tod fanden. Die Gegner fingen jetzt an, allmälig den Muth sinken zu lassen, und machten Anstalten, sich auf dem Kastell des Vordertheils des Verdecks zu befestigen, woran sie jedoch durch eine Verstärkung, die Panjan von seiner Junke herüberschickte, verhindert wurden. Die Unsrigen hieben nun vereint so unbarmherzig auf sie ein, daß nach einer Vietelstunde nur noch fünf am Leben waren, welche wir, um sie zu den etwa nöthigen Geständnissen zu nöthigen, an Händen und Füßen fesselten und in guten Gewahrsam brachten. Sie zerfleischten sich aber hier aus Furcht vor einer qualvollen Hinrichtung einander so grimmig mit den Zähnen, daß sie alsbald an den Wunden starben. Sie wurden von unseren

Knechten in das Meer geworfen, die Leiche ihres Befehlshabers Coja Acem, des unersättlichen Säufers des portugiesischen Blutes, wie er sich zu nennen pflegte, behielt man an Bord.

Sechzigstes Kapitel.

Weiteres Verfahren gegen die Seeräuber.

Nach diesem Treffen, in welchem auf beiden Seiten Wunder der Tapferkeit vollbracht wurden und welches mit dem vollständigsten Siege der Portugiesen endigte, und nachdem die Verwundeten, deren wir zweiundneunzig hatten, verbunden waren und wir unsern Verlust an Todten, deren wir auf unserer Seite zweiundvierzig zählten, übersehen hatten, ließ sich Faria, obschon er drei Wunden davongetragen hatte, an's Land setzen, um die Insel, bei welcher das Gefecht vorgefallen war, genauer zu untersuchen. Er fand darauf ein schönes Thal mit vielen schönen Gärten und herrlichen Fruchtbäumen und auch ein nicht unbedeutendes Dorf, welches Coja Acem niedergebrannt und dessen Einwohner er hingeschlachtet hatte. Nahe dabei an einem fischreichen Flusse entdeckten wir ein schönes Haus, wahrscheinlich die Pagode des eingeäscherten Dorfes, welches mit Kranken und Verwundeten angefüllt war, welche Coja dahin gebracht hatte. Als sie von weitem Faria bemerkten, schrieen sie um Gnade und flehten seine Barmherzigkeit an. Er schenkte ihnen aber, weil er wußte, daß sie früher gegen die Portugiesen unbarmherzig verfahren waren, kein Gehör, sondern ließ auf mehreren Stellen Feuer anlegen, wodurch das aus Holz erbaute und mit dürren Palmblättern bedeckte Gebäude in Brand gerieth. Die von den Flammen Bedrängten suchten sich durch die Fenster zu retten, wurden aber durch die ringsum aufgestellten Wachen niedergestochen. Nach Verübung dieser Grausamkeit begab sich Faria wieder nach der Küste, wo das von Coja Acem den in Liampo wohnenden portugiesischen Handelsleuten abgenommene Fahrzeug lag, um ausgebessert zu werden, und bereits fertig war; er ließ es von Stapel laufen und gab es ihren Eigenthümern zurück, so wie auch die Waaren, womit es befrachtet war, und welche auf

der ganzen Insel unter der andern von den Seeräubern hierher gebrachten Beute zerstreut lagen. Er gestattete den Handelsleuten, nachdem sie einen Eid geleistet hatten, nichs zu nehmen, was nicht ihnen gehöre, ihre Waaren selbst auszusuchen. Der Werth der Waaren, welche sie als das Eigenthum von mehr als hundert portugiesischen Kaufleuten in Liampo erkannten, betrug über hundertausend Ducaten; der Rest aber, welcher als Beute zurückblieb, betrug noch fast das Doppelte dieses Werthes. Die Gegenstände, welche in Seidenstoffen, Damast, Taffet, Moschus und feinem Porzellan bestanden, waren an den chinesischen Küsten von den Piraten in Jahresfrist geraubt worden. Nach Beendigung dieses Geschäfts zog sich Faria an Bord seines Schiffes zurück, wo er emsig für die Pflege und bequeme Unterbringung der Verwundeten Sorge trug. Am folgenden Tage bestieg er die feindliche Junke und befahl, die noch darin befindlichen Leichen ohne weitere Umstände in's Wasser zu werfen; die Leiche Coja Acem's aber ließ er in Stücke hauen und damit die um das Schiff herumschwimmenden hungernden Wassereidechsen füttern, wobei er ihm folgende Leichenrede hielt: „Fahre hin, Bösewicht, in den Abgrund der Hölle, wo Deine schwarze Seele jetzt die Freuden Muhamed's genießt, die Du gestern so zuversichtlich Deinen Hunden versprochen hast.“

Einundsechzigstes Kapitel.

Abreise aus dem Flusse Tinlau und fürchterlicher Sturm.

Nach einem Aufenthalte von vierundzwanzig Tagen in dem Flusse Tinlau, während dessen alle Verwundeten gänzlich geheilt wurden, lichtete Antonio de Faria die Anker und nahm seinen Lauf nach Liampo, um daselbst den Winter zuzubringen und beim Beginn des Frühjahrs sogleich mit seinem Gefährten Quiay Panjan nach den Minen von Quoanjan zu segeln und dieselben zu plündern. Kaum waren wir aber bis zu dem Vorgebirge Micuy gekommen, als sich ein Sturm aus Südost erhob, der des Nachmittags so sehr an Heftigkeit zunahm, daß man die meisten Segel einreffen

und die kleineren Fahrzeuge nach der Küste schicken mußte, um in einem Flusse Schutz zu suchen. Die darauf folgende Nacht war so finster und die Wogen gingen so hoch, daß man nicht im Stande war, die Meerestiefe zu untersuchen, und Faria's Junke auf eine Sandbank gerieth und stark beschädigt wurde. Faria wollte aber nicht, daß man einen Nothschuß abfeuere, welcher die übrigen Schiffe herbeigezogen und in gleiche Gefahr gebracht hätte, sondern bat seine Leute, alle ihre Kräfte anzustrengen, um wieder flott zu werden, und Gott um Beistand anzurufen. Er ließ nun zuerst den großen Mast kappen, welcher leider bei seinem Falle drei Matrosen erschlug, sodann befahl er, auch die Maste des Vorder- und Hintertheils und die Verschläge auf dem Verdeck zu entfernen, und seinem Befehle wurde mit unglaublicher Schnelligkeit entsprochen. Alle diese Vorkehrungen nützten jedoch fast gar nichts, denn der von einem Platzregen begleitete Sturm war immer noch im Zunehmen begriffen. Als nun auch von den übrigen vier Junken Nothsignale gegeben wurden, gerieth Faria in Verzweiflung, warf sich auf die Kniee und fing an, die Barmherzigkeit Gottes inbrünstig anzurufen; die übrigen Portugiesen aber, welche nur an die Rettung ihres Lebens dachten, stiegen in den Schiffsraum hinab und fingen an, die Waaren über Bord zu werfen, wobei sie mit solcher Unbesonnenheit verfuhren, daß zwölf Kisten mit Silberbarren in den Wogen ihr Grab fanden.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Rettung aus der Gefahr und Größe des Verlustes.

Als es gegen Morgen ging, waren wir Alle nicht mehr fähig, irgend etwas zur Erhaltung des Schiffes zu thun, der Sturm fing aber jetzt an, sich zu legen, und die Erschütterung des Fahrzeugs weniger heftig zu werden, weil es bereits zur Hälfte mit Wasser angefüllt war. Da es alsbald zu versinken und uns mit in den Abgrund zu ziehen drohte, so verließen wir dasselbe und klammerten uns an das Tauwerk der über Bord geworfenen Maste, da aber immer noch die Wogen mit großer Gewalt an die

Schiffsseiten schlugen, so liefen wir Gefahr, an diesen oder den nahen Klippen zerschmettert zu werden, welches Unglück auch zehn oder zwölf von unseren Leuten, die nicht vorsichtig genug waren, widerfuhr. Als endlich der Tag anbrach, bemerkte die den Portugiesen von Liampo zurückgegebene Junke, welche während der ganzen Nacht die Segel eingezogen und dem Sturme getrotzt hatte, unsere Noth und näherte sich uns, so weit als möglich, um uns Taue zuzuwerfen und so an Bord zu ziehen. Jeder wollte sich indessen zuerst retten, und es entstand eine solche Unordnung, daß während dieser Arbeit, welche eine volle Stunde dauerte, noch zwanzig Leute ertranken, worüber Faria mehr betrübt war, als über den Verlust der Junke, mit welcher nur an Silber über zweimalhunderttausend Thaler zu Grunde gingen. Wir setzten nun auf der Junke der portugiesischen Handelsleute unsern Weg fort und waren in der größten Besorgniß wegen unserer Gefährten, von welchen wir keine Spur entdeckten. Gegen Abend gewahrten wir endlich zwei Segel vor uns, welche langsam lavirten, woraus wir schlossen, daß sie zu unserm Geschwader gehörten. Wir gaben ihnen ein Zeichen, welches sie sogleich erwiderten, wir baten sie aber, als sie sich uns näherten, in gehöriger Ferne zu bleiben, um kein neues Unglück zu veranlassen, da das Meer immer noch sehr hoch ging. Am folgenden Morgen kamen zwei Leute von der Junke Quiay Panjan's zu uns an Bord, von welchen wir hörten, daß sie ebenfalls in großer Gefahr gewesen und daß eine kleinere, von Nuno Preto, einem tüchtigen portugiesischen Officier, befehligte Junke mit Mann und Maus versunken sei. Zu derselben Zeit traf auch eines der beiden kleineren Fahrzeuge, die Faria nach der Küste geschickt hatte, wieder bei uns ein, und wir erfuhren, daß das andere Fahrzeug an eine Klippe geworfen worden und gesunken sei. Dreizehn Leute, welche sich aus den Wogen gerettet, seien von den Einwohnern des Ortes Nouday ergriffen und in die Gefangenschaft geschleppt worden. Es ergab sich also, nachdem man das Unglück überschauen konnte, daß durch diesen Sturm zwei Junken und zwei kleinere Fahrzeuge mit mehr als hundert Leuten und einer Ladung, deren Werth mehr als zweimalhunderttausend Ducaten betrug, zu Grunde gegangen war; die gerettete Mannschaft, welche noch vor wenigen Stunden im Besitze großer Reichthümer war, hatte nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trug. Diese Unfälle sind in dieser Meeresgegend besonders beim Neumonde sehr häufig,

weshalb sich die Seefahrer zu dieser Zeit in einem sichern Hafen zu bergen suchen.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Faria's Bemühungen, gefangene Portugiesen zu retten.

Nachdem der Sturm sich gänzlich gelegt hatte, bestieg Antonio de Faria die andere große Junke, welche er Coja Acem abgenommen hatte, und ging mit dem ihm noch zur Verfügung gebliebenen Reste des Geschwaders nach dem Hafen Nouday, wo man dreizehn Portugiesen, die bei dem Sturme dem Verderben entgangen waren, gefangen genommen hatte. Sogleich nach seiner Ankunft entsendete er zwei wohlbemannte Boote, um den Hafen zu untersuchen, über die Gefangenen, die nach einem Gerüchte schon in das Innere des Landes fortgeführt waren, Erkundigungen einzuziehen und womöglich einige Eingeborene zu erhaschen, um Näheres zu erfahren. Die beiden Boote gelangten zur Mündung eines Flusses, der Nipaphau hieß, und nahmen hier eine mit Porzellan und Zuckerrohr befrachtete Barke, worin sich acht Männer und zwei Frauen befanden. Diese wurden vor Faria gebracht, waren aber so sehr vor Angst und Todesfurcht außer sich, daß sie fortwährend um ihr Leben baten und keine Auskunft von ihnen zu erlangen war. Faria ließ sie deshalb vorerst in Ruhe, gab aber der an Bord befindlichen Frau eines Piloten, einer zum Christenthume übergetretenen Chinesin, Befehl, freundschaftlich mit ihren Landsleuten zu verkehren und ihnen die Wahrheit zu entlocken. Diese entledigte sich ihres Auftrages so gut, daß die Gefangenen schon in einer Stunde erklärten, sie würden gern Alles, was sie gesehen und gehört hätten, bekennen, wenn man sie in ihrem Kahne wieder frei abfahren ließe. Nachdem der Befehlshaber ihnen dies zugesagt hatte, ergriff der Aelteste von ihnen das Wort und sprach beherzt: „Ich vertraue nicht sehr auf Deine Verheißung, und fürchte, daß ihr die That nicht entspricht; ich bitte Dich also, mir bei dem Elemente, welches Dich trägt, zu schwören, daß es Dir fortan nie günstig sein solle, wenn Du Deinen Schwur brichst, und daß die Winde von allen Seiten

Deinen Unternehmungen entgegenwirken mögen, wenn Du es nicht aufrichtig meinst." Nachdem Faria den verlangten Schwur geleistet hatte, stellte sich der Chinese zufrieden und erzählte, daß die Leute, welche man suche, gefesselt in den Kerker von Nouday geworfen worden seien, weil man sie für verruchte Menschen und gefährliche Seeräuber halte. Faria gerieth über diese Nachricht sehr in Zorn und in Unruhe, und schickte einen der festgenommenen Chinesen mit einem Schreiben an seine Landsleute in dem Gefängnisse zu Nouday. Der Chinese, dessen Frau sich auf der Junke befand, fuhr des Morgens ab und beeilte sein Geschäft so sehr, daß er schon des Mittags mit einem von allen Gefangenen unterschriebenen Briefe zurückkam, worin diese ihm meldeten, daß sie unfehlbar als Verbrecher hingerichtet werden würden, wenn er ihnen nicht die schleunigste Hülfe leiste. Als Faria diesen Brief in Gegenwart seiner Freunde gelesen hatte, fragte er sie um Rath; da sie aber nicht einig werden und keinen vernünftigen Vorschlag machen konnten, sprach er fast zornig: „Meine Herren und Brüder, ich habe einen feierlichen Schwur geleistet, mich nicht eher von hier zu entfernen, als bis ich diese armen Soldaten wieder bei mir sehe, und sollte ich bei diesem Unternehmen mein Leben tausendmal auf das Spiel setzen." Keiner wagte dieser Aeußerung Widerspruch zu leisten, und Alle erklärten, daß sie ebenfalls mit Gefahr ihres Lebens zur Befreiung ihrer Gefährten beitragen würden.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Verhandlungen mit dem Mandarin von Nouday.

Nachdem man diesen Entschluß gefaßt hatte, kam man überein, daß man zuerst auf friedlichem Wege die Befreiung der Gefangenen versuchen solle. Faria schickte deshalb zuerst zwei Chinesen mit einem Briefe und einem Geschenke von zweihundert Ducaten an den Mandarin des Ortes und bat ihn, die Gefangenen auf freien Fuß zu setzen. Die Chinesen brachten aber alsbald den Brief zurück, auf dessen Rückseite der Mandarin geschrie-

ben hatte: „Dein Mund nahe sich meinen Füßen, ich werde Dir Recht sprechen, sobald ich Dich gehört habe, und Dir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn Du sie verdienst." Faria war über diesen Bescheid sehr betrübt, weil er daraus abnehmen konnte, wie schwer ihm die Befreiung seiner Leute fallen würde. Er entsandte also die Chinesen zum zweiten Male mit einem nachdrücklicheren Briefe und einem Lösegelde von viertausend Thalern in Silberbarren und Waaren; zugleich ließ er den Mandarin bedeuten, daß er nicht eher diesen Ort verlassen würde, als bis man ihm die Gefangenen zurückgegeben habe. Faria sagte in dem Briefe, daß er ein Handelsmann sei und den Schutz des Kaisers von China anrufe, den auch der König von Portugal, der Bruder des Kaisers von China, den chinesischen Handelsleuten zu Malacca angedeihen lasse. Der Mandarin gerieth in Wuth über die Frechheit, den König von Portugal Bruder des Kaisers von China zu nennen, ließ die Gesandten peitschen und ihnen die Ohren abschneiden, und schickte sie mit seiner auf ein altes und zerrissenes Stück Papier geschriebenen Antwort zurück. Diese war in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßt und befahl Faria, auf der Stelle abzusegeln, damit das chinesische Meer nicht durch seine längere Gegenwart verunreinigt würde. Alle waren über diesen anmaßenden Bescheid höchlich erstaunt, und es wurde beschlossen zu landen und die Stadt anzugreifen. Faria wählte also dreihundert und Quiay Panjou fast eben so viele Leute, um dieses kecke Unternehmen zu wagen.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Faria erobert und verbrennt die Stadt Nouday.

Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch segelte Faria den Fluß hinauf und legte sich dicht an den Mauern der Stadt vor Anker. Von hier aus schickte er, als ob nichts vorgefallen wäre, einen andern Boten nach der Stadt und ließ höflich gegen ein entsprechendes Lösegeld die Auslieferung der Gefangenen verlangen.

Der Mandarin ließ aber statt aller Antwort den Boten in Stücke zerreißen und die Stücke des Leichnams dem ganzen Geschwader von der Mauer herab zeigen. Faria's Leute wurden dadurch so sehr erbittert, daß sie ihn baten, sie sogleich gegen die Stadt zu führen, wie er sich vorgenommen habe, ehe der Mandarin Zeit gewinne, eine größere Anzahl von Soldaten zusammenzuziehen. Er gab also den Junken Befehl, auf ein von ihm gegebenes Zeichen unaufhörlich auf die Stadt und auf die Feinde, wo sie sich zeigten, zu feuern, und ging mit den ausgewählten Leuten, die schon in Bereitschaft standen, an's Land. Er marschirte gerade auf die Stadt los, auf deren Mauer sich eine große Volksmasse mit ihren Bannern aufgestellt hatte und uns durch ihr Geschrei und ihre Geberden deutlich zu verstehen gaben, wie wenig sie uns fürchteten. Als wir der Mauer näher kamen, rückten etwa zwölfhundert Mann aus dem uns nächsten Thore, hundert von ihnen waren beritten, tummelten sich aber so schlecht auf ihren Schindmähren, daß viele von ihnen jeden Augenblick herabfielen. Faria und den Seinigen machte dieser Angriff großes Vergnügen und sie blieben unbeweglich, da die Angreifer sich darauf beschränkten, sie zu umkreisen, ohne etwas weiter zu unternehmen. Endlich ließ Faria, dieser Kampfweise müde, die Musquetiere feuern und ging auf die Feinde los, welche sogleich die Flucht ergriffen und in ihrer Angst übereinanderstürzten. Wir stürmten nun das Thor, wo der Mandarin an der Spitze von etwa sechshundert Leuten uns hartnäckigen Widerstand leistete. Als aber eine Kugel ihn niederstreckte, ergriff seine Mannschaft eiligst die Flucht, und wir trieben sie mit unseren Lanzen vor uns her wie das Vieh. Alle beeilten sich, nach einem andern Thore auf der Landseite zu gelangen, durch welches sie nach allen Richtungen hin entflohen. Faria sammelte nun seine Leute und führte sie nach dem Gefängnisse, wo man Thüren und Gitter zersprengte und die gefesselten Gefährten befreite. Darauf gab Antonio seinen Leuten die Erlaubniß, die Stadt zu plündern. Die Beute fiel so reich aus, daß die Boote, in welchen sie gelandet hatten, das Geld und die Kostbarkeiten kaum in vier Fahrten nach den Junken zu bringen vermochten. Nachdem die Plünderung über eine Stunde gedauert hatte, ließ Faria, da die Nacht herannahte, die Stadt an zehn bis zwölf Orten in Brand stecken und zog sich mit seinen Leuten auf die Junken zurück. Dahin brachte man auch einige schöne Mäd-

chen, welche man gefangen und mit Lunten zusammengebunden hatte. Die Mannschaft hatte sich reichlich für ihre Verluste und Beschwerden entschädigt und war guter Dinge.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Abenteuer auf der Fahrt nach Liampo.

Nachdem man den Verwundeten, deren man fünfzig zählte, die sorgfältigste Pflege hatte angedeihen lassen, und die Todten, unter denen sich nur ein Portugiese befand, begraben hatte, wurden die nöthigen Sicherheitsmaßregeln angeordnet und allenthalben Wachen aufgestellt, um einem etwaigen Ueberfalle zu begegnen. Am folgenden Morgen besuchte Faria einen Flecken am andern Ufer des Flusses; die Einwohner hatten aus Furcht die Flucht ergriffen, aber eine Menge Lebensmittel zurückgelassen, welche er nach den Junken bringen ließ, weil er befürchtete, daß man ihm nach der zu Noubay vollbrachten That in keinem chinesischen Hafen solche verkaufen werde. Es wurde deshalb auch in einem zusammenberufenen Rathe beschlossen, die drei Wintermonate, vor deren Ablauf nichts zu unternehmen war, bei einer fünfzehn Meilen von Liampo liegenden wüsten, aber mit gutem Trinkwasser versehenen Insel, welche Pullo Hinhor hieß, vor Anker zu gehen, weil man durch den Aufenthalt zu Liampo den dort wohnenden portugiesischen Handelsleuten keine Gefahr bringen und keinen Schaden verursachen wolle. Wir waren schon fünf Tage auf dem Wege nach unserem Bestimmungsorte, als wir zwischen dem Festlande und der Insel Comolem von Premata Gundel, einem gefährlichen und den Portugiesen abholden Corsaren, angegriffen wurden. Er gebot über zwei Junken mit einer Besatzung von zweihundert Leuten, und begann den Kampf mit unserer kleinsten voraussegelnden Junke, welche zu schwach war, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Als Quiay Panjan, welcher am nächsten segelte, dies wahrnahm, rannte er mit solcher Gewalt gegen die feindliche Junke, daß diese, aber auch die seinige zugleich sanken. Unsere Mannschaft wurde durch die herbeieilenden Boote größtentheils gerettet, die Feinde

ertranken aber ohne Ausnahme. Nichtsdestoweniger enterte Premata Gundel mit seiner andern Junke die große Junke Faria's, und man gewann nur nach langem, mühevollem Kampfe und durch die Unterstützung der übrigen Fahrzeuge die Oberhand. Sämmtliche Feinde mußten über die Klinge springen, aber der Sieg kostete uns siebenzehn unserer besten Leute und dreiundvierzig waren schwer verwundet; auch Faria hatte eine Lanzenwunde und zwei tüchtige Säbelhiebe davongetragen. In der eroberten Junke fand man allein an Silberbarren sechsundzwanzigtausend Thaler. Nach diesem schweren Kampfe zog man sich nach der etwa vier Meilen entfernten gesunden Insel Buncalou zurück, wo man die Verwundeten unter Zelten unterbrachte, um ihre Heilung zu beschleunigen. Nach einem Aufenthalte von achtzehn Tagen, während dessen Alle vollständig hergestellt waren, setzten wir unsere Fahrt nach Liampo fort, wo wir sechs Tage nachher in die Häfen einliefen. Es sind nämlich deren zwei, welche von zwei einander gegenüber liegenden Inseln gebildet werden, auf denen sich die Portugiesen des Handels wegen angesiedelt und bereits über tausend Häuser erbaut hatten. Die Colonie, welche unter ihrer eigenen Verwaltung stand, gelangte bald zu großer Wohlhabenheit, wurde aber später von den Chinesen gänzlich zerstört, wie denn überhaupt solche Ansiedlungen in China keine zuverlässige Sicherheit bieten und vielen Zufällen preisgegeben sind.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Nachrichten aus dem Reiche China.

Die portugiesischen Handelsleute, welche Faria sammt ihren Waaren aus den Händen der Seeräuber gerettet hatte, eilten voraus, um ihre Mitbürger von der Ankunft ihres Retters zu benachrichten und ihnen dessen Entschluß kund zu thun, sogleich nach der Insel Pullo Hinhor abzureisen, wenn ihnen sein Aufenthalt gefährlich dünken oder unangenehm sein sollte. Auch gab er ihnen einige höfliche Schreiben an die Behörden mit, worin er diesen seine Dienste anbot. Die Einwohner hielten auf die Kunde von

der Großmuth Faria's sogleich eine Versammlung in ihrer Hauptkirche und entwarfen einen Dankbrief, den sie alle unterzeichneten und ihm sammt einem mit Erfrischungen beladenen Boote durch einen ihrer ältesten und angesehensten Mitbürger überschickten. Darin beruhigten sie ihn auch über seine Besorgniß wegen der zu Noubay verübten That durch die Versicherung, daß die Chinesen wegen ihrer inneren Kriege um die Krone nichts gegen sie oder gegen ihn zu unternehmen im Stande seien. Auch habe der König der Tartaren mit einem Heere von neunmalhunderttausend Mann einen Einfall in das chinesische Reich unternommen, und der oberste Feldherr des Kaisers sei in der Stadt Quansy belagert, so daß man an nichts weniger denken könne, als wegen der Einäscherung eines so unbedeutenden Städtchens wie Noubay Rache zu üben. Er möge also seinen Aufenthalt zu Liampo nehmen, wo sie für seinen und seiner Mannschaft Unterhalt Sorge tragen und auf jede Weise ihre Dankbarkeit für eine so edelmüthige That bezeigen würden. Faria schickte auf dieses Anerbieten hin vor Allem die Kranken und Verwundeten an's Land, wo die Bewohner sie in ihre Häuser aufnahmen und mit der größten Sorgfalt und Liebe pflegten. Die angesehensten und reichsten Leute besuchten fortwährend die Schiffe und überschütteten die Mannschaft mit einem solchen Ueberfluß an kostbaren Lebensmitteln, daß diese vor Erstaunen und Vergnügen fast gar nicht zu sich kam.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Faria's Aufnahme und Aufenthalt zu Liampo.

Als Faria sich entschlossen hatte, seinen Winteraufenthalt zu Liampo zu nehmen und sein Geschwader in das Innere des Hafens zu bringen, wurde er durch viele reich geschmückte Kähne mit Musik und Gesang eingeholt und bei der Landung mit Geschützesdonner empfangen, so daß die chinesischen Einwohner in Erstaunen geriethen und die Frage nicht unterdrücken konnten, ob der Angekommene ein Bruder oder ein Verwandter des Königs von Portugal sei. Man log, um die Macht dieses Königs recht groß erscheinen zu

lassen, den Chinesen vor, der Ankömmling sei ein Sohn des Hufschmiedes des Königs von Portugal, worüber man nicht wenig verwundert war, und darnach die Macht und den Reichthum der europäischen Könige bemaß. Faria wurde durch einen mit Blumen geschmückten Kahn an seiner Junke in Empfang genommen, mit großem Jubel an das Ufer gerudert und in einem prachtvollen Sessel von acht reich gekleideten Trägern, unter einer Begleitung von den angesehensten Bürgern zu Pferde und zu Fuß in die Stadt gebracht. Hier stattete Faria den angesehensten Bewohnern seinen Besuch ab, und fand allenthalben die ehrenvollste Aufnahme. Nachdem er diese Pflicht der Höflichkeit erfüllt hatte, führte man ihn durch eine lange, auf beiden Seiten mit Lorbeeren und Fichten geschmückte Straße zu der mit Sammet und Damast geschmückten Hauptkirche, wo ein überaus angenehmer Weihrauch aufstieg und ein ehrwürdiger Greis eine Rede an ihn hielt, worin dieser in ehrfurchtsvollen Worten ausführte, wie sehr die Bewohner von Liampo ihm zum Dank verpflichtet seien, weil er zwei der angesehensten Bürger nicht nur von den Seeräubern befreit, sondern ihnen auch wieder zu ihrem Eigenthum verholfen habe, wofür sie ihm, so lange sie lebten, dankbar und unterthänig sein würden. Als geringes Zeichen ihrer Erkenntlichkeit möge er das Geschenk, welches sie ihm darreichten, annehmen. Dieses Geschenk bestand in fünf Kisten mit Silberbarren, deren Werth sich auf zwanzigtausend Thaler belief. Faria dankte dem Greise mit sehr höflichen Worten für die ihm erwiesenen Ehrenbezeignungen, weigerte sich aber, das Geschenk anzunehmen, weil er dadurch in die größte Verlegenheit versetzt werde.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Von der Ehre, welche man weiter Faria in Liampo erwies.

Faria schritt darauf, ohne von den Bewohnern fernere Huldigungen anzunehmen, geradezu nach der Kirche, umgeben von Portugiesen und vielen Leuten anderer Nationen, welche sich des Handels wegen in diesem Hafen befanden. Noch ehe er sie aber er-

reichte, sah er allenthalben umher die ganze Bevölkerung in festlicher Bewegung, und wie sie ihre Freude durch Musik und Gesang kundgab. An dem Portale kamen ihm acht ehrwürdige Priester mit einem Tedeum entgegen, in welches er sogleich mit den Seinigen einstimmte. Er wurde auf diese Weise allmälig vor den Hochaltar geführt, wo er auf einem prachtvoll geschmückten Betstuhle Platz nahm und eine feierliche Messe anhörte. Nach der Messe hielt ein alter Mönch eine schwülstige Predigt, welche so sehr von übertriebenem Lobe auf Faria strotzte, daß dieser das Lachen nicht zu unterdrücken vermochte. Der Mönch ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fuhr mit dem größten Ernste fort: „Laßt mich, ich bitte Euch, sprechen, denn ich habe Gott ein Gelübde abgelegt, mein ganzes Leben hindurch unerschöpflich zu sein im Lobe dieses heldenmüthigen Mannes, welcher es wahrlich schon deshalb verdient, weil er mir siebentausend Ducaten, die ich in der Fracht der Junke, welche der Hund von Coja Acem hinwegnahm, angelegt hatte, wiederverschafft hat. Verflucht sei die Seele dieses großen Räubers und abscheulichen Teufels, möge es Gott gefallen, ihn auf ewig den Qualen der Hölle zu übergeben; sprecht Alle mit mir Amen." Nach dieser Predigt stimmten weiß gekleidete Knaben einen wunderbar lieblichen Gesang zur Ehre der heiligen Jungfrau an, welcher von erhebender Musik begleitet wurde. Nach der Messe umgaben die vier vornehmsten Magistratspersonen der Stadt Faria mit einem Geleite sämmtlicher portugiesischen Bewohner, deren Zahl sich auf tausend belief, und führten ihn nach einem großen Platze vor dem ihm zur Wohnung bestimmten Hause, welcher ganz zu einem festlichen Gastmahle hergerichtet war. Ein Wald von eingegrabenen Bäumen, die mit den schönsten Früchten prangten, beschattete ihn, und passend angelegte Wasserkünste brachten die nöthige Kühlung. In dem Schatten der Bäume waren die Tafeln angebracht, auf welchen die kostbarsten Speisen und Getränke einladend winkten.

Siebzigstes Kapitel.

Banket zu Liampo.

Nachdem die Begleitung sich verabschiedet hatte, setzten sich die geladenen Gäste, etwa achtzig an der Zahl, zu Tische und wurden von schönen und reich gekleideten jungen Mädchen bedient. Bei jedem Gerichte stimmten sie, so wie es auf die Tafel kam, bei den Tönen einer herrlichen Musik einen Gesang an. So oft Faria trank, ertönte ein Tusch von Pauken und Trompeten, und die Portugiesen konnten sich nicht genug erstaunen über die Pracht, welche man fortwährend entfaltete, und über die musterhafte Ordnung, welche bei diesem Gastmahle herrschte, das über zwei Stunden dauerte. Ich will nicht unternehmen, die Menge und Köstlichkeit der Speisen zu schildern, sondern nur bemerken, daß man an wenig Orten im Stande sein würde, sie zusammenzubringen und zuzubereiten. Nach dem Banket führte man die Gäste in ein Amphitheater, dessen Bänke mit seidenen Dächern überspannt waren, wo man sie zuerst durch einen Kampf zwischen Stieren und wilden Pferden und dann durch verschiedene Mummenschanze unterhielt. Als Faria nach diesen Lustbarkeiten des Abends wieder an Bord seiner Junke zurückkehren wollte, gab man es nicht zu, sondern wies ihm ein bequemes Haus in der Stadt an, wo er während seines ganzen Aufenthaltes, der fünf Monate dauerte, wohnte, und wo man ihn nicht nur mit allen Bedürfnissen reichlich versah, sondern auch für sein Vergnügen sorgte, indem man ihn auf die Jagd und zum Fischfang führte und es auch an Gastmälern und sonstigen Lustbarkeiten nicht fehlen ließ. Nachdem die festgesetzte Zeit des Aufenthaltes vorüber war, traf Antonio de Faria die nöthigen Anstalten, um seine Schiffe und seine Leute zu dem Unternehmen gegen die Minen von Quoanjaparu vorzubereiten, um so frühe als möglich unter Segel zu gehen, als Quiay Panjan plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen wurde, woran er schon am fünften Tage starb, zum größten Kummer Faria's, der diesen tapfern und umsichtigen Mann als einen treuen Freund schätzen gelernt hatte. Nachdem man ihn auf eine seinen Diensten entsprechende Weise zur Erde bestattet hatte, wollte Faria allein auf das verabredete Abenteuer ausgehen; man rieth ihm aber von

dem ohnehin gewagten Unternehmen ab, weil die ganze Bevölkerung jener Gegend des Bürgerkrieges wegen unter den Waffen stehe. Faria hatte bereits selbst die frühere Lust verloren, da ihm ein alter zu Liampo wohnender Seeräuber, mit dem er bekannt geworden war, viel von den Schätzen der Insel Calemplug erzählte, wo sich die mit unberechenbaren Reichthümern angefüllten Gräber von siebenzehn chinesischen Kaisern befinden sollten. Faria, welcher sehr neugierig war, lieh diesen Erzählungen ein geneigtes Ohr und entschloß sich, ohne sich genauer zu erkundigen und ohne irgend Jemand um Rath zu fragen, mit Similau, einem lügenhaften Chinesen, nach der erwähnten Insel zu steuern, um die Kaisergräber zu plündern.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Insel Calemplug, um die Kaisergräber zu plündern.

Als die der Schiffahrt günstige Zeit herankam, verließ er am 14. Mai 1542 den Hafen von Liampo, um nach der Insel Calemplug zu segeln, obschon ihm viele vernünftige Leute von der Fahrt abgerathen hatten. Er hatte seine Junken, die in dem Meerbusen von Nanquin der heftigen Strömungen wegen nicht zu gebrauchen, und mit denen man sich ihrer Größe wegen nicht verbergen oder im Nothfalle entschlüpfen konnte, gegen zwei Paniuren, eine Art Galeoten, vertauscht und außer den nöthigen Seeleuten nur sechsundfünfzig portugiesische Soldaten, auf die er sich vollständig verlassen konnte, an Bord genommen, weil man nicht für gut hielt, Aufsehen zu erregen, und weil Similau nicht erkannt und zur Strafe gezogen sein wollte, da man in sehr belebte Flüsse einzulaufen gezwungen war, um das erwünschte Ziel in möglichst kurzer Zeit zu erreichen. Man brauchte einen Tag und eine ganze Nacht, um die Inselgruppe Angitur zu durchschiffen, und kam dann in Meeresgegenden, welche die Portugiesen bis jetzt weder gesehen noch befahren hatten. Da der Wind in den ersten Tagen günstig war, so achteten wir wenig der Gefahren, die uns umgaben, besonders da wir bis zur Einfahrt in den Meerbusen von Nan-

quin die Küste im Gesichte hatten. Wir steuerten jetzt über einen vierzig Meilen breiten Golf, bis wir das hohe Gebirge Naugafo gewahrten, das sich im Norden erhob, in welcher Richtung wir noch fünfzehn Tage fortsegelten. Da nun das Meer sehr hoch zu gehen anfing, so suchte Similau in der Mündung eines kleinen Flusses Schutz. Während der drei Tage, in denen wir hier vor Anker lagen, wollten die Eingeborenen, schöngebaute, sehr weiße Leute mit kleinen Augen, keine Gemeinschaft mit uns haben, sondern versammelten sich mit häßlichem Geheul am Ufer und schleuderten Steine nach uns. Als das Meer nach drei Tagen ruhiger geworden war, steuerte Similau, dem wir alle Gehorsam leisteten, nach Ostnordost. In dieser Richtung setzten wir unsern Weg im Angesicht der Küste fort, durchschnitten dann einen andern Golf, worauf wir uns nach Osten wendeten und in eine Meerenge einliefen, die zehn Meilen breit war und Sileupaquin hieß. Wir fuhren in ihr fünf Tage, ohne einen Augenblick die Küsten, welche mit reichen Städten bedeckt waren, aus dem Gesichte zu verlieren. Auch war die Meerenge mit einer Unzahl von Fahrzeugen bedeckt, und da Faria fürchtete, beobachtet zu werden, und überzeugt war, daß er bei einem Angriffe oder einem sonstigen Unfalle unmöglich dem Verderben entgehen würde, so faßte er den Entschluß, sich aus dieser Gegend zu entfernen und diesen Weg nicht weiter zu verfolgen. Als er Similau von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte, zeigte sich dieser sehr entrüstet darüber und stellte ihm vor, daß er ihm ja die Gefahren der Reise vorausgesagt habe, und daß er noch weit mehr sein Leben auf's Spiel setze, als er selbst; er sei übrigens bereit, einen weniger gefährlichen, aber viel weiteren Weg auf dem mehr nördlich ausströmenden Flusse Sumhepadano, der nicht sehr befahren sei und dessen Ufer wenig bewohnt seien, einzuschlagen und ihn auf diesem an dasselbe Ziel zu führen. Faria zog das letztere vor, und sie verließen wieder die Meerenge und steuerten fünf Tage an der Küste hin, bis sie in östlicher Richtung einen sehr hohen Berg entdeckten, der nach Similau's Aussage Fanjus hieß und in einer felsigten Landspitze sich in das Meer senkte. Ganz nahe dabei liefen sie in einen eben so schönen und geräumigen als sichern Hafen ein, wo aber kein einziges Schiff vor Anker lag. Faria begab sich mit einigen seiner Leute an das Land, um die Umgegend zu untersuchen und um Erkundigung über die Gegend, wo er sich befand, einzuziehen. Er sah aber keine Seele

und fing allmälig an zu bereuen, daß er dieses Wagniß unternommen habe, ohne vorher den Rath kundiger Leute einzuholen. Er suchte übrigens seinen Verdruß Similau und seinen Leuten gegenüber zu verbergen, der erstere bemerkte jedoch seinen Unmuth und seinen Mangel an Vertrauen und Zuversicht, weshalb er eines Tages, als Faria ihm andeutete, daß sie diese ganze Reise auf's Gerathewohl unternommen hätten, zu diesem sprach: „Kapitän, wenn ich Euch etwas als Pfand darbieten könnte, was mir werthvoller wäre, als mein Kopf, so würde ich keinen Anstand nehmen, meine Kinder für die Wahrheit des Euch geleisteten Versprechens und für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges einzusetzen. Da ich aber wiederholt wahrnehme, daß Euch das Unternehmen reut und Ihr den Gerüchten, welche man Euch über mich in die Ohren raunt, Glauben schenkt, so übernehmt Ihr wieder den Befehl, und ich bin bereit, Euch in Allem Folge zu leisten. Ich habe Euch zu Liampo auf die lange Dauer der Reise aufmerksam gemacht, und Ihr habt in diesem Bewußtsein die Fahrt unternommen, für deren Mühe Euch auch der Erfolg reichlich entschädigen wird, wenn Ihr nicht verzagt." Faria beruhigte sich einigermaßen mit diesen Versicherungen und versprach Similau, auch seinen Leuten alle weiteren Aeußerungen der Unzufriedenheit zu untersagen.

Zweiundsiebzigstes Kapitel.

Weitere Erlebnisse auf dieser Fahrt.

Wir segelten nun wieder vierzehn Tage stets im Angesichte des Landes längs der Küste hin und gelangten endlich zu einem Hafen, welcher Buxipalem hieß und unter dem neunundvierzigsten Grade nördlicher Breite liegt. Wir fanden hier das Klima kälter als an allen anderen Orten, die wir bis jetzt berührt hatten, und sahen eine Menge Fische und Schlangen von so sonderbarer Gestalt, daß ich jetzt noch nicht ohne Schrecken daran denken kann. Die wunderbaren Erzählungen Similau's kamen uns dadurch wieder glaubhaft vor, denn wir beobachteten in der That Rochen, die

mehr als vier Faden im Umfange und Ochsenmäuler hatten, so wie auch andere grün und schwarz gesprengte eidechsenartige Fische, mit drei Reihen sehr spitzer Stacheln auf dem Rücken, welche wie Pfeile gestaltet waren; auch am übrigen Körper waren sie voll kürzerer Stacheln, die sie von Zeit zu Zeit emporrichteten wie die Stachelschweine. Ihr Ansehen wurde noch fürchterlicher durch ihre schwarze, spitz zulaufende Schnauze mit zwei langen Haken, welche den Hauern der Eber glichen. Andere gänzlich schwarze Fische, wie Stinte, schienen, wenn sie ihre Schwimmflossen ausstreckten, gänzlich rund und ein Klafter dick zu sein. Von anderen seltsam gestalteten Seethieren will ich gar nicht sprechen und nur noch bemerken, daß wir während unseres Aufenthaltes wegen des mannigfaltigen Lärms, Gebrülls und Zischens der hier einheimischen Thiere die Nächte in großer Angst und Unruhe zubrachten. Von Buxipalem segelten wir in derselben Richtung noch fünfzehn Meilen weiter bis zu einer schöneren und größeren Bai, welche Calindanco hieß und von hohen Bergen und dichten Wäldern umgeben war, aus denen sich vier Flüsse in das Meer ergossen. Sie führten viel Aas und andern Unrath mit sich, weshalb auch diese Bai der Sammelplatz unzähliger Fische und Seethiere war. Auf die Frage Faria's, woher diese Flüsse kämen, antwortete Similau, er könne darüber keine zuverlässige Auskunft geben, nach den chinesischen Annalen aber hätten zwei dieser Flüsse ihren Ursprung aus einem großen See, der den Namen Moscombia führe, die beiden anderen aber auf hohen, schneebedeckten Gebirgen in der Provinz Alimania. Er fügte hinzu, daß wir in einen dieser Flüsse, an dessen Mündung wir vor Anker lagen, einlaufen müßten, um in östlicher Richtung nach Nankin zu gelangen, welcher Stadt wir schon einmal so nahe gewesen wären und von der wir uns aus Furcht für unser Leben wieder entfernt hätten, um einen weiten, aber sichern Umweg zu wählen. Auf Faria's Erkundigung, wie weit wir noch von Nankin entfernt seien, betheuerte Similau, daß wir in vierzehn Tagen in den Hafen dieser Stadt einlaufen und fünf Tage später die ersehnte Insel Calimpluy erreichen würden. Faria, über diese Nachricht sehr erfreut, traf sogleich die nöthigen Sicherheitsanstalten, setzte das Geschütz in guten Zustand und ließ durch eine dem Vorhaben entsprechende Predigt des Schiffspaters Diego Lobato den Muth der Mannschaft anfeuern.

Dreiundsiebzigstes Kapitel.

Von den wilden Bewohnern des Gebirges Gangitano.

Wir steuerten nun in den Fluß und kamen schon am folgenden Tage zwischen das hohe Gebirge Botinasau, von welchem viele Giesbäche herabrauschten und welches von Tigern, Rhinocerossen, Löwen, Luchsen und anderen wilden Thieren wimmelte, die auf das schwächere Wild, wie Hirsche, Schweine, Wölfe, Affen und Füchse Jagd machten. Wir sahen mit großem Vergnügen ihrem Treiben zu, worin sie sich durch unser Geschrei, welches wir auf den Schiffen erhoben, nicht im Geringsten stören ließen. Aus diesem Gebirge kamen wir in ein anderes, welches Gangitano heißt und mit so dichten Wäldern bedeckt ist, daß die Sonne nicht durchzudringen vermag, weshalb der größte Theil dieser Gebirgsgegend unfruchtbar und öde ist. Nach Similau's Aussage wohnten nur an einer niedriger gelegenen Strecke die Gigauhos, ein wildes Volk, welches sich nur von dem Wild, das es auf der Jagd erlegt, und von Reis, den es von den Chinesen gegen Pelzwerk eintauscht, ernährt. Der Handel mit diesem Pelzwerke, das den Chinesen zu ihrem Winteranzuge unentbehrlich ist, bringt den Kaufleuten, welche sich damit befassen, einen ungeheuern Gewinn. Da Similau die Gigauhos als ungewöhnlich häßlich schilderte, so wünschte Faria einen dieser Menschen zu sehen; Similau versprach ihm auch die baldige Erfüllung seines Wunsches, bat ihn aber inständigst, nicht das Schiff zu verlassen, um nach seiner Gewohnheit an das Land zu gehen, weil ihm leicht bei diesen Wilden ein Unglück widerfahren könne. Am folgenden Morgen sahen wir hinter einem Felsenvorsprunge einen jungen unbärtigen Mann hervorkommen, der mehrere Kühe vor sich hertrieb. Similau gab ihm ein Zeichen mit einem Tuche, der Wilde bemerkte dies sogleich und blieb stehen; wir näherten uns dem Ufer, und Similau zeigte ihm ein Stück grünen Taft mit dem Bedeuten, ob er es kaufen wolle. Er antwortete uns mit unverständlichen Worten, und Faria schenkte ihm, als er näher kam, mehrere Ellen dieses sehr beliebten Zeuges, worüber der junge Mann ein großes Vergnügen verrieth. Nachdem er uns ein Zeichen mit der Hand gegeben hatte, verließ er seine Kühe und eilte in den Wald, aus

welchem er nach etwa einer Viertelstunde mit einem lebendigen Hirsch auf den Schultern zurückkam. Er war nur mit einem Tigerfelle bekleidet und hatte keine andere Waffe, als einen an der Spitze im Feuer gehärteten Stock; seine langen rothen Haare hingen ihm ungeordnet um den Kopf; er mochte etwa fünf Fuß hoch sein, und seine Glieder standen im ziemlichen Verhältnisse. Ihm folgten dreizehn andere Leute dieses Volksstammes, acht Männer und fünf Frauen, welche beim Schalle einer Trommel tanzten. Alle waren auf dieselbe Weise gekleidet, nur trugen die Frauen schwere Armbänder von Zinn, in ihren Haaren, die weit länger waren als die der Männer, Blumen, welche Aehnlichkeit mit unserer Schwertlilie hatten, und um den Hals Schnüre von rothen Muscheln; die Männer waren mit schweren Stöcken bewaffnet; alle hatten ein grimmiges Aussehen, dicke Lippen, platte Nasen und weite Nasenlöcher. Faria ließ ihnen einige Stücke Taft und einige andere Kleinigkeiten reichen, worüber sie so sehr erfreut waren, daß sie sich auf den Boden warfen und ihre Hände himmelwärts streckten, welche Geberden wir als Zeichen des Dankes betrachteten. Sie gaben uns darauf drei Kühe, welche sie mit sich führten, den lebendigen Hirsch und eine Menge Birnen. Nachdem wir uns noch einige Zeit wechselseitig betrachtet und unsere Neugierde befriedigt hatten, nahmen sie auf dieselbe Weise Abschied, wie sie gekommen waren, und verschwanden wieder in dem Walde, wir aber setzten unsere Fahrt den Strom aufwärts noch fünf Tage lang fort. Wir sahen auf derselben noch mehrere dieser Wilden, welche sich in dem Flusse badeten, wir hatten aber keine Lust, nochmals zu landen. Nachdem wir die Gebirgsstrecke, welche etwa vierzig Meilen betragen mochte, hinter uns hatten, fuhren wir noch vierzehn Tage, ohne etwas Anderes zu gewahren, als während der Nacht einige Feuer weit landeinwärts. Nach dieser langweiligen Reise durch eine menschenleere Gegend erreichten wir endlich die Bai von Nankin, wie uns Similau versprochen hatte.

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Similau macht sich heimlich davon.

Sogleich nach unserer Ankunft gab Similau ängstlich Faria den Rath, emsig Sorge zu tragen, daß sich kein Portugiese auf dem Verdecke sehen lasse, weil er bei den Chinesen in dieser Gegend, welche noch keine Europäer gesehen hätten, einen Auflauf befürchte. Deshalb hielt er auch für besser, die Bai quer zu durchschneiden, als dem Ufer zu folgen. Nachdem wir unsere Fahrt noch sechs Tage in östlicher und nordöstlicher Richtung fortgesetzt hatten, gewahrten wir eine große Stadt, welche Silenpamor hieß, und liefen während der Nacht in den Hafen derselben ein. Da hier über dreitausend Fahrzeuge vor Anker lagen und wir kein Aufsehen erregen wollten, so setzten wir vor Tagesanbruch in aller Stille unsere Reise fort und liefen an einer großen Ebene hin, in der Absicht, uns Lebensmittel zu verschaffen, woran wir Mangel litten. Wir mußten auf diese Weise noch dreizehn Tage darben, bis wir endlich bei einigen alten Gebäuden, Tanamadel genannt, uns an's Land wagten und in ein Haus, welches von den anderen entfernt lag, eindrangen, wo wir einen guten Vorrath von Reis und kleinen Bohnen, mehrere große Töpfe mit Honig, eingesalzene Vögel, Zwiebeln, Knoblauch und einiges Zuckerrohr fanden und mit uns nahmen. Später erfuhren wir von den Chinesen, daß wir das Vorrathshaus des Hospitals geplündert hatten, worin sich die Pilger aufzuhalten pflegten, welche nach den Königsgräbern wallfahrten. Wir setzten nun, reichlich mit Lebensmitteln versehen, unsere Fahrt noch sieben Tage lang fort und befanden uns jetzt, seit wir Liampo verlassen hatten, dritthalb Monate auf der Reise; Antonio de Faria war deshalb nicht länger im Stande, seinen Mißmuth und den Verdacht, daß ihn Similau betrogen habe, zurückzuhalten. Er gerieth auch eines Tages, als dieser ihm auf eine Frage keinen genügenden Bescheid zu geben vermochte, in so heftigen Zorn, daß er ihn, wenn ihn einige vernünftigere und ruhigere Leute nicht zurückgehalten hätten, mit seinem Dolche würde niedergestoßen haben; er schwur aber bei seinem Barte, daß er unfehlbar sterben müsse, wenn sich in drei Tagen nicht die Wahrheit seiner Aussage bestätige; Similau gerieth darüber in solche

Angst, daß er sich während der Nacht unbemerkt an der Schiffswand hinabgleiten ließ, an's Land schwamm und die Flucht ergriff. Als seine Entfernung später ruchbar wurde, ging Faria mit allen Portugiesen an das Land, um nach ihm zu suchen; ihre Bemühungen waren aber vergebens, und als sie wieder an Bord kamen, gewahrten sie zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß auch sechsunddreißig chinesische Matrosen sich davongeschlichen hatten. Nachdem die Portugiesen sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, überlegten sie mit Faria, was in der äußerst gefährlichen Lage, worin sie sich befanden, zu thun sei, und kamen miteinander überein, vorerst ihre Fahrt fortzusetzen, bis es ihnen gelingen würde, einen Eingeborenen zu erhaschen, der ihnen nähere Auskunft über die Insel Calempluy und ihre Lage zu geben vermöge, dabei aber über den Zweck ihrer Reise das tiefste Stillschweigen zu beobachten, um die Bevölkerung des Landes nicht in Aufruhr zu bringen. Was ihr Vorhaben beträfe, so wollten sie, wenn die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich seien, dasselbe zu vollbringen versuchen, sei aber der Plan nicht ausführbar, so wollten sie auf demselben Wege, den sie gekommen, schleunigst zurückkehren. Sie steuerten also ruhig weiter und kamen während der folgenden Nacht an eine in der Mitte des Flusses vor Anker liegende Barke. Sie stiegen an Bord derselben und fanden darin fünf in tiefem Schlafe liegende Chinesen, deren man sich bemächtigte. Faria fragte jeden einzeln und hörte zu seiner großen Freude von Allen, daß die Gegend, wo sie sich befanden, Temquilem heiße und die Insel Calempluy etwa noch zehn Meilen entfernt sei. Wir hielten die Chinesen als Ruderer bei uns und sahen nach einer Fahrt von dritthalb Tagen endlich die lange gesuchte Insel vor uns.

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Die Insel Calempluy.

Die Insel, welche in der Mitte des Flusses hinter einer Landspitze lag, bildete eine schöne Ebene, deren Umfang nicht mehr als eine Meile betrug; wir näherten uns mit ebenso großer Freude als unheimlicher Furcht in der Nacht und gingen etwa um drei

Uhr des Morgens dicht bei ihr vor Anker. Da nicht anzunehmen war, daß man einen so wichtigen Ort ohne Vertheidigung gelassen habe, so beschlossen wir, vor Allem eine Fahrt um die Insel zu machen, um zu sehen, welche Zugänge sie habe, und welche Schwierigkeiten etwa zu überwinden sein dürften. Bei dieser Untersuchung, die mit der möglichsten Stille und Vorsicht angestellt wurde, fand man, daß um die ganze Insel eine Mauer von Jaspis lief, deren Steine so künstlich in einander gefügt waren, daß sie aus einem Stücke zu bestehen schien; ihre Höhe betrug unter dem Spiegel des Wassers zwölf Fuß und ebenso viel über dem Spiegel. Diese Mauer hatte einen Kranz, der mit ihrer Dicke einen breiten Gang bildete, welcher mit einem künstlich aus Messing gegossenen und in einander geflochtenen Geländer eingefaßt war. Dieses Geländer schloß sich in bestimmten Zwischenräumen an Säulen von demselben Metalle, und auf jeder Säule stand das Bild eines Weibes, welches eine Kugel in der Hand hielt. Hinter dem Geländer sah man eine Reihe abenteuerlicher Götzenbilder, welche sich, als ob sie einen Reigen aufführten, die Hände reichten und auf diese Weise die ganze Insel umspannten. Neben diesen Götzenbildern lief ein Säulengang hin mit prachtvollen, aus bunten Steinen gewölbten Bogen. Im Innern der Insel sah man ein nur aus Pomeranzenbäumen bestehendes Wäldchen und in demselben dreihundertundsechzig zu Ehren der Götter des Jahres errichtete Einsiedeleien. Etwas weiterhin auf einer Anhöhe standen noch mehrere schöne einzelne Gebäude, von denen einige das Ansehen unserer Kirchen hatten; sie waren von oben bis unten vergoldet und stießen an hohe Thürme, welche Kirchenthürme zu sein schienen; um diese Häuser zogen sich reich verzierte Hallen und wir schlossen aus dieser äußeren Pracht, daß im Innern ungeheure Schätze verborgen sein müßten. Obschon während dieser Untersuchung die Nacht weit vorgerückt war, so entschloß sich Faria doch an's Land zu gehen, weil er hoffte, in einer der Einsiedeleien Jemand zu finden, der ihm näheren Bescheid geben könne. Er betrat also, nachdem er eine Wache bei den Schiffen zurückgelassen hatte, mit etwa sechszig seiner Leute und einigen der gefangenen Chinesen, welche als Dolmetscher dienen sollten, die Insel. Wir landeten unbemerkt und gelangten, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, zur ersten Einsiedelei.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Faria's Wagnisse auf der Insel.

Da Faria, welcher mit dem Schwerte in der Hand Allen vorauseilte, die Thür der Einsiedelei von Innen verschlossen fand, so befahl er einem der Chinesen zu pochen. Nach einigen Schlägen ließ sich eine Stimme mit folgenden Worten vernehmen: „Gelobt sei der Schöpfer, der die Schönheit der Himmel bereitet hat! Möge derjenige, welcher an die Thür pocht, um die Klause herumgehen; er wird an der andern Seite die Thür offen finden, auf daß ich sein Begehren vernehme." Der Chinese folgte dieser Weisung, ging durch die Hinterthür in die Klause und öffnete die Vorderthür, vor welcher Faria mit seinen Leuten stehen geblieben war. Wir sahen hier, als wir eintraten, einen Greis, der über hundert Jahre alt zu sein schien und in ein langes Gewand von veilchenblauem Damast gekleidet war. Er fiel bei dem Anblick so vieler Bewaffneten vor Schrecken zu Boden und blieb eine Zeit lang regungslos liegen; nachdem er sich aber wieder erholt hatte, fragte er uns mit freundlichem Gesichte, aber mit ernsten Worten, wer wir seien und was wir begehrten; worauf ihm Faria durch den Dolmetscher antworten ließ, er sei ein fremder Hauptmann aus dem Königreiche Siam, welcher auf einer Reise nach Liampo Schiffbruch gelitten und sein ganzes Besitzthum verloren habe; er komme nun, um dem Schöpfer des Himmels an diesem heiligen Orte für die wunderbare Erhaltung seines Lebens zu danken und zugleich um ein Almosen zu bitten, das er in drei Jahren doppelt zurück zu erstatten bereit sei. Der Einsiedler, welcher Hiticou hieß, sah Faria starr an und sprach nach einigem Nachdenken: „Wer Du auch sein magst, wisse, daß ich Deine Worte ganz wohl verstanden habe, und daß ich Deine verdammungswürdige Absicht nur allzu wohl durchschaue, wodurch Du in der Finsterniß Deiner Verblendung wie ein höllischer Pilot Dich und die Deinigen in den tiefen Abgrund des Meeres der Nacht hinabziehst; denn Du bist nicht gekommen, um Gott für die große Wohlthat, die Du von ihm erhalten zu haben vorgiebst, zu danken, sondern um sein heiliges Haus zu bestehlen; aber was kannst Du, wenn Du diesen Vorsatz ausführst, von der göttlichen Gerechtigkeit im letzten

Augenblicke Deines Lebens erwarten? Lasse also ab von Deinem Vorhaben und verscheuche den Gedanken an eine so große Sünde aus Deinem Sinne." Faria gab sich den Anschein, als fände er die Mahnung des Einsiedlers billig und recht, wiederholte aber seine Versicherung, daß er nur in der bereits erwähnten guten Absicht gekommen sei. Der Einsiedler faltete bei dieser Rede seine Hände und sprach mit zum Himmel gerichteten Blicken: „Gelobt seist Du, o Herr, der Du duldest, daß die Erde Menschen trägt, welche Dich unter dem Vorwande, ihren Lebensunterhalt zu suchen, beleidigen und sich nicht die Mühe nehmen, Dir eine einzige Stunde zu dienen, obgleich sie wissen, daß Dein Ruhm immerdar währt." Nach diesen Worten wurde der Greis wieder nachdenklich, sein Erstaunen wuchs aber, als er sah, wie wir alle Behälter von der Stelle rückten, zertrümmerten und den Inhalt umherwarfen. Er blickte jetzt wieder auf Faria, der noch immer, auf sein Schwert gestützt, beobachtend dastand, und lud ihn ein, sich ein wenig zu ihm zu setzen. Faria that dieses mit vieler Höflichkeit, gab aber seinen Leuten ein Zeichen, mit der Nachsuchung fortzufahren und das Silber, welches sie in den erbrochenen Särgen zwischen den Gebeinen der Todten fanden, auf die Seite zu bringen. Der Einsiedler fiel einigemal vor Entrüstung über diesen Frevel ohnmächtig von seinem Stuhl und richtete, nachdem er seiner Sinne wieder mächtig geworden war, an Faria folgende Worte: „Ich will Dir, da Du mir ein bescheidener Mann scheinst, das Mittel angeben, wodurch Du Verzeihung für das Verbrechen, welches Du jetzt mit Deinen Leuten verübst, erlangen kannst, damit Deine Seele nicht ewig verloren gehe, wenn sie mit dem letzten Seufzer aus Deinem Munde Deinen Körper verläßt. Wenn Dich, wie Du mir sagst, die Noth zu diesem großen Frevel zwingt, und wenn Du den ernsten Willen hast, das Gestohlene vor Deinem Tode zurückzugeben, so mußt Du die drei Dinge thun, die ich Dir nun angebe. Erstens mußt Du wirklich noch vor dem Tode Alles, was Du jetzt nimmst, erstatten, damit der Herr Dir seine Gnade nicht entzieht, sodann mußt Du ihn mit Thränen in den Augen wegen Deines Vergehens um Verzeihung bitten, denn die Sünde, deren Du Dich schuldig machst, ist ihm so gräulich, daß er nicht aufhören wird, Tag und Nacht Deinen Leib zu züchtigen, und drittens mußt Du Deine Habe reichlich unter die Armen vertheilen, damit der Diener der Nacht am letzten Tage an Dir nichts zu

tadeln finde. Als Belohnung dieses Rathes erzeige mir den Gefallen und befiehl Deinen Leuten, daß sie diese von Heiligen herrührenden Gebeine wieder zusammen lesen, damit sie nicht entehrt werden.“ Als Faria versprach, diesem Wunsche nachzukommen, wurde der Einsiedler etwas ruhiger, besonders als der verschmitzte Abenteurer sich ihm schmeichelnd näherte und ihm zuflüsterte, daß er zu dieser That durch seine Leute gezwungen worden sei, und daß diese ihm gedroht hätten, ihn zu ermorden, wenn er sie nicht vollbringe.

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Weiterer Verlauf des Abenteuers.

Nachdem wir alles in den Särgen gefundene Geld gesammelt und nach den Schiffen gebracht hatten, hielten wir es nicht für gerathen, auch die anderen Einsiedeleien zu durchsuchen, weil wir zu wenig Bescheid in der Nacht wußten, und beschlossen, die Plünderung am nächsten Tage fortzusetzen. Faria befliß sich also einer verstellten Freundlichkeit und fragte noch ehe er sich mit den Seinigen, denen er die größte Ehrfurcht vor dem Greise anempfahl, entfernte, gleichgültig, wie viel Leute sich etwa in allen diesen Einsiedeleien befinden möchten. Hiticou antwortete, es wohnten darin nur dreihundertundsechzig Talagrepos (Klausner) und vierzig Menigrepos- (Diener), denen es obliege, für die Lebensmittel der Klausner zusorgen und diese, wenn sie krank seien, zu pflegen. Auf Faria's Frage, ob der König nicht zuweilen diesen Ort besuche, und zu welcher Zeit dieses zu geschehen pflege, erwiderte der Greis, daß der Fall nie eintrete, weil der König von Niemand eingeschlossen werden könne, da er der Sohn der Sonne sei, daß er im Gegentheile die Macht habe, Jeden frei zu geben. Auf die weitere Erkundigung, ob sich in den Klausen keine Waffen befänden, erhielt er den Bescheid, keineswegs, denn die Einsiedler, die nach dem Himmel strebten, bedürften weit mehr der Geduld, um Unbilden zu ertragen, als der Waffen, um sie zu

rächen. Als sich Faria auch nach der Ursache erkundigte, warum so viel Silber unter die Gebeine der Todten gemischt sei, antwortete der Einsiedler, dieses Silber rühre von den Almosen her, welches die Verstorbenen aus diesem Leben mit sich in das andere nähmen, um sich desselben im Mondhimmel, wo sie für immer ihren Aufenthalt zu nehmen hätten, zu bedienen. Auf die Frage, ob sich keine Frauen auf der Insel befänden, bemerkte der Greis, daß Jeder, der für das Wohl seiner Seele Sorge tragen wolle, den Vergnügungen des Fleisches entsagen müsse, weil die Erfahrung lehre, daß die Biene, welche sich im Honigseim aufhalte, oft diejenigen, welche von der Süßigkeit zu naschen versuchten, mit ihrem Stachel verletze. Nachdem Faria seine Neugierde befriedigt hatte, nahm er von Hiticou mit einer Umarmung Abschied und zugleich mit den festem Vorsatze, am nächsten Tage wieder zu kommen und die anderen Klausen zu plündern, aber unsere Unvorsichtigkeit brachte uns um den Erfolg einer so langen Reise und so vieler überstandenen Gefahren.

Achtundsiebzigstes Kapitel.

Die Diebe werden entdeckt.

Nachdem wir wieder an Bord gegangen waren, ruderten wir unsere Schiffe nach der andern Seite der Insel, um den Tempeln, worin sich die Gräber der Könige befanden, und wo wir eine reiche Beute zu erhaschen hofften, näher zu sein und den Raub leichter in Sicherheit bringen zu können. Faria aber hatte trotz unserer Mahnungen versäumt, den Einsiedler fest zu nehmen und unschädlich zu machen, weil dieser, wie er sagte, so gichtbrüchig sei, daß er sich kaum bewegen könne. Kaum hatte er sich aber von unserer Entfernung überzeugt, als er auf Händen und Füßen nach der nächsten Klause kroch, um den Bewohner derselben von dem verübten Frevel in Kenntniß zu setzen. Dieser eilte sogleich nach dem Hause der Bonzen, und schon eine Stunde nach Mitternacht sahen wir auf den Mauern des großen Tempels Feuerzeichen auflodern. Als wir unsere Chinesen nach der Bedeutung derselben fragten,

sagten sie, daß wir entdeckt seien, und riethen uns, ohne einen Augenblick zu verlieren die Flucht zu ergreifen; Faria aber, voll Ingrimm, sich auf so schnöde Weise um die Früchte seiner gewagten Unternehmung gebracht zu sehen, begab sich mit sechs Soldaten noch einmal nach der Insel, ging, obschon er das Geläute der Glocken und den Lärm der sich versammelnden Bonzen hörte, gerade auf die nächste Klause los, und ließ zwei Einsiedler, die sich darin befanden, festnehmen, konnte aber in der Eile nichts Anderes erbeuten, als ein silbernes Götzenbild mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einem Rade in der Hand, und drei silberne Leuchter mit langen schweren Ketten von demselben Metalle. Nachdem er glücklich an Bord gekommen war, ließ er sogleich alle Segel beisetzen, und die Fahrt führte uns in großer Schnelligkeit stromabwärts. Als wir hoffen durften, nicht mehr eingeholt zu werden, nahm Faria den einen der beiden gefangenen Einsiedler, welcher die meiste Furcht zu haben schien, und befahl ihm unter Androhung der fürchterlichsten Qualen die Wahrheit zu bekennen. Dieser berichtete nun, daß einer der Einsiedler in der Mitte der Nacht an das Haus der Königsgräber gekommen sei und nach heftigem Pochen gerufen habe: „O ihr traurige, in der Trunkenheit des fleischlichen Schlafes begrabene Menschen, die ihr euch durch einen feierlichen Eid verpflichtet habt, der Göttin Amida, der reichen Vergelterin unserer Bemühungen, zu dienen, höret, höret, ihr erbärmlichsten aller Sterblichen. Auf unsere Insel sind Fremdlinge gekommen vom Ende der Welt, welche lange Bärte und eiserne Leiber haben. Diese Frevler sind in das Haus der siebenundzwanzig Säulen eingedrungen, wie mir der heilige Mann, welcher dasselbe bewohnt, gesagt hat. Sie haben die reichen Schätze der Heiligen umgewühlt und geplündert, sie haben sogar die Gebeine derselben auf dem Boden umhergeworfen, sie durch ihren stinkenden Speichel verunreinigt und wie eingefleischte Teufel ihre Sünde noch durch Spott und Lästerungen vergrößert. Ich warne euch deshalb, auf eurer Hut zu sein, denn sie sollen geschworen haben, uns Alle bei Tagesanbruch zu ermorden. Fliehet oder ruft Leute zu eurem Beistande, da ihr als Mönche euch keines Werkzeugs bedienen dürft, das zum Vergießen des menschlichen Blutes dient." Als die Bonzen bei diesem Geschrei aus dem Schlafe erwachten und nach der Thür eilten, sahen sie den Einsiedler, welcher von Alter und Krankheit sich kaum fortzuschleppen ver-

mochte, halb todt am Boden liegen und ließen ungesäumt die Feuerzeichen emporlodern, während sie zugleich Eilboten nach den nahen Städten Corpilem und Fonbana schickten und die Bewohner um schleunige Hülfe baten. Diese werden keinesfalls säumen und wie hungrige Geier auf euch losstürzen. Ich habe euch jetzt Alles, was ich weiß, der Wahrheit getreu berichtet, deshalb bitte ich euch, uns das Leben zu schenken und uns nach unseren Klausen zurückkehren zu lassen, damit ihr nicht noch eine größere Sünde begeht als die, welche ihr gestern auf euch geladen habt. Bedenkt ferner, daß Gott uns wegen der Buße, die wir thun, so sehr in seinen Schutz genommen hat, daß er uns fast zu allen Stunden des Tages besucht. Wenn ihr euch auch noch so sehr bemüht, euch zu retten, so wird euch dies doch nur schwer gelingen, denn ich kann euch versichern, die Erde, die Luft, das Wasser, die Menschen, die Thiere, die Fische, die Vögel, die Bäume, die Pflanzen, und alle erschaffenen Dinge werden euch verfolgen und so grausam martern, daß euch Niemand helfen kann, als der Herr, welcher im Himmel lebt." Antonio de Faria, welcher keine genauere Auskunft erwarten konnte, riß sich im Unmuthe die Haare und den Bart aus und zerfleischte jämmerlich sein Gesicht, weil er durch seine Nachlässigkeit und Unklugheit die schönste Gelegenheit, sich Reichthümer zu erwerben, versäumt hatte.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Schiffbruch und Faria's Ende.

Nach sieben Tagen erreichten wir die Bai von Nankin und versahen uns in dem Dorfe Susequerim, wo man noch keine Kunde von unserer Frevelthat hatte, mit Lebensmitteln. Wir setzten aber, von der Furcht getrieben, schon nach wenigen Stunden unsere Reise fort und liefen eiligst in die Straße, welche Xalingau heißt und wenig besucht ist, ein; aus dieser kamen wir wieder in die Bai von Nankin, und suchten nun den Heimweg. Wir waren sehr niedergeschlagen, da wir jetzt auch Mangel an Lebensmitteln zu leiden anfingen, und hatten bereits die Höhe des Gebirges Conxinacau,

das unter dem einundvierzigsten Grade liegt, erreicht, als sich einer jener furchtbaren Südstürme, welche die Chinesen Tufan nennen, erhob, welchem unsere niedrigen und schlechtbemannten Ruderschiffe nicht zu widerstehen vermochten. Wir versuchten zwar, sie auf die Küste laufen zu lassen, aber der Wind sprang nach Nordwesten um und schleuderte uns wieder in die hohe See. Wir warfen in der Angst alle erbeuteten Kostbarkeiten über Bord und kappten die Maste. Um Mitternacht vernahmen wir von dem Schiffe, auf welchem sich Faria befand, ein jämmerliches Wehklagen und das Geschrei: „Gott sei uns gnädig!" und da bald darauf eine lautlose Stille eintrat, so mußten wir überzeugt sein, daß die Wogen das Fahrzeug verschlungen hatten. Noch vor Tagesanbruch bekam auch unser Schiff einen Leck, wodurch das Wasser unaufhaltsam eindrang. Als die Sonne aufging, sahen wir keine Spur mehr von dem andern Schiffe, und wir erwarteten in stummer Verzweiflung unsern Untergang, ohne zu bemerken, daß wir der Küste näher kamen. Eine gewaltige Woge warf unser Schiff an eine hervorragende Klippe; wir hielten uns an einander fest und überließen uns mit dem Rufe: „Gott sei uns gnädig!" unserem Schicksale. Von uns fünfundzwanzig Portugiesen gelangten nur fünfzehn an das Ufer, die übrige Mannschaft ertrank. Dieses Unglück ereignete sich am 5. August des Jahres 1542 an einem Montage.

Achtzigstes Kapitel.

Was uns weiter widerfuhr.

Wir waren zwar dem Tode entgangen, befanden uns aber in einer verzweifelten Lage; die Küstenstrecke schien unfruchtbar und öde zu sein, und wir beschlossen, weiter nach dem Innern zu gehen, wo wir sicher Jemand zu finden hofften, der uns als Sclaven annehmen und unsern Hunger stillen würde. Nachdem wir die Leichname unserer auf den Strand ausgespülten Gefährten, um sie nicht den wilden Thieren zur Beute werden zu lassen, unter vielen Thränen und Seufzern in den Sand verscharrt hatten, machten wir uns auf den Weg, und gelangten in einer felsigen und

mit dichtem Gesträuche bewachsenen Gegend an einen schmalen Meereseinschnitt. Da die Muthigsten von uns über denselben schwimmen wollten, wurden sie, weil sie zu sehr entkräftet waren, von der Strömung fortgerissen und ertranken vor unseren Augen, ohne daß wir ihnen Hülfe zu leisten im Stande waren. Wir brachten nach diesem traurigen Ereignisse, welches unsere Gesellschaft immer mehr verminderte und schwächte, die Nacht unter fortwährendem Gejammer im Winde, Frost und Regen zu, und wandten uns am nächsten Morgen mehr nach Osten hin, weil wir in dieser Richtung ein großes Feuer gesehen hatten. Als wir fast den ganzen Tag über gegangen waren, gelangten wir gegen Abend an ein Gehölz, in welchem wir fünf Kohlenbrenner mit ihrer Arbeit beschäftigt fanden. Wir warfen uns ihnen zu Füßen und baten sie um Beistand in unserer jämmerlichen Lage. „Wollte Gott," entgegnete einer von ihnen, „daß ihr nur mit einem Leiden behaftet wäret, wir würden euch vielleicht dann helfen können, aber ihr scheint an so vielen Uebeln zu leiden, daß allein zum Verbinden der Wunden, womit euere Leiber übersäet sind, alle Säcke, die uns zur Verfügung stehen, nicht ausreichen würden. Wir müssen euch deshalb bitten, euere Zuflucht zu Gott zu nehmen. Doch wollen wir euch den Reis, der uns als Abendessen dienen sollte, und das warme Wasser, das wir statt des Weines trinken, überlassen. Ihr könnt auch während der Nacht bei uns eine dürftige Unterkunft finden, wir rathen euch aber, euren Weg bis zu dem nächsten Flecken, welcher etwas weiter unten liegt, fortzusetzen, wo ihr ein Hospital für durchreisende Pilger finden werdet." Wir nahmen also, nachdem jeder von uns eine Handvoll Reis gegessen hatte, von den Kohlenbrennern, denen wir herzlich für ihre Güte dankten, Abschied, und schleppten uns auf dem angedeuteten Pfade nach dem nächsten Flecken.

Einundachtzigstes Kapitel.

Aufnahme in einem Hospitale.

Wir erreichten das Hospital eine Stunde nach Mitternacht und trafen daselbst vier Wächter, welche uns sehr liebevoll aufnahmen. Am folgenden Morgen fragten sie uns, wer wir seien und woher wir kämen. Wir antworteten, daß wir Fremde und zu Liampo unter Segel gegangen seien, um uns nach den Fischereien von Nankin zu begeben, daß wir aber Schiffbruch gelitten und nichts davon gebracht hätten, als unsere nackten, mit Wunden bedeckten Leiber. Auf ihre weitere Frage, was wir nun zu thun beabsichtigten, erwiderten wir, daß wir im Sinne hätten, nach Nankin zu gehen und uns als Matrosen zu vermiethen, um auf diese Weise nach Canton zu gelangen, wo wir Landsleute anzutreffen gedächten. Jetzt aber bäten wir sie um Gottes willen, uns in das Hospital aufzunehmen, bis wir unsere Gesundheit wieder erlangt hätten, und unsere Blöße zu bedecken. Sie bedauerten, unserem Wunsche nicht entsprechen zu können, weil das Hospital die nöthigen Mittel nicht besitze, erboten sich aber, uns auf andere Weise beizustehen. Sie führten uns darauf völlig nackt, wie wir waren, durch den Flecken, der aus vierzig bis fünfzig Feuerstellen bestand, und dessen Bewohner sehr arm zu sein und nur von der Arbeit ihrer Hände zu leben schienen. Die für uns gesammelten Almosen bestanden in etwa vier Thalern in baarem Geld, einem halben Sacke Reis, etwas Mehl, Bohnen, Zwiebeln und einigen alten Lumpen, womit wir uns nothdürftig bedeckten. Ein länger als drei Tage dauernder Aufenthalt in dem Hospital, bemerkten uns die Aufseher, sei nach ihren Vorschriften nicht gestattet, sie wollten uns aber einen Empfehlungsbrief einhändigen, wodurch wir Aufnahme und gute Pflege in dem reichen Hospitale der benachbarten großen Stadt Sileyjacau finden würden. Wir dankten ihnen für ihre Gefälligkeit und zogen um die Mittagszeit weiter. Wir erreichten die benachbarte Stadt noch vor Sonnenuntergang und begaben uns sogleich nach dem Ruhehaus der Armen, wie die Chinesen jedes Hospital nennen. Wir meldeten uns bei den Armenpflegern (Tanigores), welche wir alle in einem Zimmer versammelt fanden, um über die Angelegenheiten ihrer Anstalt zu berathen.

Nachdem sie den ihnen überreichten Empfehlungsbrief durch einen Schreiber hatten vorlesen lassen, wiesen sie uns sogleich ein sehr reinliches und freundliches Zimmer an, worin sich vierzehn wohl ausgestattete Betten, ein Tisch und mehrere Stühle befanden. Wir erhielten hier alsbald reichliche Speise, und man ließ uns einen ganzen Tag in ungestörter Ruhe. Am nächsten Tage aber erschien ein Beamter und schickte uns, nachdem er sich näher über unsere Verhältnisse unterrichtet hatte, einen Arzt, um unsere Wunden zu heilen.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Abreise von Silenjacau und weitere Schicksale.

Als wir nach einem Aufenthalte von achtzehn Tagen in diesem Hospitale durch eine sorgfältige Pflege wieder hergestellt waren, setzten wir unsere Reise fort und gingen am ersten Tage nach dem etwa fünf Meilen entfernten Orte Suzoanganeh, wo wir bei Sonnenuntergang sehr ermüdet ankamen und uns an den Rand eines Brunnens setzten, da wir nicht wußten, welchen Weg wir einschlagen sollten. Die Bewohner sammelten sich alsbald um uns, waren aber eben so sehr über unser Erscheinen erstaunt als erschreckt, da sie noch nie einen Menschen von unserer Körperbildung gesehen hatten. Sie wichen scheu zurück und ließen uns durch ein altes Weib fragen, wer wir seien und warum wir uns an dem Rande des Brunnens gelagert hätten, aus dem sie ihr Trinkwasser zu schöpfen gewöhnt seien. Wir antworteten, daß wir arme Fremdlinge aus Siam seien, welche Schiffbruch gelitten und nur ihr nacktes Leben gerettet hätten. Nachdem die Alte der versammelten Menge unsere Antwort berichtet hatte, entstand unter den Leuten ein langer Hader, bis sich endlich ein Priester in einem weiten Damastgewande und mit einem Büschel Kornähren uns sich näherte. Er warf die Aehren in den Brunnen und sprach zu uns in feierlichem Tone: „Ihr habt auf diese beiden Dinge, das Wasser und die Aehren, welche Gaben der Schöpfer aller Dinge gespendet hat, um Jeden, der auf dieser Welt wandelt, zu

erhalten, einen Eid zu leisten, daß Alles, was ihr diesem Weibe gesagt habt, der Wahrheit entspricht, denn nur unter dieser Bedingung können wir euch in diesem Orte Obdach gestatten, wie wir es den Armen zu gewähren schuldig sind. Habt ihr aber nicht die Wahrheit gesagt, so befehle ich euch, euch unverweilt zu entfernen, wenn ihr nicht durch die Zähne der Alles verschlingenden Schlange, die sich im Abgrunde des Rauchhauses aufhält, zerfleischt und getödtet werden wollt." Als wir unsere Aussage wiederholten und die Wahrheit derselben betheuerten, schien er zufrieden gestellt und lud uns ein, ihm zu folgen und ihm zu vertrauen; den Einwohnern des Ortes aber erlaubte er, uns Almosen zu spenden. Wir wurden nun in den Ort geführt, wo man uns den Vorhof einer Pagode als Nachtlager anwies und uns mit der nöthigen Speise und mit weichen Schlafmatten versorgte. Am folgenden Morgen bettelten wir von Haus zu Haus und brachten etwa acht Thaler zusammen, welche wir verwendeten, um einigen dringenden Bedürfnissen abzuhelfen. Wir hatten die Absicht, auf diese Weise von Ort zu Ort bis nach Nankin, von welcher Stadt wir noch hundertundvierzig Meilen entfernt waren, zu pilgern und uns von da nach Quanto zu begeben, wo wir portugiesische Handelsschiffe anzutreffen hoffen durften. Dieser Plan war wohl überlegt und würde uns auch zu dem erwünschten Ziele geführt haben, wenn das Schicksal es nicht anders gewollt hätte. In dem nächsten Flecken, den wir erreichten, und der Xianguleh hieß, lagerten wir uns gegen Abend in dem Schatten eines Baumes; drei Knaben, welche daselbst das Vieh hüteten, eilten, als sie uns bemerkten, in den Flecken und riefen die Bewohner zur Hülfe. Diese erschienen alsbald mit Spießen und Bogen und verfolgten uns, da wir die Flucht ergriffen, mit dem Rufe: „Räuber, Diebe!" Zugleich warfen sie mit schweren Steinen nach uns und zerschlugen uns so jämmerlich mit dicken Prügeln, daß einer von uns todt zu Boden fiel. Nachdem sie uns endlich eingefangen, banden sie uns die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppten uns unter fortwährenden Mißhandlungen in ihr Dorf. Hier warfen sie uns in eine Cisterne mit faulem Wasser, das uns bis an den Gürtel reichte und worin sich eine Menge von Blutegeln aufhielten. In dieser erbärmlichen Lage blieben wir zwei ganze Tage ohne die geringste Nahrung und hätten in diesen Höllenqualen ohne Zweifel unser Leben geendet, wenn nicht noch zu rechter Zeit ein Mann aus dem

Dorfe Suzoanganeh vorüber gegangen wäre und den Bewohnern ihr grausames Benehmen gegen arme Schiffbrüchige verwiesen hätte. Wir wurden nun sogleich aus der Cisterne gezogen und setzten elend und traurig unsere Reise fort.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Gute Aufnahme in einem Schlosse.

Wir kamen wieder in ein Dorf, das nur von sehr armen Leuten bewohnt war, und stießen daselbst auf drei Leute, welche Flachs brachen; diese verließen, sobald sie uns gewahrten, ihre Arbeit und eilten nach einem mit Bäumen bewachsenen Hügel, von wo aus sie die Vorübergehenden warnten, sich davon zu machen, da sie uns als Räuber betrachteten. Da wir wieder eingefangen und mißhandelt zu werden fürchteten, so setzten wir unsere Wanderung ohne Aufenthalt fort, ohne zu wissen, ob wir den rechten Weg eingeschlagen hatten. Vom Regen durchnäßt, erreichten wir endlich eine Viehhürde, in der wir die Nacht zubrachten. Am andern Tage sahen wir bei Sonnenuntergang von einem Hügel herab vor uns eine schöne, mit Bäumen bewachsene Ebene und in der Mitte derselben am Ufer eines Flusses ein prächtiges Haus mit Thürmen, auf denen goldene Wetterfahnen glänzten. Wir gingen sogleich auf dasselbe los und setzten uns auf den Rand eines Brunnens am Eingange des Vorhofes, ohne lange Zeit irgend Jemand wahrzunehmen; endlich näherte sich ein etwa achtzehnjähriger junger Mann auf einem schönen Pferde, ihn begleiteten vier Männer zu Fuß, von denen der eine vier Hasen und der andere fünf fasanartige Vögel und einen Jagdfalken auf der Hand trug, und mit ihnen liefen sechs bis sieben Windhunde. Der junge Mann fragte uns, wer wir seien, und als wir ihm in der gewohnten Weise geantwortet hatten, befahl er uns, ein wenig zu warten. Alsbald erschien eine alte, wie eine Nonne gekleidete Frau, die uns einlud, ihr zu folgen und uns bescheiden zu benehmen, damit man uns nicht für Tagdiebe halte. Sie führte uns in einen zweiten, weit schöneren, von Galerien umgebenen und mit

Gemälden und Wappen geschmückten Hof und aus diesem auf einer breiten steinernen Treppe in einen großen Saal, wo wir eine etwa fünfzigjährige Frau nebst zwei schönen, reich gekleideten Töchtern auf einem Teppiche sitzen und einen ehrwürdigen Greis auf einem Ruhebette liegen sahen. Neben ihm stand der junge Mann, den wir schon bei seiner Ankunft kennen gelernt hatten, und weiterhin saßen auf einem andern Teppiche neun in rothen und weißen Damast gekleidete junge Mädchen, die mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren. Wir warfen uns dem Greise zu Füßen und suchten in rührenden Worten sein Mitleid rege zu machen. Der Greis stellte mancherlei Fragen und verlangte auch zu wissen, ob einer von uns das Fieber zu heilen verstehe; er schien sehr redselig zu sein, aber die eine der Töchter unterbrach ihn, indem sie ihn bat, vorerst unsern Hunger zu stillen und dann uns sprechen zu lassen. Die Tochter erhielt zwar von ihrer Mutter einen Verweis für ihren Vorwitz, der Greis befahl aber doch, nachdem er seinem Sohne noch einige gute Lehren gegeben hatte, uns mit Speise zu versorgen. Wir aßen mit wahrem Heißhunger, und zwar zum großen Erstaunen der ganzen Familie mit den Händen, denn dies ist gegen die chinesische Sitte, und man bedient sich hier, um das Fleisch nach dem Munde zu führen, zweier wie eine Scheere gestalteten Stäbe. Als wir, nachdem wir uns gesättigt hatten, unser Dankgebet verrichteten, war der Greis bis zu Thränen gerührt, schenkte uns nebst drei Stücken Leinwand noch etwa acht Thaler an baarem Gelde und lud uns ein, da die Sonne bereits untergegangen war, in seinem Hause zu übernachten, welche Einladung wir mit großem Danke annahmen.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Die Wanderer gerathen in Gefangenschaft.

Wir machten uns sogleich bei Tagesanbruch wieder auf den Weg und gingen weiter von Ort zu Ort, indem wir sorgfältig die großen Städte mieden, um der strengen chinesischen Polizei nicht in die Hände zu fallen. Auf diese Weise wanderten wir fast

zwei Monate lang, ohne den geringsten Schaden zu leiden, und wir würden in dieser Zeit sicherlich die Stadt Nankin erreicht haben, wenn wir einen der Wege kundigen Führer gehabt hätten. In dem Flecken Chautir kamen wir zu dem Leichenbegängnisse einer sehr reichen Frau, die ihre Verwandten enterbt und ihr ganzes Vermögen der Pagode des Fleckens vermacht hatte. Wir wurden wie die übrigen Armen nach der Landessitte zu den Leichenfeierlichkeiten eingeladen und erhielten während derselben mehrere Tage unseren Unterhalt auf dem Grabe der Verstorbenen unter der Bedingung, daß wir für ihre Seele beteten. Man gab uns beim Abschiede noch ein Almosen von etwa zwölf Thalern, und wir kamen endlich zu unserem Verderben in eine Stadt, die man Taypor nannte; denn hier befand sich gerade ein Schumbim, wie man die Beamten nennt, welche von drei zu drei Jahren das Land durchziehen, um dem Könige über den Zustand desselben Bericht abzustatten. Dieser strenge Mann sah zufällig, wie wir von Haus zu Haus bettelten; er ließ uns vorführen und fragte uns, wer wir seien und womit wir uns ernährten. Wir gaben die gewohnte Antwort, womit wir uns bis jetzt geholfen hatten; da aber diese ihn und seine Schreiber nicht befriedigte und da überdies viele falsche Zeugen gegen uns auftraten, welche uns Verbrechen, woran wir nie gedacht hatten, zur Last legten, so fesselte man uns an Händen und Füßen, legte uns ein schweres Halseisen an und warf uns in einen tiefen Kerker. Wir litten an diesem abscheulichen Orte sechsundzwanzig Tage lang einen quälenden Hunger und wurden unaufhörlich mit Peitschenhieben mißhandelt, bis der Befehl kam, uns zur Untersuchung und Bestrafung an den höheren Gerichtshof zu Nankin zu schicken, da dem Schumbim unsere Verurtheilung nicht zustand.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Verurtheilung am Gerichtshofe zu Nankin.

Wir litten in dem Kerker, worin wir lagen, so sehr durch mancherlei Ungeziefer, besonders durch Flöhe, daß einer von uns an den Stichen derselben erlag, ohne daß wir ihm zu helfen im

Stande waren; wir freuten uns deshalb nicht wenig, als wir eines Morgens unvermuthet aus dem Kerker gezogen und an eine Kette gefesselt wurden. Man brachte uns in diesem elenden Zustande mit anderen argen Verbrechern in eine Barke, in welcher wir während des Tages blieben und dürftig verpflegt wurden, des Abends aber brachte man uns in das Gefängniß des Ortes, wo wir anlegten. Zu Potinleu, wo wir einer Ueberschwemmung wegen längere Zeit bleiben mußten, trafen wir in dem Kerker einen Russen, welcher nach seiner Aussage aus Moskau stammte und eines Mordes angeklagt war, aber an den höheren Gerichtshof zu Pekin appellirt hatte. Wir erreichten endlich Nankin, aber schon in der ersten Nacht nach unserer Ankunft stahl man uns aus dem Gefängnisse Alles, was wir besaßen, wodurch wir in so großes Elend geriethen, daß während unserer anderthalbmonatlichen Haft wieder mehrere von uns in stiller Verzweiflung ihr Leben endeten. In dem Kerker befanden sich um diese Zeit mehr als viertausend Gefangene, und man konnte sich nicht leicht irgendwo niedersetzen, ohne bestohlen oder von unzähligen Flöhen bedeckt zu werden. Die Untersuchung gegen uns endete damit, daß wir der Verbrechen, deren wir angeklagt waren, schuldig befunden wurden, und unser Urtheil lautete dahin, daß wir öffentlich Schläge auf die Hintertheile bekommen und uns dann die Daumen sollten abgehauen werden, weil der Verdacht auf uns laste, an Räubereien, die in der Umgegend von Taypor verübt worden waren, Theil genommen zu haben. Der Spruch wurde uns im Gefängniß verkündet, und der eine Theil der Strafe, welcher in den Schlägen bestand, so unbarmherzig vollzogen, daß an der Stelle, wo uns die Schläge aufgezählt wurden, der Boden ringsum von unserem Blute geröthet war. Drei von uns starben zwei Tage nach dieser Mißhandlung, und wir übrigen neun waren dem Tode nahe.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Mitleidige Seelen erbarmen sich der Gefangenen.

Nachdem wir so grausam geschlagen waren, führte man uns in ein anderes Gemach des Gefängnisses, welche als Krankenstube diente und wo wir schon andere Kranke und Verwundete fanden, die theils auf Betten, theils auf dem Boden lagen. Unsere Wunden wurden hier sogleich ausgewaschen, mit Heilsalben bestrichen und verbunden, wodurch sich die Schmerzen ein wenig linderten. Unsere Pflege besorgten sehr mitleidige und aufmerksame Wärter, und nach elf Tagen schmerzten uns unsere Wunden nur noch wenig, und wir hätten uns in unserem Schicksale getröstet, wenn uns nicht die Strafe des Daumabhauens fortwährend vor Augen geschwebt hätte. Wir waren von dieser Angst Tag und Nacht gefoltert, als wir eines Morgens zwei freundlich aussehende Männer in langen veilchenblauen Gewändern und mit weißen Stäben in den Händen in die Krankenstube eintreten sahen. Sogleich schrieen alle Kranke: „Möchten die Diener der Werke Gottes mit euch erscheinen!“ worauf die Männer, ihre Stäbe erhebend, erwiderten: „Möge Gott euch Geduld verleihen in euren Qualen und Widerwärtigkeiten!“ Sie fingen dann an, Kleider und Geld an die ihnen zunächst Befindlichen zu vertheilen und kamen allmälig auch zu uns; sie hörten mit großer Theilnahme unsere Erzählung und unsere Klagen gegen den Schumbim und die rücksichtslose Behandlung, die wir erfahren, und versprachen uns auf unsere inständige Bitten ihre Verwendung. Sie ließen auch sogleich einen Schreiber rufen und befahlen ihm bei harter Strafe, die schriftlichen Verhandlungen in unserer Sache herbeizubringen. Sie legten, nachdem sie dieselben untersucht hatten, Verwahrung gegen die weitere Vollziehung der über uns verhängten Strafe ein. Ihr Verlangen wurde jedoch von dem Gerichtshofe zurückgewiesen, weil nach Dafürhalten desselben die Gerechtigkeit ihren Namen verliere, wo die Barmherzigkeit obwalte. Die beiden Armenpfleger ließen sich jedoch keineswegs durch diesen Bescheid abschrecken, sondern reichten ihr Gesuch bei dem höchsten Gerichtshofe zu Pekin ein. Dieses Collegium, welches nur aus Mönchen und Einsiedlern besteht, heißt der Odem des Schöpfers aller Dinge und ist besonders in den

Angelegenheiten der Armen thätig. Dieses ließ auch sogleich dem Gerichtshofe zu Nankin den Befehl zukommen, nicht weiter gegen uns zu verfahren, sondern uns zur nochmaligen Untersuchung unserer Sache nach Pekin zu schicken. Wir sprachen den beiden Männern, die sich so eifrig unserer Sache angenommen hatten, unter Thränen unsern Dank aus und vertrösteten sie, da uns kein Mittel, ihnen zu vergelten, zu Gebot stand, auf den Lohn Gottes.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Transport nach Pekin.

Nachdem wir alle diese Mühseligkeiten überstanden hatten, wurden wir in der Gesellschaft anderer Gefangenen, welche ebenfalls gegen das ihnen gesprochene Urtheil Berufung an den höchsten Gerichtshof in Pekin eingelegt hatten, in eine Barke gebracht, auf welcher wir je drei an einer sehr langen Kette angeschlossen wurden. Vor unserer Abfahrt erschienen nochmals die beiden Armenpfleger und fragten uns, ob wir irgend einer Unterstützung für unsere Reise bedürften. Wir dankten ihnen herzlich und baten sie nur, uns einen Empfehlungsbrief an die Brüder ihrer Genossenschaft in Pekin mitzugeben und sie darin zu ersuchen, sich unserer gerechten Sache anzunehmen. Sie versprachen nicht nur dieses zu erfüllen, sondern gaben uns noch einen Sack Reis, Kleider und acht Thaler baares Silbergeld. Sie schieden dann von uns mit vielen Trostworten und Ermahnungen, und kehrten in das Hospital zurück, um den dort befindlichen Kranken, deren Zahl sich auf dreihundert belief, Hülfe zu leisten. Am folgenden Morgen erhielten wir den mit drei Wachssiegeln versehenen Empfehlungsbrief, worin sie ihren Brüdern sagten, die Ueberbringer des Schreibens seien Leute aus einem sehr fernen Lande, denen die Wuth des Meeres alles Besitzthum geraubt und nichts als das nackte Leben gelassen hätte. In ihrer jämmerlichen Lage habe sie der Schumbim von Taypor aufgreifen und sie unter Beschuldigung verschiedener Verbrechen in das Gefängniß werfen lassen. Der Gerichtshof Nankin habe sie zu Schlägen und zum Verluste

ihrer beiden Daumen verurtheilt; die Schläge seien ihnen bereits geworden, was die weitere Vollziehung des Urtheils betreffe, so hätten sie die Gnade des höchsten Gerichtshofes zu Pekin angerufen, wohin sie nun gebracht würden. An die Brüder der Genossenschaft ergehe deshalb die Bitte, die armen Fremdlinge gegen jede Ungerechtigkeit zu schützen und ihnen überhaupt in ihren Nöthen nach Kräften beizustehen, um sich durch dieses gute Werk der Belohnung des Himmels und der Aufnahme in das Haus der Sonne würdig zu machen.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Abreise nach Pekin. Bemerkungen über Nankin.

Nachdem wir das Schreiben in Empfang genommen hatten, setzte sich die Barke in Bewegung, und die Reise ging nun in ungleichen Tagreisen weiter, je nachdem die Strömung uns schneller oder langsamer vorwärts brachte. Bei dem Dorfe Minhacutem und an anderen Orten stießen noch mehrere Schiffe zu uns, welche Leute, die aus ähnlichen Absichten, wie wir, nach Pekin gingen, an Bord hatten. Obschon wir an die Bank, auf welcher wir saßen und ruderten, festgebunden waren, so versäumten wir doch nicht, die Städte in Augenschein zu nehmen, und ich will hier meine Beobachtungen mittheilen, indem ich mit Nankin, von wo wir abreisten, beginne. Diese Stadt liegt unter den neununddreißigsten Grade nördlicher Breite an einem Flusse, welcher Batampina (Fischblume) heißt. Dieser Fluß kommt, wie man mir sagte und wie ich mich später selbst überzeugte, aus der Tartarei, und zwar aus einem See, welcher den Namen Fanostir führt und neun Meilen von der Stadt Lanzame entfernt ist, wo gewöhnlich Tamburlan, König der Tartaren, Hof hält. Aus diesem See, welcher achtundzwanzig Meilen lang, zwölf breit und sehr tief ist, nehmen die vier größten Flüsse, welche ich sah, ihren Ursprung. Der erste dieser Flüsse ist der erwähnte Batampina, welcher das Reich China in der Mitte durchschneidet und nach einem Laufe von dreihundertundsechzig Meilen in der Bai von Nankin in das Meer fällt. Der zweite,

welcher Lechune heißt und sehr reißend ist, strömt längs der Bergkette von Pancruum hin, welche die Staaten Cauchim und Catebenan scheidet. Der dritte führt den Namen Tauquiday, was Mutter der Gewässer bedeutet, und mündet hundertundreißig Meilen unterhalb Patane in das Meer von Siam, der vierte heißt Batobasoy und entspringt in der Provinz Sansim, welche im Jahre 1556 zum größten Theil versank; er erreicht bei Cosmim im Königreiche Pegu das Meer, der fünfte und letzte Fluß, welcher unter dem Namen Laysacotay bekannt ist, durchströmt den östlichen Theil des Reiches und mündet in das Inselmeer von Ximxipou, welches an Moscovien grenzt, aber nicht befahren werden kann der heftigen Kälte wegen, die daselbst bis auf siebenzig Grad steigt. Die Stadt Nankin also liegt, wie gesagt, am Flusse Batampina auf einer Anhöhe, welche die sie umgebenden Ebenen beherrscht. Sie hat acht Meilen im Umfange und ist drei Meilen breit; die Luft ist ein wenig kalt, aber überaus gesund, die meisten Häuser bestehen nur aus zwei Stockwerken und aus Holz, die der Mandarine sind jedoch aus Bruchsteinen und Erde erbaut. Die letzteren sind auch mit Mauern und Gräben umgeben, über welche steinerne Brücken führen; jedes dieser Häuser hat einen mit prächtigen Bogengängen umgebenen Hof und schön verzierte Thürme. Die Paläste der ersten Staatsbeamten haben Thürme von sechs bis sieben Stockwerken mit vergoldeten Dächern, worin ihre Waffen, Prachtgewänder und Schätze aufbewahrt werden. Zu den letzteren gehören auch die prachtvollen und theuren Gefäße von Porzellan, deren Ausfuhr bei Todesstrafe verboten ist. Nach der Aussage der Chinesen umfaßt die Stadt achtmalhunderttausend Häuser, vierundzwanzigtausend Paläste, zweiundsechzig sehr große Marktplätze und hundertunddreißig Schlächtereien, von denen jede achtzig Fleischbänke hat. Unter den achthundert Straßen sind wenigstens sechshundert sehr schöne und breite, welche zu beiden Seiten Geländer von gedrehten Metallstäben haben. Auch sollen sich in Nankin zweitausend Pagoden befinden, von denen wenigstens tausend mit Klöstern verbunden sind, in denen Schaaren von Mönchen wohnen. In den prachtvollen Thürmen hängen Glocken von solchem Umfange, daß ihr Geläute Schrecken einflößt. Ferner zählte man dreißig wohlverwahrte Gefängnisse, deren jedes zwei- bis dreitausend Verbrecher fassen kann, und mehrere Hospitäler für die Armen, in welche von allen Seiten bedeutende Almosen fließen. An den beiden Enden

der größten Straßen stehen Bogengänge mit großen Thoren, welche des Abends der Sicherheit wegen geschlossen werden, und in den meisten Straßen findet man Springbrunnen mit gutem Trinkwasser. An den Tagen des Neumondes und des Vollmondes werden an verschiedenen Stellen große Märkte abgehalten, wo alle Arten von Lebensmitteln, besonders Früchte, Fleisch und Fische, welche sowohl der nahe Strom, als auch das Meer liefern, in unglaublicher Menge zusammenfließen. Was die Gewerbthätigkeit anbetrifft, so sollen sich in Nankin zehntausend Seidengeschäfte befinden, welche das ganze Reich mit ihren Waaren versehen. Die Stadt ist von einer starken, aus Hausteinen erbauten Mauer umgeben und durch dieselbe führen hundertunddreißig Thore, von denen jedes mit mehreren Soldaten und einem Thorhüter besetzt ist, der jeden Tag Rechenschaft über Alles, was aus- und eingeht und gebracht wird, ablegen muß. Außerdem wird sie von zwölf Burgen beherrscht oder vertheidigt, welche sich aber, da sie schlecht bewaffnet sind, in einem Nothfalle nicht bewähren würden. Nach der Aussage der Chinesen sollen die Abgaben, welche die Stadt dem Könige zu entrichten hat, täglich viertausend Thaler betragen; von der Pracht und der Herrlichkeit des königlichen Palastes, von welchem die Chinesen Wunderdinge erzählen, will ich nichts sagen, da ich ihn nicht selbst gesehen habe.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Die Stadt Pacasser und ihre Pagode.

Auf unserer weiteren Fahrt stromaufwärts sahen wir in den beiden nächsten Tagen an beiden Ufern nur Flecken und Dörfer, welche alle von armen Leuten bewohnt schienen, die nur von der Arbeit ihrer Hände lebten. Das Land war auf beiden Seiten mit üppigen Getreidefeldern und mit prachtvollen Gärten und Landhäusern bedeckt, die wahrscheinlich den Würdenträgern des Reiches gehörten. Am vierten Tage landeten wir bei einer schönen Stadt, die Pacasser hieß und mit einer Mauer und mit Wällen umgeben war. Um den ganzen Hafen, in welchem zahlreiche Schiffe lagen,

lief ein doppeltes eisernes Gitter, und am Ende der Stadt sah man ein stark befestigtes Schloß mit fünf Thürmen. In dem höchsten derselben saß früher ein König der Tartaren neun Jahre gefangen, weil er das von dem König von China verlangte Lösegeld nicht bezahlen konnte. Seine Unterthanen weigerten sich ebenfalls und schickten ihm statt des Geldes Gift, mit welchem er sich selbst den Tod gab. Drei von uns bekamen nun die Erlaubniß, gefesselt und von einer Wache begleitet zu betteln; wir durchzogen mehrere Straßen und erhielten nicht unbedeutendes Almosen an Geld und an Lebensmitteln, welche wir nach der hier herrschenden Sitte mit den Wächtern theilten. Nach diesem Umgange führte man uns in eine Pagode, wo das Volk an diesem Tage ein großes Fest feierte. Diese Pagode war früher ein königlicher Palast, worin der jetzt herrschende König geboren wurde. Da die Mutter aber in den Wochen starb, so wurde sie in dem Gemache, worin sie geboren hatte, begraben und ihr zu Ehren der ganze Palast in eine Pagode verwandelt. Alle Gebäude dieses Tempels, die Gärten mit eingeschlossen, ruhen auf dreihundertundsechzig Säulen, deren jede den Umfang einer Tonne und eine Höhe von siebenundzwanzig Fuß hat und aus einem einzigen Steinblocke gehauen ist. Diese dreihundertundsechzig Säulen stellen die Tage des Jahres vor und an jeder derselben feiert man an dem entsprechenden Tage ein Fest, schlachtet bei den Tönen einer lieblichen Musik viele Thiere und spendet reichliche Almosen. An dem Hauptpfeiler steht das Bildniß des Götzen in einer reichen Einfassung, und vor ihm steht stets eine silberne Lampe. Unter den Gebäuden zwischen den Pfeilern durch ziehen sich acht sehr schöne Straßen hin, welche an beiden Seiten mit Gittern von Messing eingefaßt und von Thüren zum Eintritte der von allen Seiten herbeiströmenden Pilger durchbrochen sind. Der obere wie eine Kapelle gestaltete Theil des Gebäudes ist rund und von außen mit einer Menge silberner Zierrathen von großem Kunstwerthe bedeckt, und in der Mitte erhebt sich auf fünfzehn Stufen ein Gehäuse, umgeben von sechs silbernen Gittern mit goldenen Knöpfen; auf dem Gehäuse steht auf einer dicken Kugel ein silberner Löwe, welcher auf seinem Haupte einen goldenen Sarg trägt, der die Gebeine der Königin enthalten soll. Durch das Gehäuse reichen vier silberne Stangen, woran, den Lebensjahren der Königin entsprechend, dreiundvierzig silberne Lampen nebst sieben goldenen, zu Ehren der sieben Söhne,

welche sie geboren hatte, aufgehängt waren; am Eingange der Kapelle hingen an anderen acht silbernen Stangen noch eine große Menge silberner Lampen, welche von den Frauen der Statthalter und anderer hohen Staatsbeamten gestiftet waren. Außerhalb der Thore prangten auf einer wallartigen, von einem sechsfachen Geländer eingefaßten Erhöhung riesige, fünfzehn Fuß hohe Gestalten von Erz, welche Spieße, Keulen und Aexte trugen und auf den Beschauer einen ehrfurchtgebietenden Eindruck hervorbrachten. Zwischen diesen Bildsäulen, deren Anzahl sich auf zwölfhundert beläuft, befinden sich auch vierundzwanzig aus Erz gegossene große Schlangen, und auf jeder derselben sitzt ein Weib mit einem Schwerte in der Hand und einer Krone auf dem Haupte; diese Weiber nennt man Königinnen, und sie dienen zum Andenken an die Frauen, welche bei dem Tode der Königin freiwillig den Opfertod starben, um ihr in der andern Welt zu dienen, wie sie ihr in dieser Welt gedient hatten, was sich die Nachkommen dieser Weiber zu hoher Ehre anrechnen, daß sie in ihren Geschlechtswappen darauf Bezug nehmen. Außerhalb des Kranzes dieser riesigen Gestalten steht eine Reihe von durchaus vergoldeten Triumphbogen, an welchen silberne Glocken an silbernen Ketten hängen; sie werden beständig von dem Winde bewegt und verursachen ein solches Getöse, daß man einander nicht sprechen hören kann. Alle diese Bauten und Bildwerke werden von einem doppelten Gitter aus Messingstäben eingeschlossen, und in bestimmten Zwischenräumen stehen hohe Säulen mit einem auf Kugeln schreitenden Löwen, welcher das chinesische Reichswappen vorstellt. An den Ecken der nach der Pagode führenden Straßen stehen noch vier ungeheure Bildwerke von Erz, die so abenteuerlich gestaltet sind, daß man sie kaum zu beschreiben vermag. Eine dieser scheußlichen Gestalten, von den Chinesen der Drache des Rauchhauses genannt, soll den Fürsten der Unterwelt vorstellen. Aus seinem Magen kriechen unförmliche, mit grünen und schwarzen Schuppen und Borsten bedeckte Nattern hervor, von denen jede ein Weib mit zerzausten Haaren im Rachen trägt. Dem Drachen selbst ragt aus dem Rachen ein dreißig Fuß langes und verhältnißmäßig dickes durchaus mit Blut bedecktes Krokodil hervor, welches in seinen Klauen einen großen Elephanten hält. Mit den Windungen seines über zwanzig Klafter langen Schwanzes umschlang der Drache ein dabei stehendes über hundert Fuß hohes menschliches Ungeheuer,

welches die Chinesen Turcamparoh, das heißt, den Sohn der Schlange, nennen. Die Gestalt ist über alle Begriffe häßlich und reißt mit beiden Händen das einem Thore gleichende Maul auf, aus dem fürchterliche Zähne und eine zwei Klafter lange Zunge hervorragen. Das dritte siebenzehn Klafter hohe und sechs Klafter dicke Ungeheuer, eine weibliche Gestalt, von den Chinesen Nadelgau genannt, hatte auf der Mitte des Unterleibes ein zwei Klafter breites Gesicht, aus dessen Nasenlöchern und Schlunde beständig dicke Rauchwolken hervorkamen, weil man im Innern ein starkes Feuer unterhielt. Sie soll die Königin der Feuerkugel versinnlichen, durch welche am Ende der Welt die Erde verbrennen wird. Das vierte Ungeheuer war ein zusammengekauerter scheußlich aussehender Mann, welcher mit vollen Backen blies. Er heißt bei den Chinesen Uzanguenabo und soll den Sturm vorstellen, welcher die Häuser niederwirft und die Schiffe versenkt, weshalb man ihm jährlich schwere silberne Junken und andere entsprechende werthvolle Geschenke als Opfer darbringt.

Neunzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise, und andere Städte und Merkwürdigkeiten.

Nach unserer Abreise von Pacasser sahen wir zuerst die ebenfalls sehr große und schöne Stadt Xinligau mit starken Bollwerken und Thürmen und breiten Gräben, über welche an eisernen Ketten hängende Brücken führten. Hier sieht man auch zwei hohe Thürme, worin ein großer Schatz an edlen Metallen aufbewahrt wird, den der Großvater des jetzt regierenden Königs zu Ehren seines hier geborenen Sohnes, welcher Leuquinau (Aller Wonne) hieß, sammelte. Das Volk verehrt diesen Prinzen als einen Heiligen, weil er in großer Frömmigkeit starb, in einem ebenfalls hier erbauten Tempel, der dem Gotte Quiay Varatel (Gebieter aller Seefische) geweiht ist. In dieser Stadt befinden sich auch die meisten Seidenfärbereien, weil das Wasser des Flusses viel zur Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben beitragen soll; die Zahl der Färbereien soll sich auf dreizehntausend belaufen, und sie bezahlen, wie man

uns sagte, dem Könige eine jährliche Abgabe von sechsmalhunderttausend Thalern. An demselben Tage kamen wir gegen Abend an einer etwa zwölf Meilen breiten, schönen Ebene vorüber, auf der große Viehheerden weideten, die von berittenen Wächtern gehütet wurden. Wir übernachteten in der Stadt Junquileu, deren Mauern sich in sehr schlechtem Zustande befanden. Mehrere ihrer Häuser standen in dem Flusse auf starken Pfählen, und vor einem Thore sahen wir ein prächtiges Grabmal mit Glockenthürmen und mit der vergoldeten Inschrift: „Hier liegt Trannocem Mudeliar, Oheim des Königs von Malacca, welchen der Tod hinwegraffte, ehe er sich an Alfonso von Albuquerque, dem Löwen der Seeräuber, rächen konnte.“ Auf unsere Erkundigung sagte uns ein dabei stehender Chinese, der hier Begrabene sei vor ungefähr vierzig Jahren als Gesandter des Königs von Malacca an den chinesischen Hof gekommen, um den Sohn der Sonne um Hülfe gegen Leute zu bitten, die aus einem ihm unbekannten Lande gekommen seien und Malacca erobert hätten. Es sei ihm auch wirklich Unterstützung versprochen worden, und man habe schon die Vorbereitungen zur Ausrüstung einer Flotte getroffen, als der Gesandte nach einem üppigen Schmause am Schlagflusse gestorben sei; er habe noch vor seinem Tode verordnet, ihm dieses Grabmal zu errichten. Auf unserer Weiterreise bemerkten wir, daß der Fluß an Breite abnahm, die Ufer aber immer belebter wurden; Flecken, Dörfer und Gärten hingen fast ununterbrochen zusammen, und in kleinen Zwischenräumen eines Steinwurfs zeigte sich jedesmal eine Pagode mit mancherlei Götzenbildern. Die abenteuerlichsten und scheußlichsten Gestalten unter denselben waren zwei riesige Gestalten, einen Mann und eine Frau vorstellend. Die chinesischen Begleiter bedeuteten uns, der Mann, Quiay Xingatalor genannt, welcher mit vollen Backen blies, fache das Feuer der Hölle an, um die Verruchten zu peinigen, welche sich nicht gewürdigt hätten, auf dieser Welt Almosen zu spenden; die Frau aber, welche Apancapatur heiße, sei die Pförtnerin der Hölle, welche die ankommenden Sünder, die aber im Leben wohlthätig gewesen seien, in dem kalten Wasser Ochilenday verberge, um sie den Teufeln zu entziehen. Als einer der Unsrigen über diesen Unsinn lachte, geriethen drei Bonzen, welche sich auf dem Schiffe befanden, in so grimmigen Zorn, daß sie den Aufseher veranlaßten, uns Alle zu züchtigen, was denn auch mit einem Taue sogleich und so unbarmherzig geschah, bis

das Blut von unseren Rücken floß. Dies hatte die gute Wirkung, daß wir uns in Zukunft hüteten, über solche Dinge zu spotten. Die Bonzen aber hielten mit Gebeten und wohlriechendem Räucherwerk einen Umgang um die Götzen, um sie wegen der ihnen zugefügten Beleidigung zu versöhnen.

Einundneunzigstes Kapitel.

Die Stadt Sempitay und eine Christin.

Von dem für uns so verderblichen Götzentempel setzten wir unsere Reise durch eine dicht bevölkerte, mit Häusern, Palästen und Gärten bedeckte und sorgfältig angebaute Gegend fort und legten an der Stadt Sempitay bei, weil die Frau unseres Aufsehers unwohl geworden war. Wir gingen auch wieder mit dessen Erlaubniß in unseren Fesseln an's Land, um Almosen einzusammeln. Die Leute, über unsere Körperbildung erstaunt, umringten uns in Schaaren und beschenkten uns reichlich; besonders aber zeichnete sich eine Frau durch ihre wohlwollende Theilnahme und durch reiche Gaben aus. Sie entblößte auch, während sie mit uns sprach, den rechten Arm, um uns das darauf eingebrannte Zeichen des Kreuzes sehen zu lassen, und als wir auf die Frage, ob einer von uns dieses Zeichen kenne, ehrfurchtsvoll auf die Kniee fielen, streckte sie die Hände zum Himmel empor und rief in chinesischer Sprache: „Unser Vater, der Du bist in dem Himmel, geheiliget werde Dein Name!" Da sie aber sonst kein portugiesisches Wort verstand, so fuhr sie in chinesischer Sprache fort, uns angelegentlich zu fragen, ob wir wirklich Christen seien. Als wir dies bejahten, nahm sie uns mit Erlaubniß unserer Wächter mit sich in ihr Haus, wo sie uns während der fünf Tage unseres Aufenthaltes auf das Liebreichste bewirthete. Sie erzählte uns, daß sie Inez de Leyria heiße und eine Tochter des Tome Pirez sei; dieser kam mit anderen portugiesischen Gesandten nach China, sie wurden aber Alle, da sie sich schon bei der Landung ungebührlich aufführten, für Spione gehalten und in ein Gefängniß geworfen, wo die meisten entweder an Mißhandlungen oder an den Stichen unzähliger Flöhe starben;

die übrigen wurden nach langer Haft an verschiedene Orte verbannt; unter ihnen befand sich auch Tome Pirez, welchem Sempitay als Aufenthaltsort angewiesen wurde, wo er eine Chinesin zur Frau nahm, mit der er in großer Eintracht lebte; er bekehrte viele Bewohner der Stadt zum Christenthum, und es bestand noch eine kleine von ihm gestiftete Gemeinde, welche sich jeden Sonntag in seinem Hause zum Gebete versammelte. Wir lehrten die wohlthätige Frau noch mehrere christliche Gebete und hielten auch einige Zusammenkünfte mit der christlichen Gemeinde, wobei Christoph Boralho, unser früherer Schiffscaplan, den Prediger machte. Wir bekamen von dieser Gemeinde beim Abschied ein Geschenk von hundert Thalern, und Inez gab uns heimlich noch weitere hundert Thaler, welche uns später zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienten.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Anfänge des chinesischen Reiches.

Von Sempitay setzten wir unsere Fahrt ohne Aufenthalt fort bis nach Lequinpau, einem Orte, wo sich große Silberschmelzen befinden. Das Silber wird auf Karren von dem fünf Meilen entfernten Bergwerke Turenguim gebracht; tausend Arbeiter sollen hier täglich mit der Gewinnung des Metalls beschäftigt sein, und die Grube soll jährlich dem Könige einen ungeheuren Gewinn abwerfen. Am folgenden Tage erreichten wir die dicht bei einander liegenden Städte Pacano und Nacau, welche in der chinesischen Geschichte merkwürdig sind, weil sich an sie eine Sage von der Entstehung des chinesischen Reiches knüpft. Sechshundertundneununddreißig Jahre nach der Sündfluth, erzählt diese Sage, lebte in einem Lande, das Guantipocau hieß und unter dem zweiundsechzigsten Grade nördlicher Breite liegt, der Fürst Turbano, dessen Gebiet nicht sehr ausgedehnt war. Er hatte sich in seiner Jugend in ein Mädchen, welches Nancaa hieß, verliebt, und mit diesem Weibe, das er über Alles liebte, das aber von der Königin Mutter nicht gern gesehen wurde, drei Kinder erzeugt. Die Großen des

Reiches, von der Mutter angereizt, drangen wiederholt in den Prinzen, sich zu verheirathen, der aber stets dies Verlangen unter allerlei Vorwänden zurückwies und endlich, als er sich nicht mehr auf andere Weise zu helfen wußte, Priester in einem Tempel wurde und seinen ältesten Sohn zu seinem rechtmäßigen Erben erklärte. Die Mutter, darüber ergrimmt, nahm einen Priester zum Gemahle und ließ diesen, obwohl ein Theil der Unterthanen sich widersetzte, zum König ausrufen. Der Prinz, über diese Handlungsweise ärgerlich, weil er wußte, daß sein Sohn dadurch um das väterliche Erbe gebracht werden sollte, verließ den Tempel und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Die Mutter und ihr Gemahl, welche die Rache Turbano's fürchteten, drangen mit ihren Anhängern in dessen Haus und ermordeten ihn. Seiner Gemahlin Nancaa gelang es, sich mit ihren drei Söhnen zu retten und mit einigen getreuen Dienern in einer Ruderbarke einzuschiffen; sie erreichte glücklich eine in der Mitte des Flußes liegende Insel, die sie Pilaunere (Zuflucht der Armen) nannte und wo sie sich mit der Arbeit ihrer Hände zu ernähren und ihr Leben zu beschließen gedachte. Als ihre Söhne ein Alter erreicht hatten, wo sie Ansprüche auf den Thron erheben konnten, sammelte der Tyrann Silau, wie der Gemahl der Königin Mutter hieß, ein Heer, um die Prinzen unschädlich zu machen. Als Nancaa von diesem Vorhaben unterrichtet wurde und sie sehr wohl einsah, daß ihre Macht nicht hinreiche, sich in einen Kampf einzulassen, so versammelte sie einen Rath, um das Klügste zu beschließen; da die Mitglieder des Rathes nicht einig werden konnten, so beschloß man, durch das Loos einen der Leute Nancaa's zu bestimmen, dessen Rath gelten solle.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Sage von der Gründung des chinesischen Reiches.

Als nun der Tag kam, an welchem die verhängnißvolle Entscheidung erfolgen sollte, warf man fünfmal das Loos, und fünfmal traf es einen siebenjährigen Knaben, welcher ebenfalls Silau

hieß, wie der gefürchtete Tyrann. Alle waren erstaunt und verwirrt, befahlen aber, nachdem man die üblichen Opfer und Gebete verrichtet hatte, dem Knaben, seine Meinung kund zu geben. Dieser erhob die Hände zum Himmel und sprach zu Nancaa: „O Du armes und schwaches Weib, das Unglück und die Traurigkeit haben Dich noch unschlüssiger und elender gemacht, und Du hast Dich jetzt überzeugt, daß menschliche Klugheit Dir nicht zu helfen vermag, nimm also Deine Zuflucht zu der mächtigen Hand des Herrn; verbanne alle Eitelkeit der Welt aus Deinem Herzen und erhebe Deine Blicke vertrauungsvoll zu dem Allerhöchsten, denn von dem Augenblicke an, wo Du diesem Deine Schwäche eingestehst, wird er Dir Sieg verleihen über Silau, und er verheißt Dir dies durch mich, seinen geringsten Erdenwurm. Siehe, ich befehle Dir deshalb, Dich, Deine Kinder und alle Deine Leute in die Fahrzeuge Deiner Feinde einzuschiffen. Du wirst dann bei dem Gemurmel der Gewässer an eine Stelle des Flußufers gelangen, wo Du ein Haus gründen sollst, welches von Jahrhundert zu Jahrhundert währt und worin man immerdar die Barmherzigkeit des Herrn preiset, dem das Gebet Deines Volkes so angenehm sein wird, wie das Geschrei des Säuglings in der Wiege.“ Nachdem der Knabe diese Worte gesprochen hatte, fiel er todt zu Boden. Nancaa und die Ihrigen waren von seiner Wahrsagung nicht wenig überrascht, aber nach fünf Tagen sah man die ganze wohlausgerüstete feindliche Flotte den Fluß ohne Bemannung herabtreiben, denn während sie an dem Ausrüstungsort vor Anker lag, stieg während der Nacht eine dunkle Wolke auf, die unter Donner und Blitzen sich in einen so glühenden Regen entlud, daß die Mannschaft sich eilends in den Fluß stürzen mußte, um nicht zu verbrennen, hier jedoch ohne Ausnahme in weniger als einer Stunde ertrank. Als Nancaa dieses Wunder sah, dankte sie mit ihren Leuten inbrünstig dem Himmel und bestieg mit ihnen die Schiffe, welche schnell stromabwärts trieben und nach siebenundvierzig Tagen sich an der Stelle festlegten, wo sich jetzt die Stadt Pequin erhebt. Man stieg hier an's Land und befestigte den Aufenthalt so gut als möglich gegen einen Angriff Silau's, dessen Grausamkeit Nancaa noch immer fürchtete.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Gründung der ersten chinesischen Städte.

Sobald Nancaa die nöthigen Anordnungen zur Sicherung ihres Aufenthaltes getroffen hatte, ließ sie von ihren wenigen Begleitern den ältesten Sohn ihres ermordeten Gemahls Turbano als König anerkennen, und dieser schritt zur feierlichen Gründung einer Stadt, die er durch eine Anrede an seine Umgebung einleitete. „Meine Brüder und Freunde," sprach er, indem er den ersten Stein in den Boden legte, „ich gebe diesem Steine den Namen Pequin, welcher auch der meinige ist. Die Stadt soll so heißen und ihre Benennung in Ewigkeit dieselbe bleiben zum Andenken an die Handlung, die wir heute verrichten." Diese Worte liest man jetzt noch eingegraben auf einem silbernen Schilde, welches an einem Thore der Stadt Pequin befestigt ist, an dem sich stets eine Ehrenwache von vierzig Kriegern befindet. Weil die Grundsteinlegung am 3. August stattgefunden haben soll, so zeigen sich auch jetzt noch die Beherrscher des chinesischen Volkes an diesem Tage in aller Pracht und Herrlichkeit. Die beiden Brüder des neuen Königs, Pacan und Nacau gründeten ebenfalls Städte und legten denselben ihre Namen bei; Nancaa soll auch, wie man erzählt, Nankin, die zweite Stadt des Reiches, erbaut und sie nach sich benannt haben. Von dieser Zeit an nahm das chinesische Reich stets an Umfang zu bis zum Jahre 1117 der christlichen Zeitrechnung, denn nach diesem Jahre hatte es viel durch die Angriffe seiner Feinde zu leiden, und die Hauptstadt Pequin wurde sechsundzwanzigmal belagert, eingenommen und zerstört; da aber die Zahl der Einwohner bereits sehr groß war und die Könige einen unermeßlichen Reichthum besaßen, so ließ der damals herrschende König Xixipan und seine Nachfolger sie mit Mauern und Thürmen umgeben. Vor der äußersten Mauer zieht sich ein tiefer, mit Wasser gefüllter Graben hin, in welchem stets mehrere Barken und Ruderkähne liegen, deren Obertheile wie Häuser gestaltet sind und in welchen alle möglichen Arten von Lebensmitteln und Waaren verkauft werden. Die Stadt hat, wie die Chinesen versichern, über dreihundertundsechzig Thore, und an jedem derselben liegt eine Wache von vier Soldaten, welche täglich über Alles,

was ein= und ausgeht, Rechenschaft zu geben haben. Ebenso giebt es gewisse Amtsorte, wo sich stets mehrere Gerichtspersonen aufhalten und wohin man die Kinder, die sich in der Stadt verlieren, bringt, damit ihre Väter sie finden und in Empfang nehmen können. Ich berühre dies nur flüchtig, da ich gesonnen bin, anderwärts von der Größe und der Herrlichkeit dieser Stadt zu sprechen.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die große Mauer und die Erbauer derselben.

Nachdem ich von dem Ursprunge des chinesischen Reichs gesprochen habe, will ich auch noch von einem andern Gegenstande reden, der merkwürdiger ist als Alles, was ich bis jetzt erzählt habe. Die Reichsgeschichte erzählt, daß ein König, welcher Crisnagot Dicotay hieß und im Jahre 528 nach Christi Geburt herrschte, mit der Tartarei über den Staat Xenxinapau, welcher an das Königreich Lauhos grenzt, in Zwist gerieth und das feindliche Heer in die Flucht schlug. Die Tartaren zogen nun mit Hülfe benachbarter Bundesgenossen eine größere Macht zusammen, fielen in China ein und eroberten eine Anzahl bedeutender Städte; die Chinesen, welche so überlegenen Streitkräften nicht zu widerstehen vermochten, mußten auf ihre Ansprüche verzichten und eine bedeutende Summe als Kriegsentschädigung bezahlen. Die Ruhe wurde nun zwar fünfzig Jahre lang nicht gestört, da aber der König von China sah, daß die Tartaren durch ihre Bündnisse mit anderen Fürsten immer mächtiger wurden und er ihnen mit der Zeit nicht mehr widerstehen könne, so entschloß er sich, eine Mauer zu bauen, die als Grenzscheide zwischen beiden Ländern dienen sollte. Er ließ deshalb die Stände seines Reiches zusammenkommen, um ihnen sein Vorhaben mitzutheilen. Diese waren auch sogleich einverstanden, daß das vorgeschlagene Werk nicht nur ersprießlich, sondern auch nothwendig sei, und bewilligten sogleich die nöthigen Geldmittel, welche sich auf etwa fünfzehn Millionen Ducaten beliefen, und eine große Menge von Arbeitsleuten mit einer entsprechenden Anzahl von Aufsehern. Siebenmalhunderttausend Leute

arbeiteten, wie die chinesischen Geschichtschreiber erzählen, siebenundzwanzig Jahre an dieser Mauer, die von einem Ende des Reiches bis zu dem andern sich erstreckt und deren Länge dreihundertundfünfzehn Meilen beträgt. Ich habe diese Mauer selbst gesehen und gemessen, und gefunden, daß sie vier Klafter hoch und an ihren stärksten Stellen vierzig Spannen dick ist. Sie ruht auf einer aus Sand und Kalk bestehenden Grundlage, welche mit einer Art von Pech überzogen und so fest ist, daß sie der Wirkung des Geschützes widersteht. Statt der Thüren hat sie zweistöckige Wachthäuser von schwarzem Holze, welches man seiner Festigkeit wegen Eisenholz nennt. Die Mauer, welche gewöhnlich Schaufacan oder starker Widerstand heißt, zieht sich in gleicher Höhe fort, bis sie Berge erreicht, an welche sie sich anschließt; diese Berge sind senkrecht behauen, so daß sie selbst als Mauer dienen. Die ganze Mauer zeigt nur fünf Lücken, durch welche die aus der Tartarei kommenden reißenden Flüsse in China eintreten. Auf der einen Seite dieser Lücken unterhalten die Tartaren und auf der andern die Chinesen Wachen, deren jede aus sechstausend Mann, theils Reiterei, theils Fußvolk besteht, welche eine sehr gute Löhnung erhalten. Diese Soldaten gelten übrigens nicht als besonders tapfer und sind überdies schlecht bewaffnet. Im Ganzen wird diese Mauer von hundertundsechzigtausend Kriegern bewacht; zweimalhunderttausend Leute, ausschließlich Verbrecher, sind zur Unterhaltung dieser Mauer bestimmt und werden aus dem großen Gefängnisse von Peking bezogen, welches zu diesem Zwecke erbaut ist und worin sich viele angesehene Leute befinden, die sich eines Vergehens gegen den Staat schuldig gemacht und diese Verurtheilung zur Arbeit als eine Gnade zu betrachten haben.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Die Stadt Mindo und ihre Merkwürdigkeiten. Die Pagode Bigay Potim. Die untergegangene Stadt Cohilnga.

Von Pacan und Nacau setzten wir unsere Reise stromaufwärts fort bis zu der Stadt Mindo, welche diese beiden Städte an Umfang übertrifft. Eine halbe Meile weiter landeinwärts sieht man einen großen See, und um denselben viele Salzwerke. Dieser Salzsee, auf dem man nach der Versicherung der Chinesen Ebbe und Fluth wahrnimmt, soll sich zweihundert Meilen weit in das Innere des Landes erstrecken und dem Könige von China ein jährliches Einkommen von zweimalhunderttausend Thalern abwerfen, welches die Steuer von dem gewonnenen Salze liefert; eine ebenso große Steuer haben die Seidenfabriken der Stadt Mindo zu bezahlen, von dem reichen Gewinn gar nicht zu sprechen, welchen diese Gegend durch ihren Ueberfluß an Kampfer, Porzellanerde, Mennig und Quecksilber gewährt. Ungefähr zwei Meilen von der Stadt Mindo sieht man zwölf sehr lange Gebäude, welche Vorrathshäusern gleichen und worin über achttausend Leute beschäftigt sind, das in der Nähe gewonnene Kupfer zu schmelzen und zu reinigen. Der Lärm, welchen diese Schmiede durch die schnellen Schläge ihrer im Tacte geführten Hämmer verursachen, ist ein wahrhaft betäubender. Das Kupferbergwerk gehört dem Könige und führt, weil sich seine Ergiebigkeit seit seiner Entdeckung vor etwa zweihundert Jahren noch nicht vermindert, sondern eher gesteigert hat, den Namen Corotum baga (Kupferfluß). Nicht weit von diesen Werkstätten kamen wir zu einer am Ufer des Flusses sich ausdehnenden Pagode Bigay Potim, welche dem Gotte, der über hundertundzehntausend Götter herrscht, geweiht ist. Nach dem Aberglauben dieser mit Blindheit geschlagenen Leute hat nämlich jedes Ding seinen besondern Gott, der es geschaffen und für seine Erhaltung zu sorgen hat; aber Bigay Potim hat alle diese Götter unter seiner Achsel erzeugt, und einen ähnlichen Götzen hatte ich früher schon in dem Reiche Pegu gesehen. Unser Aufseher, der ein Gelübde gethan hatte, dieses Heiligthum zu besuchen, ließ uns hier an's Land gehen, und wir sahen, daß die Pagode aus dreißig, in fünf Reihen abgetheilten, prachtvollen Ge-

bäuden mit vergoldeten Glockenthürmen bestand. Ungefähr fünf Meilen weiter kamen wir an eine gänzlich zerstörte Stadt, die etwa eine Meile im Umfange gehabt haben konnte. Sie zerfiel gänzlich in Trümmer durch ein Erdbeben, welches Gott über sie verhängt hatte, weil ein christlicher Eremit in ihr von den Bonzen gesteinigt worden war. Die Chinesen erzählten uns, sie habe früher Cohiluza (Blume des Feldes) geheißen, die Stelle, wo sie stand, werde aber jetzt Fiunganorse (Strafe des Himmels) genannt und werde von Allen sorgfältig gemieden.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Die Stadt Junquilinau. Handel und Verkehr der Chinesen.

Nachdem wir diesen unheimlichen Ort im Rücken hatten, gelangten wir zu der großen und reichen Stadt Junquilinau, welche Ueberfluß an allen Dingen hat. Da hier unser Aufseher die Leichenfeierlichkeiten für seine Frau, die am Tage vorher in den Wochen gestorben war, beging, so wurden wir auf mehrere Tage von unseren Fesseln befreit und mit neuen Kleidern und reichlicher Nahrung bedacht, worüber wir ein sehr großes Vergnügen empfanden. Auf unserer weiteren Reise sahen wir an beiden Ufern des Flusses eine Menge schöner Städte und Tempel, auch kamen wir sehr häufig an größeren und kleineren Flotten bewohnter Schiffe vorüber, auf welchen ein lebhafter Handel mit Lebensmitteln betrieben wurde. Wir hörten von unseren Schiffern, daß die Zahl der Chinesen, welche auf den Flüssen wohnen, nicht geringer sei als die der sich in den Städten aufhaltenden und daß, wenn man nicht durch strenge Gesetze die stets an Zahl wachsende Menge von Menschen zwingen würde, einen Erwerbszweig zu wählen, womit sie sich zu ernähren im Stande seien, sie sich schon längst einander aufgefressen hätten. Jede Art von Handel ist in viele Zweige getheilt, und wer den einen wählt, darf bei schwerer Strafe in keinen andern übergreifen. So sind die Leute, welche den Handel mit Enten, die in diesem Lande sehr zahlreich sind, treiben, in mehrere Zünfte getheilt, von denen eine sich nur mit dem

Mästen dieser Vögel, die andere nur mit dem Ausbrüten der Eier, und wieder eine andere sich nur mit dem Verkaufe der Federn beschäftigen darf. Ebenso verhält es sich mit den Schweinehändlern, von denen die einen diese Thiere nur lebendig, die andern nur geschlachtet, und wieder andere das Fleisch nur geräuchert verkaufen dürfen. Dieselben Vorschriften gelten auch für die Fischer, welche ihre Waare nur frisch auf den Markt bringen dürfen; der Handel mit eingesalzenen Fischen ist wieder ein ganz anderer Geschäftszweig, welcher viele Leute nährt, die im Lande umherziehen, besonders in Gegenden, welche nicht am Meere liegen und nicht von großen Flüssen durchschnitten sind. Aus dem Flusse von Nankin kamen wir in den Fluß Batampina, auf welchem wir unsere Reise bis Peking fortsetzten. Die beiden Ufer desselben waren überaus fruchtbar, und allenthalben sahen wir in großen Vorrathshäusern eine solche Menge von Lebensmitteln aufgeschichtet, daß man glauben sollte, es seien gar nicht Menschen genug vorhanden, um sie alle verzehren zu können; auch waren in allen bewohnten Orten viele Zuckermühlen, Weinkeltern und Oelpressen in fortwährender Thätigkeit; ferner bemerkten wir hier zum ersten Male eine Art leichter Kähne, die ganz mit Netzen überspannt und mit lebenden Enten und anderen Vögeln angefüllt waren. Die Besitzer dieser schwimmenden Käfige landeten von Zeit zu Zeit an fruchtbaren und sumpfigen Stellen des Ufers und öffneten die Thüren der Behälter; die Vögel flogen dann, wenn man eine Trommel zu rühren begann, davon, um sich ihre Nahrung zu suchen; hatten sie sich nach der Ueberzeugung ihres Herrn gesättigt, so kehrten sie, wenn dieser die Trommel schlug, sogleich auf das Schiff zurück, und das Merkwürdigste war, daß nie einer derselben fehlte. Ebenso wurde verfahren, wenn sie ihre Eier legen sollten, welche dann, wenn die Vögel wieder in ihrer Behausung eingesperrt waren, von den Schiffern in Körben eingesammelt und an die Leute, welche sich mit diesem Handelszweige beschäftigten, verkauft wurden. Weder der Besitzer der Vögel, noch ein Anderer darf Handel mit Eiern treiben, und will er solche sich zu seinem eigenen Gebrauche aufbewahren, so muß er sie an dem einen Ende eindrücken, wenn er nicht, sobald man ihn ertappt, mit Peitschenhieben gezüchtigt werden will, was von den dazu bestellten Aufsehern ohne weitere Anklage und Verurtheilung geschieht. Die Kaufleute, welche mit jungen Enten und Hüh-

nern handeln, mästen dieselben in großen Ställen, worin oft zehn- bis zwölftausend Stück vorräthig sind. Die jungen Vögel brüten sie in großen Behältern, die mit Mist gefüllt und wohl verschlossen sind, aus. In einem solchen Behälter werden zwei- bis fünfhundert Küchlein auf einmal ausgebrütet.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Handel mit Menschenkoth. — Eine Wasserstadt.

Wir sahen an den Ufern des Flusses auch große Heerden von Schweinen und gezähmten Hirschen, welche von Männern zu Pferde gehütet werden. Die Hirsche pflegt man, wenn sie noch jung sind, an einem Fuße zu lähmen, damit sie nicht davonlaufen. Aber nicht nur Schweine, Hirsche und Hunde werden zum Verkaufe gemästet, sondern sogar auch Schildkröten, Frösche, Eidechsen, Schnecken und Muscheln, um die der ungeheuren Volksmenge nöthigen Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Die Begierde nach Gewinn geht hier so weit, daß ein sehr bedeutender Handel mit Menschenkoth getrieben wird und Niemand diesen Handel als schändlich oder unehrlich betrachtet. Man braucht diese Waare, um die Felder, welche des Jahres dreimal tragen müssen, zu düngen. Die Leute, welche sich mit dem Einkaufe des Kothes beschäftigen, wandern durch die Straßen und geben mit der Schelle ein Zeichen, woran jeder ihr Begehren sogleich erkennt. Diese verkaufen, was sie zusammengebracht haben, an Großhändler, welche den Vorrath in Schiffe laden und oft auf diese Weise Flotten von dreihundert Fahrzeugen zusammenbringen, womit sie in Gegenden segeln, die dieses Düngungsmittel am nöthigsten bedürfen und es am besten bezahlen. Ebenso landen auch überall viele mit getrockneten Pomeranzenschalen beladene Kähne, denn man bedient sich derselben, um damit das Hundefleisch zu kochen und um diesem dadurch den übeln Geruch zu benehmen. Bei den großen Plätzen bilden sich durch die mit allen möglichen Bedürfnissen beladenen Schiffe, welche sich von verschiedenen Seiten sammeln, besonders während der Märkte ganze Städte. Eine solche Stadt, die oft

aus mehr als dreihundert Fahrzeugen besteht, wird von der Behörde in regelmäßigen Straßen aufgestellt, in welchen kleinere Kähne die Verbindung erhalten. Während eines solchen Marktes, der vom Neumonde bis zum Vollmonde dauert, führt ein königlicher Beamter über die schwimmende Stadt, in welcher die strengste Ordnung herrschen muß und jedes Vergehen unnachsichtig bestraft wird, die Aufsicht. Eine solche Stadt zählt oft mehr als zweitausend regelmäßige Straßen, welche einen prachtvollen Anblick darbieten, da alle Schiffe mit bunten Teppichen behängt und ihre Maste mit Flaggen und Wimpeln geschmückt sind. An bestimmten Orten findet man Werkstätten für alle möglichen Handwerke, welche hier ebenso emsig betrieben werden, wie auf dem Lande. Beim Anbruche der Nacht wird auf dem Schiffe des Befehlshabers ein Zeichen mit der Glocke gegeben, welchem sogleich von den Wächtern, die allenthalben vertheilt sind, geantwortet wird. Auf dieses Zeichen werden alle Straßen durch Taue abgesperrt und durch Laternen, die man an den Masten aufzieht, erleuchtet, damit die Wache jeden, der sich in der Straße hin und her bewegt, beobachten und des andern Tages dem Befehlshaber Rechenschaft über sein Thun ablegen kann. In jeder Straße ist auch für eine Pagode mit den nöthigen Priestern gesorgt, welche die Almosen der Frommen in Empfang nehmen, die Opfer für die zahlreichen Götzen verrichten und die Ablaßbriefe verkaufen, ohne deren Besitz der Chinese nicht in das Himmelreich eingehen zu können vermeint. Es fehlen auch nicht große Vorräthe von geschnitzten Köpfen, Füßen, Händen und anderen Gliedern, welche man kauft und den Götzen opfert, wenn man von einem Uebel, womit eines dieser Glieder behaftet ist, befreit sein will. Ueberhaupt suchen die Priester und Mönche die an's Unbegreifliche streifende Leichtgläubigkeit des Volkes auszubeuten. So sieht man Käfige mit lebenden Vögeln und Wasserbehälter mit kleinen Fischen, denen man gegen eine bestimmte Gabe der Frommen die Freiheit schenkt, wobei das Volk jedesmal schreit: „Fliege davon und erzähle Gott, wie wir ihm hier dienen," oder: „Eile in die Tiefe und verkünde von da, was ich für dich aus Liebe zu Gott gethan habe." Bei dieser Frömmigkeit fehlt es indessen nicht an Schiffen mit Schauspielern und Possenreißern, welche für die Unterhaltung des Volkes sorgen und auch bei diesem Gewerbszweige ihre Rechnung finden.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung der Wasserstadt. — Kanäle, Straßen.

Wir sahen Barken mit Männern und Frauen, welche auf Verlangen und gegen bestimmte Bezahlung Musikstücke aufführen; in anderen Schiffen befinden sich Leute, welche Bücher verkaufen, Bittschriften und Briefe verfassen, Rath bei Streitigkeiten ertheilen, Heirathen schließen, Mägde und Knechte verdingen, Ammen zu jeder Zeit herbeischaffen, Särge und andere zum Begräbnisse nöthige Dinge, wie Frauen, welche für Geld weinen und wehklagen, besorgen, Arzneimittel gegen alle Krankheiten bereit haben, verlorene Dinge aufzusuchen, und aus anderen Verlegenheiten und Nöthen helfen. Ueberhaupt dürfte es kein Bedürfniß geben, das man in einer solchen Stadt nicht befriedigen könnte. — Die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des ungeheuren Reiches und die nöthige Vertheilung der Lebensmittel wird hauptsächlich durch die schiffbaren Kanäle, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden, befördert. Ueber alle diese Kanäle führen schöne steinerne Brücken, und oft bestehen diese aus einem einzigen ungeheuren Steine, so daß es unbegreiflich bleibt, wie man diese Massen aus den Steinbrüchen ziehen und an den Ort ihrer Bestimmung hat bringen können. Sowohl die Landstraßen, als auch die Straßen in den Städten und Flecken sind breite, mit Steinen gepflasterte Dämme, auf welchen sich in bestimmten Entfernungen Springbrunnen und Ruhebänke befinden; in einsamen Gegenden sind auch durch Vermächtnisse Häuser gegründet, in denen die armen Wanderer Unterkunft und Erquickung finden. Die Pflegerinnen in diesen Herbergen sind gewöhnlich Mädchen, die sich aus Frömmigkeit zu diesem Dienste verpflichtet haben, worin die Chinesen nichts Anstößiges finden. Andere Vermächtnisse sind vorhanden zur Unterhaltung dieser wohlthätigen Anstalten; Einrichtungen, welche diesen Bedürfnissen zweckmäßiger abhelfen, findet man wohl nirgends in der ganzen Welt; auch ist wohl in keinem Lande Europas ein solcher Ueberfluß an Lebensmitteln, unter welchen sich viele finden, die man in Portugal gar nicht kennt. Das größte Lob verdient aber in China die strenge Pflege der Gerechtigkeit, und die ganze Welt kann dieses Land um eine so große

Wohlthat beneiden. So oft ich jedoch an die unzähligen Wohlthaten denke, womit Gott diese Gegenden gesegnet hat, muß ich lebhaft bedauern, daß unter den Bewohnern derselben so viele und abscheuliche Sünden herrschen. Dahin gehören besonders ihre grenzenlose Abgötterei und das Laster der Sodomiten, welches sie sich nicht nur nicht scheuen öffentlich zu begehen, sondern das sie sogar nach dem Unterrichte ihrer Priester als eine verdienstliche Sache betrachten. Ich will daher von dieser Schändlichkeit nicht weiter sprechen.

Hundertstes Kapitel.

Ankunft zu Pekin.

Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise endlich am 9. October des Jahres 1541 zu Pekin an, wo wir sogleich zu Dreien an einander gefesselt in das Gefängniß Gofonjauserca gebracht wurden und Jeder von uns zum Willkomm dreißig Peitschenhiebe erhielt, wodurch einige ernstlich erkrankten. Nachdem der Führer, der uns nach Pekin gebracht, uns dem Vorsteher des obersten Gerichtshofes, an welchen unsere Berufung gegen das zu Nankin gefällte Urtheil gerichtet war, vorgestellt hatte, wies man uns unsere bestimmte Stelle in dem Kerker an, und die Untersuchung unserer Angelegenheit nahm sofort ihren Anfang. Auf die Frage, wer wir seien und woher wir kämen, antworteten wir immer, wie früher, wir seien arme Fremdlinge, die Schiffbruch gelitten und nichts als das nackte Leben gerettet hätten; man habe uns aber ohne alle Ursache festgenommen und zum Verluste unserer Daumen verurtheilt. In dieser Noth sei uns nichts Anderes übrig geblieben, als uns an eine wohlthätige Gesellschaft zu wenden, welche unsere Sache bei dem höchsten Gerichtshofe zu führen versprochen habe. Der Richter bemerkte, es sei nicht nöthig, Weiteres zu sagen, denn es genüge ihm zu wissen, daß wir arme Leute seien; unsere Rechtssache werde einen andern Weg gehen, als seither, er gebe uns also jetzt, wie es ihm seine Pflicht gebiete, eine Frist von fünf Tagen, während welcher wir Anwälte zur Führung unserer Sache

zu wählen hätten, wobei er uns aber den Rath ertheilte, uns wiederholt an die fromme Brüderschaft zu wenden und ihre Mitwirkung anzurufen. Darauf spendete er uns ein Almosen von etwa zwei Thalern und entfernte sich mit der Warnung, gegen die übrigen Gefangenen, die größtentheils listige Diebe seien, auf unserer Hut zu sein. Unmittelbar nachher ließ er etwa dreißig Gefangene, die verschiedener Verbrechen überführt waren, peitschen, bis sie den Geist aufgaben, worüber wir in große Angst geriethen, da wir unser Loos vor Augen sahen, wenn die Räubereien, die wir verübt hatten, bekannt werden sollten. Während des Tages wurden wir ebenfalls in schwere Fesseln gelegt, und wir waren deshalb sehr erfreut, als einige Mitglieder der barmherzigen Gesellschaft, an welche wir durch ihre Genossenschaft in Nankin empfohlen waren, erschienen, und überreichten ihnen das Schreiben mit den Worten: „Gesegnet sei der Tag, an welchem uns Gott durch die Hand seiner Diener heimsucht!" worauf einer der Armenpfleger mit ernstem und würdevollem Gesichte erwiderte: „Die mächtige und göttliche Hand dessen, der die Schönheit der Gestirne und der Nacht gestaltet hat, beschütze Euch ebenso wie die, welche ohne Unterlaß die Sünden des Volkes beweinen." Alle gaben uns beim Abschiede die Versicherung, daß sie bei der Eröffnung der Kammer der Gerechtigkeit unsere Sache sogleich vorbringen und unterdessen für unsern Unterhalt sorgen würden. Sie besuchten uns noch öfter, wobei sie jedesmal einige unsere Angelegenheit betreffende Fragen an uns richteten.

Hundertunderstes Kapitel.

Verlauf unserer Rechtssache.

Auf diese Weise wurde unsere Untersuchung mit vielen und unbegreiflichen Umständen geführt, und es vergingen bis zur Erledigung der Sache sechs und ein halber Monat, während welcher Zeit wir viele Unbequemlichkeiten erdulden mußten, so wenig streng man uns auch behandelte. Die Räthe des Strafgerichts waren wohl bereit, das gegen uns gesprochene Urtheil zu mildern oder

aufzuheben und stellten vorerst den Satz auf, daß gegen uns kein Todesurtheil gefällt werden könne, weil kein Beweis vorliege, daß wir mit Waffen in der Hand und auf Raub betroffen worden seien, daß man uns vielmehr nach dem Schiffbruche als nackte Bettler gefunden und gegen alle Gerechtigkeit und Menschlichkeit durch Schläge mißhandelt habe. Der Anwalt des Staates, welcher die Sicherheit des Reiches zu vertreten hatte, erbot sich, durch Augenzeugen zu beweisen, daß wir Seeräuber seien, sonst würden wir in einen zum Verkehre mit den Fremden bestimmten Hafen eingelaufen sein und uns nicht heimlich von einer Insel zur andern geschlichen haben, wodurch wir Schiffbruch gelitten hätten, was man als eine gerechte Strafe Gottes für unsere Uebelthaten betrachten müsse. Unsere Behandlung durch die Beamten, welche für das öffentliche Wohl zu sorgen hatten, sei deshalb nicht grausam, sondern zu milde gewesen, und wir seien nach den Gesetzen des Todes schuldig, worauf er auch antrage; und wenn man auch diese Strafe, weil wir Fremde und der Landesgesetze unkundig seien, mildern wolle, so sei es doch gerecht, daß man uns die Hände und Nasen abschneide und uns nach der abgelegenen Gegend Ponrileytai verbanne, welche für solche Verbrecher bestimmt sei. Unsere Wortführer behaupteten dagegen, diese Bestimmungen seien nur zulässig, wenn er unbestreitbare Beweise unserer Schuld beibringe, und daß er dies in einer Frist von längstens sechs Tagen zu thun habe. Als unser Ankläger nach dieser Zeit eine Verlängerung verlangte, wurde sie ihm, als mit den Armengesetzen nicht verträglich, verweigert. Da er sich bei seinen Beschuldigungen beleidigender Ausdrücke bedient hatte, so verurtheilte ihn der Chaem (Präsident) des Gerichts in eine Strafe von vierzig Thalern, die er uns als Almosen einzuhändigen habe; außerdem befahl er ihm die Einstellung seiner Amtsthätigkeit auf eine bestimmte Zeit. Die Armenpfleger erschienen bald darauf in unserem Gefängnisse und verkündigten uns, daß unsere Sache gut stehe, und wurde uns die Strafe, wozu der Staatsanwalt verurtheilt war, eingehändigt.

Hundertundzweites Kapitel.

Weitere Verhandlungen.

Als einst, nach einer Unterbrechung von zwölf Tagen, die Armenpfleger uns wieder besuchten, und wir sie inständigst baten, doch durch ihre Fürbitte unsern Rechtshandel zu beschleunigen, wurden sie sehr unwillig, und einer von ihnen sagte uns im strengsten Ernste: „Wäret ihr in diesem Lande geboren und nicht Fremdlinge, so würde euer Begehren genügen, unsere Genossenschaft zu veranlassen, ihre Hand von euch abzuziehen; eure Unwissenheit jedoch bewegt uns, euch eure ungebührlichen Reden zu verzeihen." Wir waren über diese Anrede nicht wenig überrascht, und baten unsere Wohlthäter flehentlich um Verzeihung. Auf unsere Frage, wodurch wir sie beleidigt hätten, bemerkte er uns, man dürfe sich durch Unbescheidenheit der Almosen nicht unwürdig machen, auch sei es sündhaft, den Gang der Gerechtigkeit zu stören, und man müsse auf die Gewissenhaftigkeit der Richter vertrauen. Von ihrer Seite aber sei alles Erlaubte geschehen, um die Erledigung der Sache armer Fremdlinge zu beschleunigen. „Wenn man," schloß er, „in eurer Heimath anders verfährt, so haben, o meine Brüder, die Bewohner derselben den Zorn des Himmels sehr zu fürchten; denn dort oben giebt es für die Gottheit keine Nacht, in welcher ihr das Bedürfniß nahe tritt, die Augen zu schließen, wie dies bei den Königen hier unten der Fall ist, die allen Unvollkommenheiten unterworfen sind, wie wir, weil sie Menschen sind, wie wir. Der beste Rath, den ich euch ertheilen kann, wie ihr euren Leiden schnell ein Ende zu machen im Stande seid, geht dahin, daß ihr euere Augen empor zum Himmel richtet, denn daher muß euch die Erlösung von euren Qualen und die Verzeihung eurer Sünden kommen. In diesem Bestreben wollen wir euch getreulich beistehen, so weit es unsere Kräfte erlauben." Nach dieser Rede reichten uns die Armenpfleger die gewöhnliche Unterstützung an Geld und gingen zu den übrigen armen Gefangenen, deren eine große Menge vorhanden war.

Hundertunddrittes Kapitel.

Verkündigung des über uns gefällten Urtheils.

Wir hatten schon lange auf den Urtheilsspruch des Gerichts vergeblich gewartet, als eines Morgens zwei Schumbims (Gerichtsdiener) in unserem Gefängnisse erschienen, um uns abzuholen und uns in das Caladigau (Gerichtshaus) zu führen. Sie hatten zu ihrer Unterstützung acht Upen (Schergen) bei sich, welche mit Scheeren bewaffnet und schrecklich anzusehen waren. Sie banden uns alle neun mit einer langen eisernen Kette zusammen, ohne uns zu sagen, wohin wir gebracht würden. Wir vergossen deshalb viele Thränen, baten Gott um Vergebung unserer Sünden und umarmten einander wiederholt, worüber die Chinesen nicht wenig erstaunt waren; auch verfolgte uns ein großer Haufen mit Hohn und Schimpfwörtern. Als wir das Gerichtshaus erreicht hatten, wurden wir von vierundzwanzig Henkern, welche man Diener des Armes der Gerechtigkeit nennt, in Empfang genommen, und mußten nun lange Zeit warten, bis sich bei dem Läuten einer Glocke die Thore öffneten, durch welche man in einen kunstvoll gebauten und reich ausgeschmückten Bogengang gelangte. Ganz oben sah man einen ungeheuern silbernen Löwen, dessen Vorder- und Hintertatzen auf einer großen Kugel von demselben Metalle ruhten. Dieser Löwe stellt das königliche Wappen vor und befindet sich an allen öffentlichen Gebäuden. Wir traten jetzt in einen sehr großen, dem Schiffe einer Kirche ähnlichen Saal mit zahlreichen Wandgemälden, welche die mannichfaltigsten Arten von grausamen Hinrichtungen, welche die Henker hier zu verrichten haben, vorstellten, und unter jedem standen die Worte: „Dieses Verbrechen wird auf diese Weise mit dem Tode bestraft.“ Bei diesem schauderhaften Anblicke sträubten sich uns vor Entsetzen die Haare, und wir waren froh, als wir in einen andern, ganz vergoldeten Saal geführt wurden, in dessen Mitte eine mit einem Baldachin von Damast bedeckte und mit einem eisernen Gitter umgebene Emporbühne errichtet war, in welchem der Chaem in prachtvollem Staatsgewande auf einem silbernen Sessel saß. Um ihn knieten drei mit goldenen Ketten geschmückte Knaben, von denen einer ihm die Feder zum Unterzeichnen reichte und die beiden anderen die Actenstücke, welche unter-

zeichnet werden sollten, in Empfang nahmen und auf einen vor dem Chaem stehenden Tisch legten. Zu beiden Seiten des Chaems sah man zwei gleiche Erhöhungen, auf welchen zwei reichgekleidete Knaben saßen, welche durch ihre Abzeichen die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit versinnlichen sollten. Auf den unteren Stufen der Emporbühne standen acht Gerichtsdiener mit silbernen Keulen, und auf dem Boden vor ihnen knieten zwei Reihen mit Hellebarden bewaffneter Wächter. Zu beiden Seiten der Tribüne saßen an zwei langen Tischen die Richter und Schreiber in weißen Gewändern. In dem Saale befanden sich eine Menge Leute, um ihre Bittschriften einzureichen; die Männer mußten stehen, die Frauen aber saßen auf Bänken. Das Ganze machte einen sehr großartigen und ehrfurchterweckenden Eindruck. Bei dem vierten Schlage einer Glocke erhob sich einer der Richter und sprach mit einer tiefen Verbeugung vor dem Chaem: „Schweiget und höret mit unterthäniger Aufmerksamkeit, damit ihr nicht in die auf jede Unterbrechung gesetzte Strafe verfallt." Ein anderer Richter bestieg dann die Tribüne, auf welcher der Chaem saß, um die Urtheile zu verkünden. Als das unsrige an die Reihe kam, mußten wir uns auf die Kniee werfen, das Gesicht dem Boden nähern und wie Betende die Hände emporstrecken. Der Richter sprach mit langen Umschweifen ungefähr Folgendes: „Nachdem mir die Berufung der neun Fremdlinge, welche des Raubes und Mordes angeklagt und zu Peitschenhieben und zum Verluste der Daumen verurtheilt wurden, dem obersten Gericht vorgelegt worden ist, und die Armenpfleger sich für die Angeklagten verwendet haben, habe ich den Antrag des Staatsanwalts, sie zur gebührenden Strafe zu verurtheilen, zurückgewiesen, weil keine genügenden Beweise beigebracht worden sind, verordne nach der Vorschrift des Gesetzes, daß die Angeklagten der Vollziehung der Strafe, welche auf den ihnen zur Last gelegten Verbrechen steht, überhoben sind, und verurtheile sie nur zu einem Jahre Verbannung, während welcher sie an den Bauten von Quansy zu arbeiten haben. Nach dieser Zeit sollen sie mit Pässen versehen werden, und es soll ihnen frei stehen, in ihre Heimath zurückzukehren." Nach der Verkündigung dieses Urtheilsspruches erhob sich einer der Gerichtsbeamten und rief mit lauter Stimme: „Ist Jemand in diesem Saale, dieser Stadt oder diesem Reiche vorhanden, welcher beabsichtigt, sich diesem Urtheile und der Freilassung dieser Gefangenen zu widersetzen?" Als auf diesen Ruf,

welcher fünfmal wiederholt wurde, keine Antwort erfolgte, vereinigten die beiden erwähnten Knaben ihre Abzeichen und sprachen: „Die Fremdlinge sind von der gegen sie vorgebrachten Anschuldigung durch ein gerechtes Urtheil freigesprochen.“ Unmittelbar darauf nahmen die Gerichtsdiener uns unsere Fesseln ab und brachten uns in das Gefängniß zurück, aus welchem wir nach unserem Verbannungsorte gebracht werden sollten. Der Gefängnißwärter versprach uns jedoch, uns am folgenden Morgen in den Straßen der Stadt herumwandern zu lassen, um Almosen einzusammeln.

Hundertundviertes Kapitel.

Wir werden von den Armenpflegern einem wohlthätigen Manne empfohlen.

Am folgenden Morgen besuchten uns die Armenpfleger im Gefängniß und wünschten uns Glück zu dem glücklichen Ausgange unseres Rechtshandels; auch überbrachten sie uns die erfreuliche Nachricht, daß der König uns, weil wir arm seien, um Gottes willen drei Monate von unserer Strafzeit nachgelassen habe. Außerdem versprachen sie, uns dem gerade in Pekin anwesenden Vorsteher der Kaufleute von Quansy, einem sehr wohlthätigen Manne, zu empfehlen und führten uns auch alsbald in die Wohnung desselben, wo die Armenpfleger von dem Herrn des Hauses und seiner Gemahlin in dem Vorhofe mit vielen Höflichkeitsbezeigungen und Förmlichkeiten empfangen wurden. Diese antworteten, wie es in diesem Lande Sitte ist, mit eben so großer Förmlichkeit: „Gott, unser höchster Herr, die unendliche Quelle der Barmherzigkeit, wolle schon in diesem Leben die Almosen, welche Du um Gottes willen den Armen spendest, durch Glücksgüter vergelten, denn glaube mir, mein Bruder, der stärkste Stab, auf den sich die Seele, wenn sie straucheln will, stützt, um nicht zu fallen, ist die Liebe, die wir für unsern Nächsten hegen, welche verhindert, daß der eitle Ruhm nicht den guten Eifer, wozu uns das heilige Gesetz verpflichtet, verdunkelt, und damit Du verdienst, den Anblick des Höchsten zu genießen und Dich der himmlischen Süßigkeit seines Odems zu

erfreuen, so bringen wir Dir hier diese neun Portugiesen, welche so arm sind, daß Niemand in dem ganzen Reiche so elend ist, wie sie, weshalb wir Dich bitten, sich ihrer in der Stadt, wohin Du jetzt gehst, anzunehmen und ihnen zu gewähren, was dem höchsten Herrn, in dessen Namen wir Dich bitten, angenehm ist." Darauf zogen sich die Armenpfleger mit dem Hausherrn in ein Gemach zurück, um unsere Angelegenheiten weiter zu besprechen; nach dieser Verhandlung eröffnete man uns, daß wir in dem Hause des Wohlthäters, dem wir empfohlen waren, Unterkunft und alles Nöthige finden würden bis zu unserer Abreise, die in zwei Monaten erfolgen sollte; und in der That erfreuten wir uns sowohl während dieser Zeit als während unseres späteren Aufenthaltes in Quansy der freundlichsten Behandlung und litten an nichts Mangel.

Hundertundfünftes Kapitel.

Beschreibung der Stadt Pekin. Umfang und Eintheilung. Gasthäuser.

Bevor ich aber unsere weiteren Schicksale erzähle, halte ich es für nöthig, eine kurze Schilderung der Stadt Pekin, welche mit Recht der Mittelpunkt der Welt genannt wird, ihrer Reichthümer, ihrer Verwaltung und ihrer Merkwürdigkeiten zu entwerfen, so gut ich es bei dem Mangel an ausreichenden Kenntnissen vermag. Pekin liegt unter dem einundvierzigsten Grade nördlicher Breite und hat innerhalb ihrer Ringmauern einen Umfang von dreißig Meilen; ihre Länge beträgt zehn und ihre Breite fünf Meilen. Außer den beiden starken durch Thürme und Wälle vertheidigten Mauern, welche die Stadt umgeben, zieht sich um dieselbe noch eine weit ausgedehntere, und der von ihr eingeschlossene Raum soll früher ebenfalls bewohnt worden sein, jetzt findet man aber hier nur noch einzelne, von einander getrennte Flecken und Dörfer und eine Menge schöner Schlösser und Gebäude. Unter diesen befinden sich besonders die sechzehnhundert prachtvollen Paläste der sechzehnhundert Statthalter der sechzehnhundert Provinzen des chinesi-

schen Reiches, welche sich alle drei Jahre in Pekin versammeln müssen. Außerhalb dieser größeren Umfangsmauer liegen noch vierundzwanzigtausend Gräber von Mandarinen, welche mit geschmackvollen Säulenhallen und eisernen oder ehernen Gittern eingefaßt und von Gärten, Gebüschen, Teichen, Wasserleitungen und Springbrunnen umgeben sind. Die Gebäude sind an den unteren Geschossen mit einer Decke von Porzellan belegt und mit sehr hohen vergoldeten und bemalten Glockenthürmen geschmückt. In der Stadt liegen fünfhundert sehr große Paläste vertheilt, welche man Häuser der Söhne der Sonne nennt, und in welchen Alle, welche im Kriegsdienste für den König verwundet oder alt und untauglich geworden sind, wohnen, und denen jeden Monat eine bestimmte Löhnung zu ihrem Unterhalte von dem Staate bezahlt wird, und solcher Leute sollen stets hunderttausend vorhanden sein. In einer besondern Straße wohnen in niedrigen Häusern vierundzwanzigtausend Schiffer und Ruderknechte des Königs, in einer andern etwa eine Meile langen Straße halten sich vierzehntausend Wirthe auf, welche den Hof zu besorgen haben und ihm folgen müssen. Eine andere eben so lange Straße ist für Lustdirnen bestimmt, größtentheils Weiber, welche ihre Männer verlassen haben, um dieses Geschäft zu betreiben. Diesen Stadttheil, welcher von Bächen und Teichen durchschnitten ist, haben auch die Wäscherinnen, deren es über hunderttausend geben soll, zu ihren Aufenthalt gewählt, und in diesem Viertel, das zur größeren Sicherheit mit einer besondern Mauer umgeben ist, wohnt auch in dreizehnhundert prachtvollen Gebäuden die männliche und weibliche Geistlichkeit der vier hauptsächlichen chinesischen Religionssecten, und in mehreren dieser Häuser sollen außer den Dienerschaften über tausend solcher geistlichen Personen leben. In einem andern Stadtviertel unterhält eine Gesellschaft reicher Kaufleute prachtvoll eingerichtete Gebäude, in welchen Gastmähler und Festlichkeiten gegen bestimmte Bezahlung besorgt werden. Der Wirth hat sich bei seinen Leistungen nach einem von der Regierung ausgefertigten Buche zu richten, in welchem festgesetzt ist, was er für einen bestimmten Preis zu liefern hat, und er muß nicht nur für Speisen und Getränke, sondern auch für die nöthigen Geschirre, so wie für jede Bequemlichkeit und alle bei den Chinesen unentbehrlichen Vergnügungen, für Schauspieler, Gaukler, Musikanten und Freuden-

mädchen und sogar für Vorbereitungen und Geräthschaften zur Jagd und Fischerei sorgen.

Hundertundsechstes Kapitel.

Fortsetzung. Unterrichtsanstalten.

In dem Raume, welcher zwischen der zweiten und dritten Mauer liegt, sahen wir zweiunddreißig sehr große, nicht weit von einander entfernte Gebäude, worin sich die Universitäten oder Unterrichtsanstalten der zweiunddreißig Provinzen des Reiches befinden, und jede dieser Lehranstalten soll mehr als zehntausend Schüler zählen. In dem größten und schönsten dieser Gebäude, welches etwa eine Meile im Umfange hat, erhalten die jungen Leute, welche sich der Theologie oder der Rechtswissenschaft widmen, nach abgelegter Prüfung die Doctorwürde. Der Vorsteher oder Rector dieser sämmtlichen Universitäten, dem alle Lehrer gehorchen müssen, und welcher den Titel Xileyritapou, das heißt Herr aller Edlen, führt, hat den Rang eines Tuton oder Hofrathes und ein sehr großes und glänzendes Gefolge. Ihm steht eine Leibwache von dreihundert Kriegern zur Verfügung, und vierundzwanzig Gerichtsdiener tragen silberne Keulen vor ihm her; sechsunddreißig Frauen in seidenen Gewändern und silbernen Harnischen, welche verschiedene Instrumente spielen, begleiten ihn auf weißen Zeltern, und an der Spitze des Zuges, der aus mehr als tausend Menschen besteht, schreiten vierhundert Schergen, welche lange eiserne Ketten nach sich ziehen und damit einen betäubenden Lärm erregen. Hinter ihnen reiten zwölf Männer mit rothen Sonnenschirmen und zwölf andere mit weißen Bannern, die mit goldenen Fransen und breiten Spitzen eingefaßt sind. Ihnen folgt der Rector auf einem Triumphwagen, welchem sich sechzig Räthe und andere Gerichtsbeamte mit goldenen Schwertern auf den Schultern anschließen. Dem Zuge voran gehen viele Diener, welche durch lautes Geschrei die Bewohner ermahnen, sich in ihre Wohnungen zurückzuziehen, damit der Rector auf seinem Wege nicht gestört wird. Zu seinen beiden Seiten reiten zwei reich gekleidete Knaben, welche die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vorstellen und von Altersgenossen mit sil=

dernen Keulen begleitet werden. Man kann diesen Aufzug nicht ohne Bewunderung und Furcht sehen. Die Titel der einzelnen Personen und die Bedeutung ihrer Abzeichen kann man erfahren aus einem Buche, welches Aquesendo heißt und worin alle Merkwürdigkeiten der Hauptstadt beschrieben sind. Aus diesem Buche erfährt man auch, daß die Stadtmauer eine Höhe von fünfzig Ellen und eine Dicke von vierundzwanzig Ellen hat und in ihrer Mitte mit gestampfter Erde ausgefüllt ist, so daß man auf ihr reiten und fahren kann. Durch die Mauern führen dreihundertundsechzig Thore, welche des Nachts verschlossen und mit einer starken Wache besetzt sind. In der Stadt zählt man hundertundzwanzig öffentliche Plätze, dreitausendachthundert Pagoden, welche zum Theil Meisterwerke der Baukunst sind, zwölfhundert Kanäle und achtzehnhundert Brücken.

Hundertundsiebentes Kapitel.

Pagoden, Märkte, Schlächtereien und Fleischspeisen.

In der Stadt Pekin, mit welcher sich keine andere Stadt der Welt an Größe und Pracht vergleichen kann, zählt man wie gesagt und wie mir von Chinesen versichert wurde, dreitausendachthundert Pagoden oder Tempel, worin man ohne Unterlaß eine große Menge wilder Thiere opfert, weil diese nach der Behauptung der Priester der Gottheit angenehmer seien, als die zahmen. Viele dieser Pagoden zeigen eine seltene Pracht, besonders die der Menigrepos, Conquiays und Talagrepos, wie man die Priester der vier Secten Xaca, Amida, Gizom und Canom, welche die übrigen zweiunddreißig an Alter und Ansehen übertreffen, nennt. Auf jedem der öffentlichen Plätze wird jeden Monat ein Markt gehalten, so daß, wenn man alle Märkte zusammenzählt, auf jeden Tag vier fallen. Wir sahen, während wir schon frei in Pekin umhergingen, zehn bis zwölf solcher Märkte mit einer großen Menge von Leuten zu Fuß und zu Pferde, welche in Körben, die an ihrem Halse hingen, die mannigfaltigsten Gegenstände feil boten; die reicheren Kaufleute haben ihre Waaren in Buden aufgeschichtet. Man findet

hier eine Menge golddurchwirkter, seidener, baumwollener und leinener Stoffe, Pelze von Hermelinen und Mardern, Moschus, Aloe, Gefäße von Gold, Silber und feinem Porzellan, einen reichen Vorrath von Edelsteinen und Perlen, Gewürzen, Metallen und Lebensmitteln aller Art. Die Chinesen versicherten uns, daß man in der Stadt wenigstens hundertundsechzig große Schlächtereien antreffen könne und bei jeder derselben hundert mit allen Arten von Vieh vollgepfropfte Ställe, denn dieses Volk ißt alles Fleisch ohne Unterschied, mag es von Kälbern, Hammeln, Böcken, Schweinen, Pferden, Büffeln, Rhinocerossen, Tigern, Löwen, Hunden, Eseln, Kamelen oder Schlangen sein. Das Fleisch wird nach dem Gewichte und nach der diesem entsprechenden Taxe vorgewogen; um aber jedem Betruge zuvorzukommen, ist an dem Thore jeder Straße eine öffentliche Wage, welche das eingekaufte Fleisch noch einmal wiegt. Außer diesen vom Staate eingerichteten Schlächtereien findet man in allen Straßen noch viele Läden mit feineren Fleischspeisen sowohl in frischen, als in gesalzenem und geräuchertem Zustande und von vorzüglicher Güte, so daß man die Lust nach Schinken, Würsten und Geflügel zu jeder Zeit leicht befriedigen kann, woraus hervorgeht, daß Gott das Land dieser blinden Heiden mit allen Gütern der Erde reichlich gesegnet hat.

Hundertundachtes Kapitel.

Fortsetzung. Das Gefängniß Xinanguibalen.

Es wäre unmöglich von allen großartigen und prächtigen Gebäuden der Stadt zu sprechen, ich muß mich deshalb auf die merkwürdigsten beschränken. Ich will vor Allem das große Gefängniß, welches ich zuerst zu Gesicht bekam und welches Xinanguibalen oder Kerker der Verbannten heißt, nennen. Es hat zwei Meilen im Umfange und ist mit einer starken Mauer umgeben, um welche sich ein tiefer, mit Wasser angefüllter Graben hinzieht; über denselben führen mehrere Brücken, welche des Nachts aufgezogen werden. In zwei an die Mauer stoßenden hohen Wachthürmen sind sechs große Glocken aufgehängt, und wenn diese an-

geschlagen werden, was nur in seltenen Fällen geschieht, antworten sogleich alle Glocken des ganzen Gefängnisses, in welchem sich gewöhnlich dreimalhunderttausend Leute befinden, welche zu einer Strafzeit von siebenzehn bis fünfzig Jahren verurtheilt sind. Als wir darüber unser Erstaunen kund gaben, bemerkte man uns, daß diese große Menge Gefangener zum Bau und zur Unterhaltung der großen Mauer zwischen dem chinesischen Reiche und der Tartarei aus allen Provinzen zu Pekin zusammengebracht worden sei, um sie stets zur Verfügung zu haben. Der Verbrecher darf, sobald er in das Gefängniß abgeliefert ist, in demselben frei umhergehen und muß nur ein kleines Brettchen am Halse tragen, worauf sein Name, sein Geburtsort, sein Vergehen und seine Strafzeit bemerkt sind. Sobald ein Gefangener zur Arbeit an der Mauer verwendet wird, ist er von jeder weiteren Strafe frei und darf, wenn er während der vorgeschriebenen Zeit Dienste geleistet hat, nicht mehr in den Kerker zurückgebracht werden. Man hält in diesem Gefängnisse jährlich zweimal, nämlich im Januar und Juli, Märkte, während welcher große Feierlichkeiten zu Ehren der Götzen stattfinden. Da man auf diesen Märkten keine Abgaben für den Verkauf der Waaren zu bezahlen hat, so beläuft sich die Zahl der hier zusammenströmenden Leute nicht selten auf drei Millionen. Um aber bei diesem Gedränge das Entwischen von Sträflingen zu verhindern, wird jedem Eintretenden ein Stempel mit einer schwer auszulöschenden Oelfarbe aufgedrückt, und Niemand darf aus den Thoren sich entfernen, der nicht mit einem solchen versehen ist. Da sich in dem Gefängnisse nur Männer befinden, so bleiben die Frauen ungestempelt. Innerhalb des Gefängnißraumes befinden sich sehr schöne, mit Gärten, Höfen und Teichen umgebene Gebäude, in welchen der Befehlshaber und die ihm untergebenen Aufseher wohnen, und in welchen recht wohl ohne Bedenken ein Fürst seinen Aufenthalt wählen könnte. Auch sieht man innerhalb dieses Gefängnisses dichte Gehölze und viele Bäche und Teiche, worin die Gefangenen ihre Wäsche reinigen können. Ueberhaupt ist der Aufenthalt in diesem Kerker sehr erträglich, und der Gefangene, dem es nicht an Geld fehlt, kann sogar darin recht vergnügt leben.

Hundertundneuntes Kapitel.

Fortsetzung. Der Schatz der Todten.

Einen fast eben so großen Raum nimmt der Ort ein, welchen man Muxiparan oder Schatz der Todten nennt; er ist ebenfalls mit starken Mauern und tiefen Gräben umgeben und mit bunten Glockenthürmen bedeckt. Die Mauern haben keine Zinnen, sondern statt derselben stehen auf ihr unzählige Götzen von Kupfer und Eisen in der Gestalt von Menschen und Thieren jeder Art. Als wir die Brücke, welche in das Thor führt, überschritten hatten, traten wir in einen großen mit starken Gittern umschlossenen Hof, welcher mit großen schwarzen und weißen Steinen gepflastert war, die so hell glänzten, daß man sich darin wie in einem Spiegel besehen konnte. In der Mitte des Hofes stand eine fünfundzwanzig Fuß hohe Säule von Jaspis und auf dieser ein silberner Götze in der Gestalt einer Frau, welche mit ihren Händen eine Schlange erwürgt; nicht weit von ihr sah man vor einem zwischen zwei Thürmen durchführenden Thore zwei Götzen mit häßlichen Gesichtern und Keulen in den Händen, welche das weitere Vordringen verhindern zu wollen scheinen; die Chinesen nennen sie Xixipitau Xalican (Bläser des Rauchhauses). Außerdem liegt an diesem Thore eine Wache von zwölf mit Hellebarden bewaffneten Soldaten, und an einem Tische sitzen zwei Schreiber, welche von jedem Eintretenden eine Abgabe von vier Pfennigen erheben. Als wir dieses Thor im Rücken hatten, kamen wir in eine sehr breite Straße mit Bogengängen auf beiden Seiten, in welchen eine Menge Glöckchen hingen, die stets von dem Winde in Bewegung gehalten wurden und ein solches Getöse verursachten, daß keiner ein Wort des andern verstehen konnte. Hinter diesen Bogengängen zogen sich zwei Reihen von Häusern hin, welche Kirchen glichen, die bis an die Decke mit Todtenköpfen angefüllt waren. Solcher Kirchen sollen, wie uns die Chinesen versicherten, dreitausend vorhanden sein. Hinter diesen Kirchen erhoben sich zwei, etwa eine halbe Meile lange Berge von Gebeinen, welche sehr kunstvoll aufgeschichtet waren. Alle, welchen diese Gebeine einst gehörten, haben Stiftungen zum Heile ihrer Seelen hinterlassen und jedes dieser

Häuser hat ein jährliches Einkommen von viertausend Thalern, so daß die Gesammteinnahme des Todtenschatzes jährlich fünf Millionen Goldgulden beträgt, von welchen vier Theile dem Könige und ein Theil den Priestern, welche die Aufsicht über diesen Ort führen und für seine Unterhaltung zu sorgen haben, zufällt. Der König verwendet diese Einnahme zur Verpflegung der Bewohner des Gefängnisses Xinanguibaleu. In der Mitte dieser Straße, wo sie sich mit einer andern kreuzte, sahen wir einen mit einem Broncegitter eingeschlossenen Raum, in welchem in vielen Windungen eine ungeheure Schlange von demselben Metalle lag, welche etwa dreißig Klafter im Umfange hatte und, obschon sie hohl war, wenigstens tausend Centner wog. Sie war trotz ihrer unbeschreiblichen Häßlichkeit doch sehr kunstvoll gearbeitet und wird von den Chinesen die gefräßige Schlange des Rauchhauses genannt. Auf dem Kopfe hatte sie eine dicke eiserne Kugel, welche aus der Ferne auf sie geschleudert schien. Etwa zwanzig Schritte davon stand ein ebenfalls aus Bronce geformter Riese mit grimmigem Gesichte, welcher eine gleich große Kugel hielt und sie ebenfalls nach der Schlange schleudern zu wollen schien. Um diesen Riesen knieten viele kleine vergoldete Götzen mit erhobenen Händen, als ob sie im Begriffe seien, ihn anzubeten. Nach der Religionslehre der Chinesen wird diese Schlange durch den Riesen mit fünf Kugeln, von denen er in dreitausend Jahren jedesmal eine wirft, getödtet. Nach ihrem Tode werden alle hier befindlichen Knochen wieder mit ihrer früheren Seele vereinigt, um dann in dem Hause des Mondes ein ewiges Leben zu führen, weshalb jeder Chinese eifrig besorgt ist, seine Gebeine zur Aufbewahrung an diesen Ort bringen zu lassen und eine Stiftung zum Heile seiner Seele zu machen. Ist dies wegen der allzu großen Entfernung nicht möglich, so sucht man wenigstens, daß ein oder zwei Zähne in dem Todtenschatze aufbewahrt werden, was bei einer genügenden Stiftung denselben Erfolg haben soll.

Hundertundzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Das Haus des Regengottes.

Wir sahen auch außerhalb der Stadt auf einer großen Fläche ein sehr prachtvolles Gebäude, welches der Göttin Paçapirau (Königin des Himmels) geweiht ist, welche man mit eben so großer Andacht verehrt, wie bei uns die Jungfrau Maria. Sie ist nach dem Götzendienste der Chinesen die Gemahlin des Herrn des Himmels. Beider Kinder sind die Sterne, welche des Nachts am Himmel glänzen; und löst sich eine Ansammlung von Dünsten in der Luft auf, so ist, wie sie fest glauben, eins dieser Kinder gestorben, und der herabfallende Regen sind die Thränen, welche die trauernden Geschwister vergießen. Das Gebäude enthält mehrere Klöster worin sechsundfünfzigtausend Mönche und Nonnen wohnen, außer den zahllosen dienenden Brüdern und Schwestern. Die Priester, denen Haupthaar, Bart und Augenbrauen abgeschoren sind, tragen ein veilchenblaues, mit Sternen besetztes Gewand und am Halse eine Art Rosenkranz, verlangen aber keine Almosen, weil sie reichlich mit den zu ihrem Unterhalte nöthigen Mitteln versehen sind. In diesem Gebäude nahm der König der Tartaren seine Wohnung, als er im Jahre 1544 Pekin belagerte und über dreitausend der angesehensten Bewohner enthaupten ließ. Im Innern dieses Klosters befindet sich ein durch eine starke Mauer abgeschlossener Raum, um welchen sich ein mit einem eisernen Gitter eingefaßter Bogengang hinzieht, worin Tausende von Glöckchen hängen, die vom Winde bewegt werden und einen betäubenden Lärm verursachen. In diesem Hofe sieht man ein Thor, welches von zwei abscheulichen Gestalten bewacht wird, welche die beiden Pförtner der Hölle, Bacharon und Quigifau, vorstellen sollen und mit eisernen Keulen bewaffnet sind. Wir gingen unter vier Ketten, welche die Bäuche dieser schrecklich anzusehenden Ungethüme verbindet, durch das Thor und kamen in eine lange und breite Straße mit gemalten Bogengängen, auf denen mehr als fünftausend vergoldete Götzenbilder standen. Die Straße mündet in ein mit schwarzen und weißen Platten belegtes Viereck, um welches vier Reihen aus Kupfer gegossene riesige Gestalten mit Hellebarden in der Hand und mit vergoldetem Haupthaare und

Bärten aufgestellt waren, die einen großartigen Eindruck auf den Beschauer machten. Am Ende dieses Vierecks zeigte sich Quiay Huyan, der Gott des Regens, auf einem Gerüste stehend und an einen Thurm gelehnt, dessen Zinnen sein Haupt beinahe gleich kam. An sechsundzwanzig Stellen des Kopfes und Brust ergossen sich starke Wasserstrahlen, welche durch verborgene Röhren aus dem Thurme in das Götzenbild flossen. Zwischen seinen ein Thor bildenden Füßen gelangten wir in einen großen, einer Kirche ähnlichen Saal mit drei auf dicken Jaspissäulen ruhenden Gewölben, in welchen ebenfals längst den Wänden eine Menge vergoldeter Götzen aufgestellt waren. Im Hintergrunde dieses Tempels, auf einer Erhöhung, zu welcher man auf fünfzehn Stufen emporstieg, prangte Pacapirau, die Göttin des Himmels, in Gestalt einer schönen Frau mit herabhängendem Haare und emporgehobenen Händen. Das Bild war so reich und kunstvoll vergoldet, daß von den Strahlen, welche es warf, die Augen geblendet wurden. Auf den oberen Stufen dieser Erhöhung sah man die Bildnisse zwölf chinesischer Könige von gediegenem Silber; die übrigen Stufen nahm eine Menge auf den Knieen liegender Bilder ein, welche alle vergoldet und mit brennenden Lampen umgeben waren. Aus diesem Tempel kamen wir endlich durch mehrere schöne Straßen an das Ausgangsthor dieses dem Regengotte geweihten Raumes, welches von dreißig Soldaten bewacht war und wo wir einen Zoll von etwa vier Groschen bezahlen mußten.

Hundertundelftes Kapitel.

Fortsetzung. Die Gräber der chinesischen Könige.

Da es zu weit führen würde, alle merkwürdigen Anstalten und Gebäude der Stadt aufzuzählen, so will ich jetzt nur noch von den Königsgräbern sprechen, welche auf einer Insel des Flusses Batampina liegen. Die Insel, welche etwa eine Meile im Umfange hat, ist mit einer Mauer aus Quadersteinen umgeben, die mit silbernen, auf dicken Kugeln liegenden Löwen, dem Wappen des chinesischen Reiches, verziert ist. Innerhalb dieser Einfassung sieht

man hundertunddreizehn in gleichen Zwischenräumen vertheilte runde Capellen und in jeder derselben ein Grabmal von Alabaster, welches auf den Köpfen zweier umeinander geschlungener Schlangen ruht. Die Schlangen haben Frauengesichter und drei Hörner auf dem Kopfe, über welche sonderbare Gestaltung wir keine Auskunft erhielten. In jeder Capelle stehen dreizehn Leuchter und an jedem derselben brennen fortwährend viele Lampen mit sieben Dochten. In der Mitte eines großen mit Stufen und Götzenbildern umgebenen Platzes steht ein hoher Glockenthurm, worin nach der Aussage der Chinesen die Gebeine dieser hundertunddreizehn Könige aufbewahrt werden. Nach der Meinung dieses Volkes geben sich diese Gebeine, denen man große Verehrung zollt, bei jedem Neumonde große Gelage, weshalb man ihnen an diesem Tage eine große Schüssel mit Geflügel jeder Art, Kuhfleisch, Schweinefleisch, Reis, Zucker und Honig opfert, wofür die Priester, welchen diese Gaben zufallen, den Spendern die Verzeihung aller ihrer Sünden versprechen. Die Gebeine der hundertunddreizehn Könige werden in eben so vielen silbernen Standbildern aufbewahrt. Nach der Versicherung der Priester verkehren diese Standbilder während der Nacht miteinander und unterhalten sich durch verschiedene Spiele, welche aber nur gewissen frommen Mönchen, Cabizunden genannt, bemerkbar sind. An den Tagen, an welchen sich die Könige einander Besuche abstatten, woran, wie an andere ähnliche Albernheiten, dieses Volk fest glaubt, werden in dem Thurme alle Glocken, etwa vierhundert an der Zahl, geläutet. In der Nähe dieses Glockenthurmes befindet sich auch der auf siebenunddreißig Säulen ruhende prachtvolle Tempel der Göttin Amida. Ihr aus gediegenem Silber gearbeitetes Standbild mit goldenen Haarlocken steht auf einer durchaus vergoldeten Emporbühne, zu welcher vierzig mit Goldplatten belegte Stufen hinaufführen. Die Göttin hat ein sehr schönes Gesicht und hebt die beiden Hände zum Himmel empor; an ihren Achseln hingen viele in einen Faden eingefaßte Götzen, welche nicht größer als die Hälfte eines Fingers waren, an ihren Schamtheilen sah man zwei große mit Gold und Perlen eingefaßte Muschelschalen. Durch diese Göttin des Mondes wurde, nach dem Berichte der Chinesen, die Erde wieder bevölkert, nachdem sie durch die Sündfluth öde und leer geworden war, und zwar durch eine Menge von Kindern, (dreiunddreißigtausendreihundertunddreiunddreißig), die sie aus den Achselhöhlen

schwitzte. Durch die Anstrengung dieser Niederkunft, bei welcher sie die Knaben aus der rechten und die Mädchen aus der linken Achselhöhle hervorbrachte, wurde die Göttin sehr schwach, und der Mond bekam die Flecken, welche man noch an ihm bemerkt. Der Eintritt in ein anderes von Klosterfrauen bewohntes Gebäude, worin Nhay Camisama, die Mutter des jetzt regierenden Königs, ihren Sitz hatte, ward uns als Fremden nicht erlaubt. Von diesem Orte gelangten wir durch eine breite aus Bogengängen bestehende Straße an einem Damm, Hichario Topileu genannt, wo die Frommen aus dem ganzen Reiche, welche hierher pilgern, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, zu landen pflegen. Diese Pilger müssen während ihrer ganzen Reise auf Kosten der Regierung erhalten werden.

Hundertundzwölftes Kapitel.

Fortsetzung. Sorge für die Findelkinder, die Armen und Verkrüppelten.

In einigen abgesonderten Straßen der Hauptstadt Pekin, in welcher der König von China nach einem bei seiner Thronbesteigung geleisteten Eide die meiste Zeit seiner Regierung zubringen muß, findet man mehrere Gebäude, Laginampurs oder Schulen der Armen genannt, worin auf Kosten der Stadt die Findelkinder, deren Väter man nicht aufspüren kann, Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten und ein Handwerk erlernen, um damit ihren Lebensunterhalt verdienen zu können. Solcher Erziehungshäuser giebt es in der Stadt wenigstens fünfhundert, ohne die Wohnungen der armen Ammen, die zur Ernährung der Findelkinder bestimmt sind, mitzurechnen. Die Nachforschungen nach den Vätern werden übrigens von den Behörden mit der größten Emsigkeit angestellt, und entdeckt man einen solchen, der im Stande ist, sein Kind zu ernähren, so trifft ihn schwere Strafe. Hat eins dieser Kinder einen natürlichen Fehler, der es hindert, ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben, so sucht man es auf eine andere Art zur Fristung seines Lebens zu beschäftigen. So braucht

man die Blinden, um die Mühlen in Bewegung zu setzen. Kein Handwerker darf sich zur Betreibung seines Geschäfts in Pekin niederlassen, ohne daß er sich die Erlaubniß der Behörde verschafft und sich verbindlich gemacht hat, zwei solcher mit einem Fehler behafteten oder krüppelhaften Findelkinder bei seinem Geschäfte, wenn dieses eine solche Verwendung zuläßt, unterzubringen. Auch giebt man ihnen jährlich noch einiges Geld, damit sie bei ihrem Tode noch eine kleine Stiftung zum Heile ihrer Seele machen können. Die Krüppelhaften, welche sich ihres Augenlichtes erfreuen, gebraucht man auch zu Lastträgern oder zu anderen Arbeiten, die sie zu verrichten vermögen. Sind sie zu jeder körperlichen Anstrengung unfähig, so läßt man sie in Klöstern, die zu diesem Zwecke bestimmt sind, für die Verstorbenen beten. Alte Weiber, welche nicht mehr zu arbeiten vermögen, werden von den Abgaben der Freudenmädchen, und die Waisen von den Strafgeldern der Richter, Anwälte und Staatsbeamten erhalten.

Hundertunddreizehntes Kapitel.

Vorrathshäuser in China für die Zeit der Noth.

Bemerkenswerth und sehr zu rühmen ist die große Sorgfalt, welche man anwendet, um überall in dem ganzen chinesischen Reiche reichlich gefüllte Vorrathshäuser zur Verfügung zu haben, damit die Armen bei eintretenden Mißernten nicht zu leiden haben. Es sollen hundertundvierzehntausend solcher Vorrathshäuser in China vorhanden sein, und um sie nicht allmälig leer werden zu lassen, hat man zu eben so einfachen als vernünftigen Vorsichtsmaßregeln gegriffen. Man vertheilt nämlich zur Zeit der Aussaat das vorhandene Getreide den Ackerbauern unter der Bedingung, daß sie bei der nächsten Ernte das dargeliehene Maß nebst einer bestimmten Vergütung von demselben Erzeugniß als Zinsen für das Darlehen zurückgeben. Durch diese Zinsen wird es möglich, bei einem unfruchtbaren Jahre den dürftigen Landleuten das Darlehen sammt den Zinsen zu schenken. Was die Staatseinkünfte des Reiches an edlen Metallen betrifft, so macht man daraus drei

Theile. Der erste Theil ist zur Unterhaltung des Hofes und der Beamten, der zweite aber zur Unterhaltung eines guten Vertheidigungszustandes bestimmt; der dritte Theil wird in die Schatzkammer, welche sich ebenfalls in Pekin befindet, niedergelegt und darf nur berührt werden, wenn das Reich durch auswärtige Feinde in Gefahr geräth, was schon öfter durch die Kriege mit den Tartaren geschehen ist und noch geschieht. Die erwähnte Schatzkammer heißt aus dieser Ursache Schidampur oder Bollwerk des Reichs. Die Verwaltung dieses Reichs ist überhaupt so vortrefflich, die Gesetze sind so zweckmäßig und die Uebertretung derselben wird auf so gerechte und unnachsichtige Weise gehandhabt, daß sicher der gottselige Vater Franciscus Xaverius, welcher sich in diesem Lande, um die Bewohner desselben zum Christenthume zu bekehren, sehr lange aufhielt, von dem Lobe dieser Regierung überfloß und sich fest vornahm, wenn ihm Gott die Gnade der Rückkehr nach Portugal verleihe, dem Könige die wohlthätigen Einrichtungen des chinesischen Reichs an's Herz zu legen und zur Nachahmung zu empfehlen, denn er betrachtete es als eine unzweifelhafte Thatsache, daß die Römer selbst in der Zeit ihres größten Glanzes sich in dieser Beziehung mit den Chinesen nicht messen konnten.

Hundertundvierzehntes Kapitel.

Hofstaat, Beamten des Reichs. Fruchtbarkeit des Landes. Charakter des Volkes.

Ich will in der Erzählung ähnlicher wunderbarer Dinge und merkwürdiger Einrichtungen nicht weiter fortfahren, da Viele ihr doch keinen Glauben schenken würden, was ich ihnen nicht sehr verdenken kann, da ich selbst als Augenzeuge oft vor Verwunderung starr war. Besonders großartig ist der Hof des Königs von China und die Menge der an ihm beschäftigten Leute. So befinden sich allein in dem Stadttheile Minapau, der die Umgebung des Palastes bildet, hunderttausend Verschnittene, dreitausend Frauen und zwölftausend Leibwächter, die von dem Könige eine reichliche Besoldung erhalten. Die zwölf Tutons (Reichsräthe), welche über

allen anderen Beamten stehen, nennt man gewöhnlich, weil der König selbst als die Sonne gilt, Sonnenstrahlen; ihnen zunächst folgen die vierzig Vizekönige oder Chaems, nach welchen die anderen Würdenträger, deren es am Hofe wenigstens fünfhundert giebt, kommen. Keiner derselben hat ein Gefolge von weniger als zweihundert Leuten, um ihr Ansehen zu erhöhen und den Unterthanen Furcht einzujagen, denn die Chinesen sind fast ohne Ausnahme von schwächlicher Körperbeschaffenheit und feig, man muß ihnen aber eine ungewöhnliche Geschicklichkeit und Erfindungsgabe in mechanischen Dingen, so wie dem Feldbaue zugestehen; die Frauen, welche eine sehr helle Hautfarbe haben und sehr sittsam sind, scheinen eine größere Neigung zur Arbeit zu haben als die Männer. Das Land ist sehr fruchtbar und bringt alle bei uns gewöhnlichen Lebensmittel in großem Ueberflusse hervor, außerdem giebt es noch eine Menge anderer, die uns selbst dem Namen nach nicht bekannt sind. Die Chinesen schreiben indessen diese Gaben nicht Gott, dem Spender aller Dinge, sondern allein der Wohlthätigkeit ihrer Könige zu. Dieser Blindheit hat man besonders die abergläubischen und teuflischen Gebräuche zuzuschreiben, die bei diesem Volke sehr überhand genommen haben, denn sie sind so gottlos und roh, daß sie sogar Menschenblut opfern. Von ihren Priestern sind sie gänzlich abhängig, und diese benutzen ihren unbegreiflichen Aberglauben auf die schmählichste Weise, denn ihre Unverschämtheit geht so weit, daß sie sogar gegen bestimmte Gaben Wechsel, Couschinocces genannt, auf die Schätze, die in der Ewigkeit zu erlangen sind, ausstellen, und die unvernünftigen Leute aus dem Volke unterziehen sich oft auf längere Zeit allen Entbehrungen, um sich einen solchen Wechsel zu verschaffen. Die Priester einer andern Secte, Naustolins genannt, lehren dagegen, mit dem Ende dieses Lebens höre Alles auf, jede Verheißung, die sich auf das Jenseits erstrecke, sei Betrug und die einzige wahre Weisheit bestehe darin, das gegenwärtige Leben zu genießen. Die Anhänger einer andern Secte, Trimechau genannt, glauben an eine beständige Seelenwanderung, und nach der Lehre der Secte der Gyson werden nur die Thiere für ihre Plage auf dieser Welt den Himmel besitzen und außerdem von den sündigen Menschen nur diejenigen, welche bei dem Tode ihre sämmtliche Habe den Pagoden hinterlassen und den Priestern, damit diese für die Rettung ihrer Seele beten. Man sieht also, daß die Priester aller

Religionssecten nur ihren Vortheil im Auge haben und ihre Lehren nur auf die Bethörung des Volkes berechnet sind.

Hundertundfünfzehntes Kapitel.

Unsere Abführung nach Quansy. Schicksale daselbst.

Nachdem unser Aufenthalt in Pekin zwei und einen halben Monat gedauert hatte, traten wir am 13. Januar 1544 unsere Reise nach Quansy an, wo wir die Strafzeit, wozu man uns verurtheilt hatte, verbringen sollten. Sogleich nach unserer Ankunft wurden wir dem Befehlshaber (Chaem) der Stadt vorgestellt, welcher es für gut hielt, uns seiner Leibwache einzuverleiben. Wir betrachteten dies als eine große Gnade Gottes, weil die Dienstleistungen nicht zu anstrengend waren und wir nebst einer guten Verköstigung einen anständigen Sold erhielten. Wir hatten auf diese Weise bereits fast einen ganzen Monat sehr zufrieden gelebt, als der Teufel Unzufriedenheit unter uns stiftete und über den Vorzug zweier portugiesischen Geschlechter, die unter uns vertreten waren, lächerliche Streitigkeiten erregte; vom Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten, und es entstand ein gefährlicher Kampf, in welchem sieben von uns nicht unerheblich verwundet wurden. Der Chaem eilte selbst herbei, und seine Gerichtsdiener züchtigten uns mit Peitschenhieben, daß wir ganz mit Blut bedeckt waren. Darauf legten sie uns in schwere Bande und schlossen uns ein in einen unterirdischen Kerker, worin wir sechsundvierzig Tage in einem traurigen Zustande liegen mußten. Nach dieser Frist wurden wir einem Gerichtsbeamten vorgestellt, welcher uns, da wir die durch Zeugen bewiesene Thatsache nicht leugnen konnten, hart anließ und uns sagte: „Wir seien zwar, wie er aus Vielem zu schließen geneigt sei, Landsleute, behandelten aber einander wie das unvernünftige Vieh, so daß man fast glauben sollte, wir befänden uns im Dienste der gefräßigen Schlange der Rauchhöhle. Er habe deshalb Lust, uns von der menschlichen Gesellschaft zu trennen und uns nach den Bergwerken von Schabaquay, Sumbor und Lamau zu verbannen, in welcher Einöde wir des Nachts die wilden Thiere

könnten heulen hören, denen wir doch ähnlicher seien als gesitteten Menschen. Am folgenden Tage wurden wir vor den Richter gebracht, welcher mit großem Pomp auf seinem Stuhle saß und von vielen Dienern umgeben war. Nachdem er jedem von uns dreißig Peitschenhiebe hatte aufzählen lassen, ließ er uns in ein anderes Gefängniß bringen, wo wir etwas milder behandelt wurden, aber doch mancherlei Plagen erlitten und besonders Hunger und Durst ertragen mußten. Endlich erbarmte sich der Chaem über uns, und an einem Feste, an dem man reichliche Almosen zu vertheilen pflegt, fand er sich bewogen, unser Urtheil zu mildern und uns aus dem Gefängnisse zu entlassen. Er ließ uns bemerken, daß er unser Vergehen nicht so hart bestrafen wolle, weil wir arme Fremde und uns die Sitten des Landes unbekannt seien, und daß er unser unmenschliches Benehmen gegen einander unserem Mißgeschicke zuschreibe. Er rieth uns aber zugleich ernstlich, ähnliche Streitigkeiten zu vermeiden, weil wir im Wiederholungsfalle unfehlbar durch Peitschenhiebe würden hingerichtet werden. Wir wurden nach Verkündigung dieses Urtheils je drei zusammengefesselt und in einen Eisenhammer gebracht, wo wir sechs Monate hindurch ebenso ungewohnte als schwere Arbeiten verrichten mußten. Wir mußten völlig nackt einhergehen, hatten keine leibliche Schlafstelle und starben fast vor Hunger. Wir wurden endlich krank, und man entließ uns, da wir nicht mehr arbeiten konnten, um unser Brod zu erbetteln. Die Gaben fielen sehr dürftig aus, da unter den Bewohnern selbst der allgemeinen Dürre wegen große Noth herrschte. Wir waren indessen durch unser Unglück klug geworden und verpflichteten uns gegenseitig schriftlich, fortan mit einander in Frieden zu leben. Wir beschlossen auch, jeden Monat einen von uns zu unserem Oberhaupte zu wählen und diesem unter allen Verhältnissen und unbedingt zu gehorchen.

Hundertundsechzehntes Kapitel.

Pinto trifft einen Landsmann an.

In einem der nächsten Monate wurde Christoph Boralho zu unserem Oberhaupte gewählt, und er benutzte die Zeit, in welcher ihm Gehorsam geleistet werden mußte, zu einer Einrichtung, die nicht wenig zur Milderung unseres Elends beitrug. Er theilte uns nämlich jedesmal für eine Woche in vier Partien, von denen jede aus zwei Mann bestand. Die erste Partie mußte in der Stadt umhergehen und betteln, die andere hatte sich mit der Zubereitung der Speisen zu befassen, und die dritte war bestimmt, Holz aus dem nahen Walde zu holen. Als mich eines Tages die Reihe traf, mit einem meiner Gefährten in den Wald zu gehen, so wurde dieser, da er sehr gut die Guitarre spielte, auf dem Wege von einer Gesellschaft, die eine Leiche mit großem Pomp zur Erde bestattete, angehalten und gezwungen, Theil an der Feierlichkeit zu nehmen. Ich mußte also allein das Einsammeln des Holzes besorgen, und als ich mit dem Bündel auf dem Rücken nach der Stadt zurückwanderte, sah ich einen Mann, welcher in der Ferne stehen blieb und ein durchdringendes Geschrei erhob; ich hielt ihn zuerst für einen Dieb, und warf deshalb meine Bürde ab und suchte ihm mit meinem Stock auf den Leib zu rücken; er wich aber zurück, streckte die Hände gen Himmel und gab sich durch das Zeichen des Kreuzes als Christ zu erkennen. Ich näherte mich ihm nun freundlich und erfuhr, als ich ihn nach seinem Namen und seinen Schicksalen fragte, daß er ein Portugiese sei und Vasco Calvo heiße. Während des weiteren Gespräches erzählte er mir, daß er mit der Gesandtschaft des Thomas Perez nach China gekommen und von allen Theilnehmern derselben allein noch am Leben sei. Wir gingen nun zusammen nach der Stadt, wo er mir sein Haus zeigte und mich einlud, ihn mit meinen Gefährten zu besuchen. Als ich nach unserer Wohnung gekommen war und meinen Leidensgenossen das Begegniß erzählt hatte, brachen wir sogleich alle wieder auf und eilten nach dem bezeichneten Hause, wo wir freundlich aufgenommen und sehr freigebig bewirthet wurden. Calvo stellte uns auch seine Frau, eine Chinesin, die er vor einigen Jahren geheirathet hatte und welche Christin geworden war, und

seine zwei kleinen Kinder vor. Die Frau behandelte uns wie eine gute Mutter und führte uns zuletzt in ein Gemach, welches wie eine christliche Capelle eingerichtet war, wo die ganze Familie aus Furcht vor den Chinesen heimlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Wir vergossen Freudenthränen und blieben bei diesen Leuten bis zur dritten Stunde nach Mitternacht, worauf wir ihnen herzlich dankten, Abschied nahmen und zu unserm Nachtlager zurückkehrten.

Hundertundsiebenzehntes Kapitel.

Die Tartaren erobern Quinsay.

Wir hatten bereits acht und einen halben Monat in dieser traurigen Lage, in der wir nur von Almosen, die wir zusammenbettelten, lebten, zugebracht, als wir am 3. Juli 1544 kurz nach Mitternacht ein jämmerliches Geschrei in der Stadt vernahmen und die Bewohner angstvoll umherzulaufen anfingen. Wir wußten keinen andern Rath, als uns zu Vasco Calvo zu begeben und ihn nach der Ursache dieser Verwirrung zu fragen. Er erzählte uns, man habe soeben die zuverlässige Nachricht erhalten, daß der König der Tartarei mit einem großen Heere in China eingebrochen sei und gegen Pekin vorrücke. Bei diesem Heere befänden sich siebenundzwanzig Könige, die eine Streitmacht von einer Million und achtmalhunderttausend Mann, worunter sechsmalhunderttausend Reiter, mit sich führten. Die Reiterei, welche von den Städten Lansam, Mecuy und Famstir aufgebrochen sei, werde von zwanzigtausend Rhinocerossen, welche das Gepäck trügen, begleitet, das Fußvolk aber nähere sich auf siebenzehntausend Schiffen auf dem Flusse Batampina der Hauptstadt; der König von China habe sich, da er einer so großen Macht keinen Widerstand zu leisten vermöge, nach Nankin geflüchtet. Noch trauriger sei aber die Nachricht, daß sich Nauticor (Feldherr) der tartarischen Völker in dem nur anderthalb Meilen von Quinsay entfernten Walde Malincataran mit siebenzigtausend Reitern gelagert habe und in einigen Stunden die Stadt Quinsay anzugreifen gedenke. Wir sahen uns bestürzt an

und sannen auf Mittel, uns zu retten, Vasco Calvo aber bemerkte uns, daß dies unmöglich sei und daß er gern dem zweitausend Thaler geben wolle, welcher ihm einen Rath geben würde, wie er mit seiner Familie entfliehen könne, da die Thore stark mit Mannschaft zur Vertheidigung besetzt seien. Wir empfahlen uns also der Gnade Gottes und blieben ruhig in unserer Wohnung in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Kurz vor Aufgang der Sonne zeigte sich der Feind in sieben starke Haufen getheilt mit grünen und blauen Bannern an der Spitze. Als sie der Stadt nahe waren, erhoben sie bei dem Schalle der Trommeln und anderer musikalischen Kriegsinstrumente ein so fürchterliches Geschrei, daß der Boden erbebte, und legten etwa zweitausend Sturmleitern, die sie mit sich führten, an die Mauer, die sie in kurzer Zeit, da die Vertheidiger keinen nachdrücklichen Widerstand leisteten, erstiegen. Zugleich ergossen sich diese Barbaren durch alle Thore, welche sie mit ehernen Widdern einstießen, in die Stadt, wo sie Alle, die ihnen in den Weg kamen, über die Klinge springen ließen. Man schätzte die Zahl der Erschlagenen, worunter sich auch viele angesehene Frauen und schöne Mädchen befanden, auf mehr als sechzigtausend; nach diesem Blutbade steckten sie die Stadt in Brand und machten alle Tempel und Prachtgebäude der Erde gleich. Nachdem diese Unmenschen acht Tage lang die Umgegend geplündert und sich mit Schätzen beladen hatten, zogen sie nach der Burg Nixiamco, wo ihr Feldherr, der Nauticor von Lansam, sein Lager aufschlug, um die Vertheidiger der Burg, durch welche beim Vorüberziehen etwa hundert Mann seines Heeres in einem Hinterhalte in Stücke gehauen worden waren, zu züchtigen.

Hundertundachtzehntes Kapitel.

Mißlungener Angriff auf die Burg Nixiamco.

Nachdem der Nauticor einigemal um die Burg geritten war, wurde in dem Kriegsrathe, den er sogleich versammeln ließ, beschlossen, sie im Sturm zu nehmen, und am folgenden Morgen rückte

mit Anbruch des Tages das Heer in vierzehn Haufen, welche mehr als fünfhundert Sturmleitern mit sich führten, gegen sie an. Die Tartaren zeigten zwar bei dem Versuche, die Mauern zu ersteigen, große Unerschrockenheit, wurden aber von der chinesischen Besatzung, welche sie mit noch größerer Tapferkeit vertheidigte, zurückgeworfen und erlitten bei dem Sturme einen Verlust von mehr als dreitausend Mann; auch starben nachher noch viele Leute, da die Pfeile der Chinesen vergiftet waren. Das Mißlingen dieses Unternehmens verursachte großen Schrecken in dem tartarischen Lager, da man den Aerger und den Zorn des Königs über die schlechte Leitung und die Niederlage seiner tapferen Krieger fürchtete. Man versammelte sich nun zum zweiten Male zu einer sorgfältigeren Berathung, welche aber zu keinem Entschlusse führte, so daß später einige Hauptleute in dem Zelte, worin auch wir Portugiesen uns als Gefangene befanden, die Unterhandlung über diese Angelegenheit fortsetzten. Wir wurden zuletzt ebenfalls in das Gespräch verwickelt, und nachdem wir unsere Schicksale erzählt hatten, verlangte man auch unsere Meinung über die Belagerung der Burg zu hören. Georg Mendez, einer der Unsrigen, ergriff darauf keck das Wort und sagte, daß wir von Jugend an in unserm Vaterlande Kriegsdienste geleistet hätten und daß wir uns, wenn man uns die Freiheit zu geben und uns nach Hainan, von wo wir leicht nach unserer Heimath gelangen könnten, zu bringen verspreche, verbindlich machen wollten, die Burg in die Hände der Tartaren zu liefern. Die Tartaren ergriffen begierig dies Anerbieten und versprachen für diese Dienstleistung große Belohnung; wir tadelten aber sehr das unvorsichtige Benehmen unseres Gefährten und machten ihn darauf aufmerksam, wie das Mißlingen seines unbedachten Versprechens uns das Leben kosten werde. Mendez aber, welcher auf die Unwissenheit dieses rohen Volkes im Kriegshandwerke baute, entgegnete, daß das Leben in den gegenwärtigen Verhältnissen für ihn und für uns keinen Werth habe, und daß es auf diese Weise möglich sei, unsere Freiheit zu erlangen. Da diese mißliche Frage sehr laut von uns verhandelt wurde, so waren die Tartaren sehr ungehalten und bemerkten uns, daß es nur Gewohnheit der Frauen sei, so zu lärmen und ihre Zunge nicht im Zaume zu halten, dies sich aber keineswegs für Männer gezieme, welche gewohnt seien, das Schwert zu führen und im Gewühle der Kampfes Pfeile zu schleudern. Da es unterdessen

Mitternacht geworden war, so trennte sich die Gesellschaft, und jeder Häuptling zog sich in seine Wohnung zurück.

Hundertundneunzehntes Kapitel.

Erstürmung der Burg.

Als der Befehlshaber der Tartaren die Unterhandlung mit den gefangenen Portugiesen erfuhr, ließ er dieselben sogleich in sein Zelt bringen, wiederholte die ihnen gemachten Versprechungen und verlangte von Mendez zu wissen, auf welche Weise nach seiner Ansicht die Burg genommen werden könne; worauf dieser klug erwiderte, daß er darüber nichts Bestimmtes zu sagen vermöge, bevor er die Veste genau in Augenschein genommen habe. Diese Aeußerung schien den Mitaquer und seinen Hauptleuten sehr zu gefallen, weshalb man uns, da wir über Hunger klagten, mit einer reichlichen Mahlzeit bewirthete und in eine behaglichere Wohnung brachte, aber uns noch immer streng bewachen ließ. Am folgenden Morgen mußte eine kleine Abtheilung tartarischer Reiter Mendez nebst zwei der Unsrigen um die Burg führen, um ihre Lage und Beschaffenheit auszukundschaften. Das Ergebniß dieser Untersuchung, welches Mendez sogleich dem Kriegsrathe hinterbrachte, fiel so günstig aus, daß der Mitaquer darüber die größte Freude empfand und den verwegenen Fremdling mit der Ausführung des Unternehmens beauftragte. Dieser traf nun die nöthigen Anstalten, wobei ihm die tartarischen Häuptlinge unbedingten Gehorsam leisten mußten. Er ließ vor Allem eine Menge Reisigbündel herbeischaffen, um die tiefen Wassergräben, an denen hauptsächlich der erste Angriff gescheitert war, auszufüllen, und mehrere Hundert starke Sturmleitern anfertigen, welche so breit waren, daß drei Leute zugleich neben einander hinaufklettern konnten. Mendez ritt während dieser Vorbereitungen stets zur Seite des Mitaquer, welche Bevorzugung den Neid seiner über den Ausgang noch immer sehr ängstlichen Gefährten in hohem Grade erregte. Man ließ übrigens uns allen die Fesseln, die wir bis jetzt tragen mußten, abnehmen, reichliche Speise vorsetzen und uns mit größerer Rücksicht behandeln. Am nächsten Tage wurde die sämmtliche

Mannschaft unter dem Schalle zahlreicher Kriegsinstrumente in Schlachtordnung gestellt und in zwölf Angriffshaufen nebst einem Vortrabe getheilt. Als wir uns der Burg näherten, fanden wir die Mauern stark besetzt und die Vertheidiger bereit, uns nach Gebühr zu empfangen; beide Theile eröffneten den Kampf mit einem Regen von Pfeilen und mit Feuertöpfen, die sie gegeneinander schleuderten, während dazu bestimmte Abtheilungen die Gräben ausfüllten und die Sturmleitern anlegten. Mendez erstieg mit zwei unserer entschlossensten Leute zuerst die Mauer und pflanzte die tartarische Fahne auf, worüber der Mitaquer laut sein Erstaunen äußerte und bemerkte, daß man mit einer Schaar so tapferer Leute alsbald die Stadt Pekin, welche man schon lange vergebens belagere, erstürmen würde. Die Tartaren folgten mit seltenem Muthe den Portugiesen, und alsbald befanden sich über fünftausend derselben auf der Mauer, von welcher die Chinesen mit Ungestüm hinabgedrängt wurden. Nachdem etwa zweitausend der Belagerten gefallen waren, wurden die Thore geöffnet und der Mitaquer zog mit den Hauptleuten und dem größten Theile des Heeres ein. Er war über die Menge der erschlagenen Feinde nicht wenig erstaunt und theilte Belohnungen an seine Leute aus, die sich so tapfer gehalten hatten; Georg Mendez beschenkte er zur Belohnung der geleisteten Dienste mit goldenen Armbändern und räumte ihm bei dem Gastmahle, welches in der Burg angeordnet wurde, den Ehrenplatz an seiner Seite ein. Nachdem die Schmauserei, an welcher seine Hauptleute, Freunde und Günstlinge Theil nahmen, beendigt war, zog er mit den Seinigen wieder ab und ließ mit vielen Feierlichkeiten die Mauern niederreißen, die Gebäude in Brand stecken, den gefallenen Feinden die Köpfe abschneiden und mit ihrem Blute die rauchenden Trümmer begießen. Seine Leute, die bei dem Sturm umgekommen waren, ließ er prachtvoll begraben und befahl, für die Pflege der Verwundeten die aufmerksamste Sorgfalt zu tragen. Darauf zog er sich mit einem glänzenden Gefolge in sein Zelt zurück, wo er Mendez zweitausend Thaler, jedem von uns aber zweihundert reichen ließ, worüber wir sehr mißvergnügt waren, da wir nicht weniger als Mendez zum Gelingen des Unternehmens beigetragen zu haben glaubten.

Hundertundzwanzigstes Kapitel.

Zug nach dem königlichen Lager vor Pekin.

Am folgenden Tage entschloß sich der Mitaquer der Tartaren, da es an dieser Stelle nichts weiter zu thun gab, nach dem vor Pekin errichteten Lager, wo sich der König befand, weiter zu ziehen. Wir brachen also, nachdem das Heer nach der Sitte der Tartaren in Schlachtordnung gestellt war, des Morgens gegen acht Uhr auf, setzten uns bei den unharmonischen Tönen einer kriegerischen Musik in Marsch und gelangten an das reizende Ufer eines Flusses, welches aber gänzlich verödet und von den Bewohnern des Krieges wegen verlassen war und keinerlei Beute darbot. Nach einer kurzen Rast während der größten Hitze des Tages setzten wir unsern Weg bis um Mitternacht und bis zu dem ebenfalls menschenleeren Flecken Lantimay fort, welchen die Barbaren bei ihrem Abzuge in Brand steckten, nachdem sie die umliegenden reichen Getreidefelder verwüstet hatten. Als diese Heldenthat vollbracht war, ging der Zug weiter bis zu dem Gebirge Pommitay, in welchem wir übernachteten, um am folgenden Morgen unsern Marsch zu beschleunigen und Pekin noch vor Nacht zu erreichen. Als wir am Mittag den Palamxitau überschritten hatten, kam uns ein tartarischer Hauptmann, der schon zwei Tage unsere Ankunft erwartete, mit etlichen Hundert Reitern entgegen, um dem Heerführer ein Schreiben des Königs zu überreichen. Dieser nahm es mit großer Unterthänigkeit entgegen, und unser Zug glich von jetzt an einem Triumphzuge, obschon wir in voller Unordnung einherliefen, so groß war die Menschenmenge, die uns entgegenströmte, um den berühmten Feldherrn zu sehen, der die feste Burg Nixiamco erobert hatte. So erreichten wir das Schloß Lautir, welches einen Theil des Lagers bildete und wo Guijay Pacan, ein Sohn des Königs von Persien, im Auftrage des Beherrschers der Tartaren, den Mitaquer empfangen sollte. Der Prinz stieg, sobald der Feldherr ihm nahe kam, vom Pferde, nahm das Schwert von seiner Seite und überreichte es, nachdem er fünfmal den Boden geküßt hatte, dem Ankommenden, wie es die bei diesem Volke geltenden Vorschriften der Höflichkeit verlangen. Der Feldherr war nicht wenig erfreut über diese Ehrenbezeigung und gab seine Zufrie-

denheit deutlich durch sein lächelndes Gesicht zu erkennen. Der Prinz zog sich darauf wieder mit vielen Förmlichkeiten einige Schritte zurück, erhob dann aber seine Stimme und sprach mit würdevollem Ernste: „Der, welchem mein Mund unaufhörlich den reichen Saum seines Gewandes küßt, und welcher durch eine unglaubliche Größe die Scepter der Erde und die Inseln des Meeres beherrscht, schickt mich, der ich sein Sclave bin, um Dir durch mich zu sagen, daß Deine rühmliche Ankunft ihm nicht weniger angenehm ist, als der süße Morgen des Sommers der Erde, wenn der Thau unsern Leib erquickt und erfrischt, und damit Du nicht länger zu säumen brauchst, seine Stimme zu hören, so besteige dieses mit Edelsteinen aus seinem Schatze geharnischte Roß, auf dem Du an meiner Seite reiten sollst, daß Du an Ehre gleich seiest dem Größten seines Hofes, und damit Alle, welche Dich auf diese Weise daherkommen sehen, erfahren, daß Deine Rechte mächtig ist und stark, und daß die Mühseligkeit des Krieges Dir diese Belohnung verschafft." Der Mitaquer warf sich nun auf den Boden und sprach mit zum Himmel emporgehobenen Händen: „Möge die Sohle seines Fußes hunderttausendmal auf mein Haupt treten, auf daß Alle, die zu meinem Geschlechte gehören, eine so große Gunst fühlen, und auf daß mein ältester Sohn sie künftig durch ein ehrendes Zeichen tragen möge." Nachdem er nun das ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckte Roß, welches ihm zugeführt worden war, bestiegen hatte, ritt er zur rechten Seite des Prinzen mit großer Pracht und mit großem Pomp, begleitet von einer Menge Dienern, welche silberne Keulen trugen, und von zahlreichen Musikanten, welche auf fünfzehn Wagen fuhren und auf silbernen Instrumenten spielten. So legten wir eine Strecke Weges von anderthalb Meilen, welche mit Leuten dicht bedeckt war, zurück, bis wir das eigentliche Lager erreichten, wo das für uns Portugiesen aufgeschlagene Zelt stand, in welchem wir verbleiben sollten, bis uns der Mitaquer dem König vorstellen würde, und wo wir auf das reichlichste bewirthet wurden.

Hundertundeinundzwanzigstes Kapitel.

Wie wir zu dem Könige geleitet wurden.

Nachdem wir ungefähr vierzehn Tage behaglich in dem Lager zugebracht hatten, ließ uns der Mitaquer eines Morgens in sein Zelt rufen und sagte uns in Gegenwart mehrerer Edelleute, daß wir uns am folgenden Tage bereit halten sollten, mit ihm zum Könige zu gehen, dem er uns vorstellen wolle, um uns die uns verheißene Freiheit zu geben, welche wir übrigens der Gnade seines Gebieters und seinem Einfluß als glücklicher Feldherr zu verdanken hätten. Nach dieser Anrede warfen wir uns auf die Kniee, um ihm unsere Freude unter Schluchzen und Thränen auszusprechen. In dem Zelte befand sich auch Boquinadau, ein bejahrter, angesehener Mann, welcher die Aufsicht über die Rhinocerosse des Heeres und ihre Führer hatte. Er sprach eifrig gegen unsere Freilassung und entwickelte die vielen Vortheile, welche die Tartaren aus unseren Kenntnissen und Erfahrungen ziehen könnten. Der Mitaquer erkannte vollständig die Gründe des klugen Alten an, bemerkte aber, daß der König um keine Schätze der Welt das Versprechen, das er einmal gegeben habe, widerrufen werde, weshalb es bei jener Anordnung verbleibe und wir uns zur bestimmten Stunde einfinden sollten. Am folgenden Morgen schickte er neun schön aufgezäumte Pferde nach unserem Zelte, welche wir sogleich bestiegen, um uns zu ihm zu begeben. Er selbst setzte sich in eine von zwei prachtvollen Pferden gezogene Sänfte, Piambra genannt, und nun ging es mit einem Gefolge von bewaffneten Reitern und Fußgängern weiter nach dem Tempel der Nacapirau oder Göttin des Himmels, wo Xuriapom, der Beherrscher der Tartaren, seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Bei der äußersten Thüre stieg der Mitaquer aus seiner Sänfte, um die Erlaubniß zu erbitten, eintreten zu dürfen, welche ihm auch sogleich mit großer Zuvorkommenheit gewährt wurde. Er setzte sich nun wieder in seine Sänfte und ließ sich durch die Thüren bringen, wir aber folgten ihm zu Fuße bis zu einer sehr langen, aber niedrigen Galerie, in welcher sich sehr viele Edelleute aufhielten. Er verließ nun wieder die Sänfte und befahl uns, hier seine Rückkehr abzuwarten, weil er sich erkundigen müsse, ob es seinem Gebieter gefällig sei, uns zu empfangen.

Wir verweilten also ungefähr eine Stunde, während welcher wir uns mit den Edelleuten, welche, als sie sahen, daß wir Fremde waren, uns zu sich gerufen und uns Sitze eingeräumt hatten, unterhielten. Wir sahen uns unterdessen auch die Künste der zahlreichen Gaukler und Tänzerinnen an, welche uns aber, da sie sehr einförmig und gezwungen waren, nicht besonders gefielen. Endlich erschien der Mitaquer wieder, umgeben von vier schönen, zierlich gekleideten Knaben, bei welchem Anblick die Edelleute sich erhoben, die Schwerter, die sie an der Seite trugen, auf den Boden legten und dreimal riefen: „Hunderttausend Jahre lebe der Herr unserer Häupter!" Wir neigten unsere Köpfe zur Erde, bis einer dieser Knaben sehr laut zu uns sprach: „Männer von dem Ende der Welt, freuet euch, denn die Stunde ist jetzt gekommen, in welcher euer sehnlichster Wunsch erfüllt werden soll, und in welcher euch die Freiheit, die euch der Mitaquer in der Burg von Nixianco versprochen hat, geschenkt werden wird. Erhebet also euer Haupt und strecket eure Hände zum Himmel, um dem Herrn Dank zu sagen, der in der stillen Nacht unserer Ruhe das Firmament mit Sternen schmückt, und der durch seine Gnade und ohne das Verdienst eines andern Fleisches euch in der Verbannung einem Manne begegnen ließ, der euch die Freiheit verschafft." Bei diesen Worten erhoben wir uns von dem Boden, auf welchen wir uns geworfen hatten, und antworteten durch unsern Dolmetscher: „Wolle der Himmel uns das Glück gewähren, daß der Fuß eures Herrn auf unseren Häuptern ruhe." „Euer Wunsch," antworteten sie, „ist nicht gering, und möge unser Gebieter euch die Erfüllung desselben gewähren."

Hundertundzweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir werden dem Chane der Tartaren vorgestellt.

Die vier Knaben und der Mitaquer führten uns über einen auf vierundzwanzig ehernen Säulen ruhenden Gang in einen großen Saal, in welchem viele vornehme Tartaren und fremde Edelleute, nämlich Mongolen, Perser, Berdios, Calaminhans und

Bramas des Sornau-oder Königs von Siam versammelt waren. Aus diesem Saale, welchen wir ohne jede Förmlichkeit durchschritten, kamen wir in einen andern, Tigihipau genannt, durch dessen ganze Länge bewaffnete Leute in fünf Reihen aufgestellt waren, die ihre mit Gold belegten Säbel auf den Schultern trugen. Sie hielten den Mitaquer an und richteten mit großer Höflichkeit einige Fragen an ihn, worauf sie ihn einen Eid auf die Keulen, welche die Knaben trugen, ablegen ließen, was er, nachdem er dreimal den Boden geküßt hatte, kniend that. Von diesem Gemache führte eine Thür auf einen viereckigen Platz, auf welchem vier Reihen metallener Statuen wilder Männer mit vergoldeten Kronen und Keulen standen. Jeder dieser Riesen war sechsundzwanzig Spannen hoch und an den Schultern und über die Brust sechs Spannen breit. Auf unsere Frage, was diese Bildwerke bedeuteten, entgegneten die Tartaren, es seien die dreihundertundsechzig Götter, welche die Tage des Jahres gemacht hätten, und welche hier zusammengebracht seien, um ihnen für die Gaben, die sie an jedem dieser Tage schenkten, zu danken. Der König der Tartaren habe sie aus dem großen Tempel Angicamoy in der eroberten Stadt Xipaton genommen, und werde sie mit sich in sein Land führen, um zu zeigen, daß er über den König der Chinesen gesiegt habe. Auf demselben Platze sah man ein mit Pomeranzenbäumen bepflanztes und mit Rosen, Epheu und Rosmarin eingefaßtes Gehäge mit einem Lusthaus in der Mitte, welches auf zwölf Säulen von Kampherholz ruhte und von goldenen Ranken umgeben war. In diesem Lusthaus stand ein niedriger, altarartiger Thron, dessen Himmel mit Sonne, Mond und Sternen von gediegenem Silber geschmückt war; dazwischen zogen sich helle und dunkle Wolken von so künstlicher und täuschender Arbeit, daß sie wirklich zu regnen schienen. In der Mitte des Thrones lag auf einem Ruhebette eine große silberne Statue, Abicau Nilancor oder Gesundheit der Könige genannt; um sie herum lagen vierunddreißig Bildnisse, welche fünfjährigen Kindern glichen, auf den Knieen, gleichsam in der Anbetung des Götzen begriffen. Am Eingange des Lusthauses befanden sich vier junge, reichgekleidete Edelleute, von denen jedesmal zwei mit Rauchfässern abwechselnd um die Gruppe der Götzen gingen, nach dem Umgange an eine Glocke schlugen, bei deren Klang sie sich auf den Boden warfen, einander beräucherten und mit lauter Stimme sprachen: „Möge unsere Stimme wie ein süßer

Weihrauchduft zu Dir bringen, auf daß Du uns erhörest!" Zum Schutze des Hauses und der Edelleute hielten in einiger Entfernung sechzig Hellebardenträger Wache, welche in vergoldetes Leder gekleidet waren und schöngearbeitete Pickelhauben auf dem Kopfe trugen. Von diesem Platze trat man in eine andere Abtheilung des Gebäudes mit vier reich verzierten Zimmern, in welchen sich einheimische und fremde Edelleute aufhielten. Wir schritten, von dem Mitaquer und den vier Knaben geführt, ohne Aufenthalt durch dieselben bis zu dem Eingange eines großen, dem Innern einer Kirche ähnlichen Saales, wo sechs mit Keulen bewaffnete Wächter standen, welche den Feldherrn und uns einließen, allen Anderen aber den Zutritt verweigerten. In diesem Saale hielt sich der König der Tartaren auf, umgeben von einheimischen und fremden Fürsten, unter denen man uns die Könige von Pafua, Mecuy, Capinper, Anchesacotay nebst mehreren anderen, und den Raja Benan zeigte, welche alle in prachtvollen Gewändern in einer Entfernung von zwei oder drei Schritten an den Stufen des Thrones standen; etwas mehr zur Seite sah man zweiunddreißig sehr schöne Frauen, welche auf verschiedenen Saiteninstrumenten dem Ohre sehr wohlthuende Weisen spielten.. Der König selbst saß auf dem Throne unter einem prachtvollen Baldachin, und um ihn her knieten zwölf Knaben mit kleinen scepterartigen goldenen Keulen auf den Schultern. Hinter ihm stand ein junges Fräulein von wunderbarer Schönheit mit einem Fächer in der Hand, womit sie ihrem Gebieter von Zeit zu Zeit Kühlung zuwehte. Sie war die Tochter des Mitaquers und die Geliebte des Königs, und diesem Umstande hatte jener hauptsächlich sein großes Ansehen zu verdanken. Der Beherrscher der Tartaren konnte etwa vierzig Jahre alt sein, hatte eine schmächtige, aber schöne Gestalt, und ein ernstes, aber nicht unfreundliches Gesicht, welchem der türkische Knebelbart ein kriegerisches Aussehen gab. Sein Anzug bestand aus einem langen veilchenblauen, mit Perlen gestickten Rocke nach türkischem Schnitte, einer mit Diamanten und Rubinen besetzten Mütze von gleicher Farbe, und grünen, mit Gold und Perlen gestickten Pantoffeln. Nachdem wir zehn bis zwölf Schritte in dem Saale vorangegangen waren, blieben wir stehen und bezeugten unsere Ehrerbietung, indem wir dreimal den Boden küßten und andere Förmlichkeiten erfüllten, wie uns der Dolmetscher gelehrt hatte. Der König befahl nun der Musik zu schweigen und sprach zu dem

Mitaquer: „Frage doch einmal diese Leute von dem Ende der Welt, ob sie einen König haben, wie ihr Land heißt und wie weit dies von der Stelle, wo ich mich jetzt befinde, entfernt ist." Wir erwiderten, unser Vaterland, das von einem reichen und mächtigen König beherrscht werde, heiße Portugal, und zu der Reise von dieser Gegend bis nach der Stadt Pekin brauche man drei Jahre. Diese Antwort setzte den Fürsten, welcher die Welt nicht für so groß hielt, in solches Erstaunen, daß er sich mit der Gerte, die er in der Hand hielt, dreimal an die Hüfte schlug und ausrief: „O Schöpfer aller Dinge, sind wir im Stande, die Wunder Deiner Größe zu begreifen, wir, die wir uns nur arme Ameisen der Erde nennen können?" Zugleich gab er uns mit der Hand ein Zeichen, näher zu treten bis zur untersten Stufe des Thrones und ließ sich unsere Antwort wiederholen. Als wir auf seine weitere Frage, warum wir nach einem so fernen Lande gekommen seien, den Gewinn durch den Handel als Ursache angaben, schüttelte er den Kopf und sprach zu dem Raja Benan, einem in seiner Umgebung befindlichen Greise: „In jenem Lande muß es sicherlich viel Ehrgeiz und wenig Gerechtigkeit geben, weil diese Leute einen so weiten und gefährlichen Weg zurücklegen, um fremdes Gebiet zu erobern." Der Raja Benan bemerkte, so müsse es wohl sein und diese Leute seien zu so großen Wagnissen genöthigt entweder durch ihre Armuth, welche sie veranlasse, ihr Vaterland zu verlassen, oder durch die Verblendung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht, welche sie verleite, die Ihrigen zu verlassen und nach dem Besitzthume Anderer zu greifen. Diese Rede fand unter den Anwesenden vielen Beifall, worüber der Chan große Freude zu empfinden schien. Die Musik hatte unterdessen wieder begonnen, und der Chan zog sich mit den Frauen in sein Gemach zurück. Der Mitaquer aber, welcher Befehl erhielt, sich noch nicht zu entfernen, schickte uns in unsere Wohnung zurück, mit der Versicherung, daß er für die Erledigung unserer Angelegenheit Sorge tragen werde.

Hundertunddreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Belagerung der Stadt Pekin wird aufgehoben.

Wir befanden uns bereits dreiundvierzig Tage in dem Lager, ohne daß das tartarische Heer irgend einen erklecklichen Erfolg errungen hätte; man versuchte zwar einigemal die Stadt mit Sturm zu nehmen, die Belagerten schlugen aber tapfer alle Angriffe zurück. Der Chan ließ also, da er sah, daß alle seine Bemühungen erfolglos waren, den Kriegsrath, welcher aus den verbündeten Fürsten und ihren Feldherren bestand, versammeln, und es wurde in demselben beschlossen, aus vielen triftigen Gründen, besonders aber weil der Winter näher rückte und bereits ein großer Theil des Lagers durch die aus ihren Ufern getretenen Flüsse zerstört war, auch Krankheiten und Hunger täglich mehr Leute hinwegrafften, die Belagerung aufzuheben und ungesäumt nach der Heimath zurückzukehren. Man fand nun bei der Musterung des Heeres, daß man viermalhunderttausend Mann in den Treffen oder durch Krankheit verloren hatte und dreimalhunderttausend Mann zu den Chinesen übergegangen waren, weil diese einen hohen Sold bezahlten. In drei Monaten, während welcher es an Lebensmitteln mangelte, waren dreimalhunderttausend Pferde und vierzigtausend Rhinocerosse aufgezehrt worden. Der Chan traf sogleich Anstalt, daß sämmtliches Fußvolk eingeschifft wurde, um auf demselben Wege zur See, auf dem es gekommen war, zurückzukehren; er selbst trat am 17. October mit dreimalhunderttausend Reitern den Rückzug an und erreichte, nachdem er jeden Tag acht Meilen zurücklegte, nach siebenzehn Tagen die Stadt Guauxitim, welche er nach geringem Widerstande erstürmte und, um seinen ausgehungerten Kriegern Lebensmittel zu verschaffen, plündern ließ, wobei mit solcher Unmenschlichkeit verfahren wurde, daß wir uns über die entsetzliche Rohheit dieses Volkes nicht genug erstaunen konnten. Alle Einwohner wurden niedergemetzelt und ihre ausgeraubten Wohnungen in Brand gesteckt. Der Plünderung und Zerstörung wäre auch die große Stadt Caixiloh nicht entgangen, wenn nicht die Festigkeit ihrer Lage und die Tapferkeit ihrer Besatzung sie gegen einen Handstreich gesichert hätten. — Man zog also ohne Aufenthalt vorwärts bis zu der schon erwähn-

ten großen Mauer, welche das chinesische Reich von der Tartarei trennt, und machte erst wieder zu Panquinor, der ersten tartarischen Stadt, Halt. Am folgenden Tage zog man nach Psipator, wo das Heer abgelohnt wurde und sich auflöste. Darauf schiffte sich der Chan sogleich ein, um die Reise zur See fortzusetzen. Er erreichte nach einer Fahrt von sechs Tagen seine Hauptstadt Lansame, in welche er mit den Reitern, die er bei sich behalten hatte, ohne alles Gepränge einzog.

Hundertundvierundzwanzigstes Kapitel.

Verschiedene Gesandtschaften.

Nach der Ankunft des Fußvolks, welches zu Pekin eingeschifft worden war, begab sich der Chan nach der weit schöneren Stadt Tuymican, um daselbst die Gesandtschaften mehrerer nahen und fernen Fürsten zu empfangen. Wir fanden die Abgesandten des Xatamas (Schah Thomas) von Persien, Siamons, des Kaisers der Gueos, dessen Land an Brama und Tangut grenzt, des Calamignan, welcher sich Herr der unbezähmbaren Kraft der Elephanten nennt, des Königs von Siam, welchem siebenzehn Reiche unterthan sind und der zur Bezeichnung seiner großen Macht der Herr des weißen Elephanten heißt, und eines Kaisers, der sich Caram (Czar) nennt und dessen Land weit nördlicher liegt. Seine Unterthanen, Moscoviten genannt, deren wir mehrere in dem Gefolge des Gesandten zu Tuymican sahen, waren blonde, wohlgewachsene Leute und gekleidet wie die Niederländer und die Schweizer; alle trugen große, breite Schwerter, und die Vornehmsten unter ihnen hatten die Kleider mit Zobelfellen besetzt. In ihrer Sprache kamen einige lateinische Worte vor, und sie wiederholten, wenn sie gähnten, dreimal das Wort Dominus, was aber mehr auf einen Aberglauben, als auf eine religiöse Gesinnung hinzudeuten schien, denn sie waren gottlose Leute und besonders dem abscheulichen Laster der Sodomiterei ergeben. Der Gesandte des Caram zeichnete sich vor allen Uebrigen durch die Pracht seines Aufzuges aus; seine Leibwache bestand aus sechsundzwanzig Leuten,

welche blaue und grüne Lederkoller trugen und mit Pfeilen und Partisanen bewaffnet waren; ihnen folgten zwölf berittene Leibknechte mit silbernen Keulen, vor welchen man zwölf geharnischte und reich mit Gold und Silber geschmückte Pferde führte. Die Begleiter derselben, Leute von riesenhafter Größe und in Tigerfelle gehüllt, führten an silbernen Ketten starke Hunde mit Maulkörben, an denen silberne Glöckchen hingen. Hinter der Leibwache ritten zwölf mit Sammetgewändern bekleidete Edelknaben von wunderbarer Schönheit auf weißen Pferden. Hinter ihnen kam endlich, umgeben von gut gerüsteten Leuten, in einem sechsrädrigen, mit Silber verzierten Wagen der Gesandte selbst; er saß auf einem silbernen Sessel und zeigte eine solche Würde und Pracht, daß man daraus auf die Macht des Herrn, welchem er diente, schließen konnte. Wir besuchten auch eines Tages im Gefolge des Mitaquers diesen Gesandten, der sich Leyrigau nannte, in seiner Wohnung und waren nicht wenig erstaunt über die daselbst zur Schau gelegte Pracht. Wir bemerkten besonders fünf mit kostbaren Tapeten behängte Gemächer; in jedem derselben befand sich ein Baldachin von Brocat und vor diesem ein Tisch mit einem Becken und einer Gießkanne von Silber nebst einem prachtvollen mit golddurchwirktem Seidenzeuge überzogenen Sessel; dabei stand eine silberne Räucherpfanne, aus welcher köstliche Wohlgerüche aufstiegen; in einem daranstoßenden Saale war auf einer Erhöhung eine mit Damast bedeckte Tafel aufgestellt, auf der man mehrere Löffel und Gabeln von Gold und kleine Salzfässer von demselben Metalle wahrnahm; an den vier Ecken der Tafel hingen vier vergoldete Kronleuchter, um während der Nacht das nöthige Licht in diesem Raume zu verbreiten. An der Thüre eines jeden Gemachs hielten zwölf prachtvolle Hellebardiere Wache, um jeden Unberufenen abzuweisen. Die Hauptaufgabe dieses Gesandten bestand in dem Auftrage, Unterhandlungen wegen einer Heirath des Caram mit der Schwester des Chans der Tartaren, welche Meicavidau (reicher Saphir) hieß, anzuknüpfen. Diese Dame war etwa dreißig Jahre alt und genoß wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen großes Ansehen und allgemeine Liebe.

Hundertundfünfundzwanzigstes Kapitel.

Zweite Vorstellung bei dem Chan und Entlassung.

Kaum waren die Verlobungsfeierlichkeiten vorüber, als der Chan wieder an die Fortsetzung des Krieges mit dem chinesischen Reiche dachte und den Entschluß faßte, die Schmach, die er durch die Aufhebung der Belagerung von Pekin auf sich geladen zu haben glaubte, auszutilgen. Er versammelte deshalb den Kriegsrath, schloß Bündnisse mit den benachbarten Fürsten und machte großartige Rüstungen. Als wir nun sahen, daß von dem Versprechen, uns die Freiheit zu schenken, nicht mehr die Rede war, so wandten wir uns an den Mitaquer, welcher die Ordnung dieser Angelegenheit übernommen hatte, und erinnerten ihn an sein uns gegebenes Wort. Er war keineswegs ungehalten über diese Mahnung, sondern versicherte uns, daß er unsere gerechte Sache bei der ersten Gelegenheit wieder bei dem Chan in Erinnerung bringen werde, über welche Zusage wir sehr erfreut waren. Er begab sich auch wirklich schon am folgenden Morgen in das Pontiveu oder Haus, wo der Chan die Bittschriften und Gesuche annimmt, um unsere Freiheit zu erbitten, und erhielt den Bescheid, daß er in kurzer Zeit eine Gesandtschaft an den König von Cochinchina abfertigen und uns mit derselben auf den Weg nach unserer Heimath absenden, auch für unsere Bedürfnisse auf der Reise Sorge tragen werde. Wir mußten mit diesem Bescheide zufrieden sein, und nach etwa zehn Tage erhielten wir den Befehl, nochmals am Hofe zu erscheinen, um uns von dem Chan zu verabschieden. Wir wurden mit den gewöhnlichen, schon oben beschriebenen Förmlichkeiten eingeführt. Er empfing uns mit sehr gnädigem Lächeln und ließ uns durch den Mitaquer fragen, ob wir in seine Dienste treten und mit ihm in den Krieg ziehen wollten, wofür er uns reichen Sold anbiete und unseren Leistungen entsprechende Belohnung zusichere. Der Mitaquer erwiderte in unserm Namen, daß wir in unserer Heimath verheirathet, unsere Kinder durch unsere längere Abwesenheit aller Unterstützung beraubt seien und in große Noth und Armuth gerathen würden. Wir bestätigten die Wahrheit dessen, was der Mitaquer sagte, durch unsere Geberden, und als der Chan sagte, er wolle den Pfändern unserer Liebe die

nöthige Unterstützung nicht länger entziehen und unserm Verlangen entsprechen, küßten wir, um unsern Dank kund zu geben, dreimal den Boden und riefen in tartarischer Sprache aus: „Mögen Deine Füße auf tausend Geschlechtern ruhen, auf daß Du Herr seist über Alle, welche die Erde bewohnen.“ Bei diesen Worten fing der Chan an zu lachen und sprach zu einem der bei ihm sitzenden Großen: „Diese Leute sprechen, als wären sie in unserem Lande erzogen.“ Darauf richtete er seine Blicke auf Georg Mendez, welcher neben dem Mitaquer stand, und stellte an ihn die Frage: „Und Du, was willst Du thun? Willst Du gehen oder bleiben?“ Mendez, welcher sich längst auf die Antwort vorbereitet hatte, entgegnete: „Herr, ich habe weder Weib noch Kinder, die um mich weinen, und ich wünsche nichts sehnlicher, als in die Dienste Eurer Herrlichkeit zu treten, wenn es Euch beliebt.“ Der Chan lächelte wieder und sprach einige Worte mit den Hofherren, welche wir nicht verstanden. Wir verabschiedeten uns nun und zogen uns in unsere Wohnung zurück, wo wir uns reisefertig machten. Am dritten Tage ließ uns der Chan viertausend Thaler Reisegeld einhändigen, und Georg Mendez, welcher bereits eine Bezahlung von sechstausend Ducaten bezog, schenkte uns noch tausend Ducaten. Er begleitete uns noch eine Tagereise weit und sagte uns unter vielen Thränen Lebewohl, bitter bereuend, daß er sich selbst zu einer freiwilligen Verbannung verurtheilt hatte.

Hundertundsechsundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Tuymican. Der Götzentempel Singuafatur.

Am 9. Mai 1544 schifften wir uns mit dem cochinchinesischen Gesandten, welcher heimkehrte, und mit dem tartarischen, welcher dessen Besuch erwiderte, auf dem bei Tuymican vorüberströmenden Flusse ein und erreichten noch an demselben Tage Guatypamor, eine hohe Schule der Lamas, wo wir von dem Vorsteher derselben sehr gut empfangen und bewirthet wurden. Am nächsten Tage gelangten wir nach Puxanguim, einer kleinen, aber wohlbefestigten Stadt, deren Vertheidigungsgeschütz aus hölzernen, wie

Pumpenstöcke gestalteten Kanonen bestand, welche durch eiserne Reife zusammengehalten wurden. Als wir unsere Verwunderung darüber kundgaben, erzählten uns die Gesandten, diese hölzernen Feuerschlünde hätten Leute verfertigt, welche sich Alemanis nannten und aus einer Gegend kamen, die Mosco heiße. Sie seien über einen großen und tiefen See mit salzigem Wasser in neun Schiffen in Gesellschaft einer verwittweten Frau gekommen. Diese Frau sei Gebieterin eines Ortes gewesen, welcher den Namen Gaytor führe, und von einem Könige von Dannemark aus ihrem Besitzthum vertrieben worden; der Urgroßvater des jetzigen Chans der Tartarei habe ihr Schutz gewährt, ihre drei Söhne aber zu angesehenen Herren gemacht und ihnen Frauen aus seiner Verwandtschaft gegeben, wodurch sie mit den bedeutendsten Familien des Landes in Verbindung gekommen seien. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Fahrt auf dem Flusse fort, berührten die gewerbreiche Stadt Euxcau und gelangten nach fünf Tagen zu dem großen Tempelgebäude Singuafatur, wo innerhalb einer Ringmauer, die einen Umfang von mehr als einer Meile hatte, hundertundvierundsechzig lange und breite, Zeughäusern ähnliche Gebäude standen, welche bis unter das Dach mit unzählbaren Todtenschädeln angefüllt waren. Außerdem sah man noch vor jedem der Häuser ungeheure Haufen von Schädelknochen, welche die Dächer weit überragten, so daß nur die Vorderseite des Gebäudes sichtbar blieb. Hier befand sich nach Süden hin auf einer kleinen Erhöhung eine Art Söller, auf welchen man auf einer eisernen Treppe stieg und welcher durch vier Thüren in das Innere führte. Auf dem Söller stand an ein Thürmchen von Quadersteinen gelehnt ein mißgestaltetes und Abscheu erregendes, etwa dreißig Klafter hohes und über sechs Klafter breites, aber in allen seinen Theilen verhältnißmäßiges Ungethüm aus Gußeisen, welches eine etwa sechsunddreißig Spannen im Umfange messende eiserne Kugel in den Händen hielt. Der Gesandte der Tartarei, welchem wir unsere Verwunderung über dieses Scheusal kundgaben, erwiderte uns: „Wüßtet ihr, wie groß die Macht dieses Gottes ist und wie sehr es Noth thut, ihn zum Freunde zu haben, so würdet ihr alle eure Kräfte aufbieten, ihm ein entsprechendes Geschenk zu machen, denn ich muß euch sagen, daß der große Heilige, den ihr hier sehet, der Schatzmeister der Gebeine aller Menschen ist, welche je in der Welt gelebt haben, und soll an dem letzten Tage,

wann die Menschen wieder auferstehen werden, jedem Leibe die Gebeine wiedergeben, die ihm angehört haben. Wer ihn aber während seines Lebens nicht ehrt und versäumt, ihm Almosen zu spenden, wird es bereuen müssen, denn es werden ihm die allerschlechtesten und mangelhaftesten Gebeine zu Theil werden, und wird fortan als Krüppel umherwandeln müssen, weshalb ich euch den guten Rath gebe, ihm irgend ein Opfer darzubringen." Auf unsere weitere Frage, was die Kugel in den Händen des Götzen bedeuten solle, bemerkte uns der Gesandte, die Kugel diene ihm, um sie der gefräßigen Schlange an den Kopf zu schleudern, wenn sie aus der Tiefe des Rauchhauses, wo sie wohne, heraufkomme, um die Gebeine zu entwenden. Auf unsere weitere Erkundigung erfuhren wir, daß diese Schlange, welche Pachinauau Beculem Pinaufaque heiße, vor vierundsiebenzigtausend Jahren von der Schildkröte Migania und dem dreitausend Klafter langen Seepferde Tybrem aucam, welches König der Riesen von Funius gewesen, sei gezeugt worden. Nachdem uns der Gesandte diesen und andern haarsträubenden Unsinn, an welchen diese blinden Heiden fest glauben, mitgetheilt hatte, fügte er noch hinzu, daß sich die Almosen, welche man hierher spende, jährlich auf viermalhunderttausend Thaler beliefen, außer den Einkünften, welche der Tempel aus den Zinsen der frommen Stiftungen der Fürsten ziehe. Zum Dienste dieses Götzen sind nach seiner Aussage fortwährend zwölftausend Priester bereit, welche man mit Nahrung und Kleidern versieht, damit sie für die Todten, welchen die aufgeschichteten Gebeine angehörten, beten. Diese Priester dürfen nie ohne die Erlaubniß ihrer Vorgesetzten, die sie Schisangues nennen, die Ringmauer verlassen, haben aber außerhalb derselben sechshundert Diener, welchen es obliegt, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Es ist diesen Priestern des Jahres nur einmal erlaubt, innerhalb der Ringmauer das Gelübde der Keuschheit, welches sie abgelegt haben, zu brechen, außerhalb derselben dürfen sie mit dem weiblichen Geschlechte den freiesten Umgang haben, was nicht als Vergehen betrachtet wird. Es befand sich daselbst sogar ein Serail, worin Mädchen zum Vergnügen der Priester gehalten wurden, und die Libangus oder Aufseherinnen derselben trugen kein Bedenken, solche ärgerliche Verhältnisse zwischen den Priestern und den Mädchen zu vermitteln.

Hundertundsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Talapicor und seine Predigt.

Am Tage nachher kamen wir in eine sehr schöne Stadt, welche Quanginan hieß und wo sich die Gesandten einige Tage aufhielten, um sich mit einigen nöthigen Bedürfnissen zu versehen und den Festlichkeiten beizuwohnen, welche wegen der Anwesenheit des Talapicor, wie man den Papst dieser Heiden nennt, stattfanden. Der Talapicor war auf der Reise zu dem Chan begriffen, um ihn wegen des unglücklichen Ausgangs des Krieges mit China zu trösten. Dieser Würdenträger ertheilte auch den Bewohnern der Stadt zur Belohnung des guten Empfanges, welchen sie ihm bereitet hatten, das Recht, alle Obliegenheiten der Priester zu verrichten und die dafür bestimmten Gebühren in Anspruch zu nehmen. Es ward ihnen dadurch auch die Erlaubniß gewährt, für die ihnen gespendeten Almosen Wechsel auf den Himmel auszustellen. Die Gesandten opferten, um solche Anweisungen zu erhalten, große Summen und entliehen uns sogar die viertausend Thaler, die wir von dem Chan als Reisegeld erhalten hatten, gegen hohe Zinsen. Sie gedachten auch dem Talapicor einen Besuch abzustatten, dieser ließ ihnen jedoch sagen, daß er in dem Tempel der Nonnen des Pontimaqueu eine Predigt halten müsse, wohin wir uns sofort begaben, um sie anzuhören. Der Zudrang der Andächtigen war aber so groß, daß man die Kanzel an einen großen öffentlichen Platz bringen mußte, der sich in weniger als einer Stunde mit Zuhörern füllte. Der Talapicor bestieg mit großer Würde die Kanzel, erhob die Hände zum Himmel und begann seine Rede mit folgenden Worten: „Wie das Wasser die Eigenschaft hat, alle Dinge zu reinigen, und die Sonne die Eigenschaft, alle Geschöpfe zu erwärmen, so hat Gott vermöge seiner himmlischen und göttlichen Natur die Eigenschaft, Allen Gutes zu thun. Wir Alle aber, einer wie der andere, haben die strenge Verpflichtung, diesem Herrn, der uns geschaffen hat und uns ernährt, nachzufolgen und denen, welchen es an Gütern dieser Welt gebricht, zu thun, was unseren eigenen Wünschen entspricht, denn auf diese Weise verdienen wir am sichersten das Wohlgefallen des höchsten Wesens. Denn wie ein guter Vater sich freut, wenn

man seine Kinder beschenkt, so freut sich Gott, welcher der Vater Aller ist, wenn wir einander Gutes thun, woraus nothwendig folgt, daß der Unbarmherzige, welcher sich von der Noth der Armen abwendet, einst von Gott auf dieselbe Weise behandelt und in den Pfuhl der Nacht gestoßen werden wird, wo er ohne Aufhören schreien muß, wie ein Frosch, den der Hunger plagt. Deshalb ermahne ich euch Alle, die ihr Ohren habt, zu hören, thut, was das Gesetz euch befiehlt, zu thun; eure Liebe sei so groß und so allgemein, daß selbst die Vögel in der Luft eure Freigebigkeit fühlen. Dies sollt ihr schon thun, damit die Armen durch die Noth nicht gezwungen werden, nach dem Gute Anderer zu greifen; auch den Priestern sollt ihr geben, was ihnen gebührt, damit sie nicht aus Mangel zu Grunde gehen, wodurch ihr eine eben so schwere Sünde auf euch laden würdet, als wenn ihr euch beigehen ließet, ein junges weißes Kalb zu erwürgen, durch dessen Tod tausend Seelen verloren gingen, welche in ihm wie in einem goldenen Schreine verborgen liegen und den Tag der Verheißung erwarten, an dem sie sollen umgewandelt werden in weiße Perlen, um in dem Himmel zu tanzen, wie Stäubchen in den Sonnenstrahlen." Nachdem er diese und andere Thorheiten gepredigt hatte, riefen die Zuhörer einstimmig: „Tairimida," was so viel heißt als: Wir glauben es.

Hundertundachtundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise bis zu der Stadt Xolor.

Wir setzten nun mehrere Tage unsere Fahrt stromabwärts fort, ohne an das Land zu gehen, sahen aber an beiden Ufern des Flusses eine Menge Städte und große Burgen. Am Abend des vierten Tages gingen wir vor Leschun (Lassa), welche Stadt, wie bei uns Rom, der Mittelpunkt der Religion dieser Heiden ist, vor Anker. Hier sieht man einen Tempel mit mehreren sehr prachtvollen Gebäuden, in denen siebenundzwanzig Könige der Tartaren begraben liegen. Diese Gräber sind alle mit silbernen Platten bedeckt und mit verschieden gestalteten Götzen von demselben Me-

talle geschmückt. Nicht weit davon befindet sich ein großer, mit Mauern und Befestigungen umgebener Raum, innerhalb dessen zweihundertundachtzig Klöster für Männer und Frauen erbaut sind und in denen zweiundvierzigtausend Meningrepos oder Priester wohnen; die zu ihrer Bedienung bestimmten Leute haben ihre Wohnungen außerhalb der Ringmauer. In diesen Klöstern sieht man eine Menge Säulen und darauf silberne und goldene Götzenbilder, welche eben so viele Heilige vorstellen, von deren Leben und Wirken man die albernsten Fabeln erzählt und deren Verdiensten die größere oder geringere Pracht der Säule entspricht, um dadurch die Lebenden zur Nachahmung ihrer Tugenden zu ermuntern. In einem dieser Klöster, welches dem Quiay Frigau oder Gott der Sonnenstäubchen geweiht ist, lebte die Wittwe des Fürsten von Pafua, eine Schwester des Chans der Tartarei, der sechstausend Frauen hieher gefolgt waren und die sich aus Demuth „Besen des Hauses Gottes" nennen ließ. Die Gesandten statteten ihr einen Besuch ab, und sie erkundigte sich bei ihnen über ihr Land und ihre Familie betreffende Dinge. Sie warf auch ihre Augen auf uns und befragte sich, da wir ihr völlig neue Erscheinungen waren, über unsere Herkunft und den Zweck unserer Reise. Nachdem sie uns ein Almosen von zweihundert Thalern hatte reichen lassen, verabschiedeten wir uns und erreichten bald Rendacalem, den Grenzort der Tartarei. Wir betraten nun den Staat Xinaleygrau, wo wir in der Stadt Wulem sehr gut empfangen wurden und uns mit frischen Vorräthen und mit Lootsen für die weitere Fahrt versahen. Wir kamen nach einer Reise von sieben Tagen an den Kanal Catencur und liefen in denselben ein, sowohl um unsern Weg abzukürzen, als auch einem Piraten, welcher den Fluß unsicher machte, auszuweichen. Dieser Kanal, der bald eine nordöstliche, bald eine westliche Richtung hatte, führte uns zu dem See Singapamor, welchen die Eingeborenen Cunebeteh nennen. Aus diesem See, welcher nach der Aussage der Lootsen einen Umfang von sechsunddreißig Meilen hat und welchen die Natur in dieser Binnengegend entstehen ließ, strömen vier breite und tiefe Flüsse. Der erste derselben, welcher Ventrau heißt, durchschneidet in westlicher Richtung die Länder Sornau und Siam und mündet unter dem sechsundzwanzigsten Grade zu Schiantabun in das Meer, der andere, Jangumah genannt, nimmt seinen Lauf nach Südosten durch das Königreich Schiammay, einen Theil von Danbambiur und das

Land der Laos und Geos und mündet bei Martaban im Königreiche Pegu; der dritte Fluß, der den Namen Pomphileu führt und die Gebiete von Monginoco, Meleytay und Souady bewässert, hat seine Mündung auf der Rhede Cosmim bei Arracan, der vierte Fluß soll eben so groß sein, wir erfuhren aber seinen Namen nicht, und die Gesandten konnten uns ebenfalls keine nähere Auskunft geben; vermuthlich ist es aber der Ganges von Sategan im Königreiche Bengalen. Bemerken muß ich noch, daß die Gegenden, welche wir zuletzt durchreist hatten, bei weitem dünner bevölkert waren, als die vorher besuchten Länder. Nachdem wir von dem See Singapamor aus noch sieben Tage lang weiter gefahren waren, kamen wir nach Caleyput, wo uns die Einwohner nicht wollten landen lassen und, als die Gesandten die Landung erzwingen wollten, mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen empfingen, so daß wir froh waren, als wir uns glücklich aus ihrem Bereiche befanden. Wir kamen nun aus dem Kanal wieder in einen breiteren Strom und nach Verlauf von neun Tagen zu der Stadt Tarem, wo die Gesandten von dem Befehlshaber, der dem Könige von Cochinchina unterthan war, glänzend empfangen und mit Allem, was sie verlangten, reichlich versorgt wurden. Wir fuhren nun noch sieben Tage ununterbrochen weiter bis nach Xolor, einer gewerbthätigen Stadt, wo das meiste mit Schmelz überzogene Porzellan verfertigt wird, welches man nach China bringt. Hier blieben wir mehrere Tage und besuchten die ergiebigen Gruben, welche jährlich eine Ausbeute von achttausend Centnern Silber liefern und worin mehr als tausend Arbeiter beschäftigt sind.

Hundertundneunundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft am Hofe des Königs von Cochinchina.

Auf unserer weiteren Fahrt den Fluß abwärts während den nächsten fünf Tagen sahen wir eine Menge großer Städte und Flecken, und überall wohlangebaute fruchtbare Felder und insbesondere üppige Zuckerrohrpflanzungen, denn der Boden ist auf dieser Strecke sehr ergiebig und das Klima ungewöhnlich mild.

Auch schien hier ein großer Wohlstand zu herrschen, denn die angeseheneren Männer waren meistens in Seide gekleidet und ritten auf stattlichen Pferden und die Frauen zeichneten sich aus durch Schönheit und weiße Hautfarbe. So erreichten wir nach einer sehr unterhaltenden Fahrt die Stadt Manaquileu, welche am Fuße des Gebirges Schomay liegt und die Grenze zwischen China und Cochin bildet. Die Gesandten wurden von dem Befehlshaber sehr gut aufgenommen, eilten aber schon am folgenden Morgen nach Quinancari, einem Besitzthume der Muhme des Königs, welchem sie einen Besuch abstatten wollten. Von dieser erfuhren sie, daß der König, ihr Neffe, bereits von dem Feldzuge gegen die Tinocongos zurückkehrt und mit dem Erfolge seines Unternehmens zufrieden war. Er hatte sein Heer verabschiedet und sich nach der Stadt Fanaugrem begeben, wo er sich mit der Jagd und dem Fischfang belustigte, und von wo er erst zu Anfang des Winters nach Uzangueh, der Hauptstadt des Reiches Cochin und seiner Residenz, zu gehen gedachte. Die Gesandten beschlossen auf diese Nachricht hin, ihre Schiffe nach Uzangueh zu schicken und auf dem Landwege nach Fanaugrem zu reisen, wo sich der König aufhielt. Nachdem sie deshalb Pferde für sich und ihre Leute und die zur Fortbringung des Gepäcks nöthigen Rhinocerosse erhalten hatten, machten sie sich alsbald auf die Reise, erreichten aber, da der Weg schlecht war und durch eine rauhe Gebirgsgegend führte, erst nach dreizehn Tagen die große Herberge Taraudachu, welche an dem Ufer eines Flusses liegt, und ritten am nächsten Tage nach der Stadt Lindau Panoo, wo sie Gelegenheit hatten, sich bei dem Befehlshaber derselben, einem Verwandten des Gesandten von Cochinchina, von ihren Mühseligkeiten zu erholen. Der Befehlshaber erzählte ihnen, daß sein Eidam vor Kurzem gestorben sei und daß seine Tochter, die Frau desselben, sich aus Liebe zu ihrem Gemahle, als er nach der dortigen Sitte verbrannt wurde, in den brennenden Holzstoß gestürzt habe. Die Verwandten sprachen mit der größten Bewunderung von dieser edeln That; besonders war der Vater dieser Frau, als er die Nachricht erhielt, sehr gerührt und brach in die Worte aus: „Nun, meine Tochter, weiß ich gewiß, daß Du heilig bist und daß Du Deinem Manne im Himmel dienest; ich verspreche und schwöre Dir deshalb, daß ich Dir wegen des rühmlichen Endes, wodurch Du Deine Abkunft vom königlichen Blute bewährt hast, ein prachtvolles Haus werde bauen

lassen, wohin Du gern zurückkehren wirst, um Dich mit den heiligen Seelen, welche denselben Opfertod gewählt haben, zu ergötzen.“ Nach dieser zu seinem Troste gesprochenen Rede warf er sich mit dem Gesichte zu Boden und verharrte in dieser Lage bis zum nächsten Tage, an welchem die Mönche des Landes kamen, ihn mit der Versicherung, daß seine Tochter heilig sei, trösteten und ihm erlaubten, ihr ein silbernes Standbild zu errichten. Diese Versicherung erfreute den Gesandten so sehr, daß er eine große Summe Geldes unter die Armen vertheilen und glänzende Todtenfeierlichkeiten anstellen ließ, die acht Tage dauerten und denen wir beiwohnten. Nach der Beendigung derselben begaben wir uns in das Kloster Latiparau (Heilmittel der Armen), wo die Gesandten ihren Aufenthalt nahmen, um zu warten, bis der König, dem sie ihre Ankunft gemeldet hatten, sie zu sich bescheiden würde; er ließ ihnen aber sagen, sie möchten nach Agimpur, einer nahe bei Banaugeem liegenden Stadt, gehen und daselbst seine Befehle erwarten.

Hundertunddreißigstes Kapitel.

Empfang am Hofe des Königs von Cochinchina.

Als der König von Cochinchina vernahm, daß mit seinem Gesandten auch ein Gesandter des Königs der Tartarei gekommen sei, schickte er schon am folgenden Tage Passilau Vacam, den Bruder seiner Gemahlin, einen sehr tapfern Prinzen, nach Agimpur, um den Gesandten des Chans mit den gebührenden Ehrenbezeigungen abzuholen. Der Prinz fuhr auf einem sechsräderigen, auswendig ganz mit Silberplatten belegten und mit vier weißen, von goldenem Schmucke strotzenden Pferden bespannten Wagen, welchem sechzig Diener zu Fuß folgten, die in grünes Leder gekleidet waren und Schwerter in goldenen Scheiden an der Seite trugen. Zwölf mit Keulen bewaffnete Trabanten begleiteten sie. Nach diesen gingen andere Leute, welche mit silberbelegten Hellebarden bewaffnet waren und in Kleidern von grüner und grauer Seide prangten und sehr stolz auf ihr Amt zu sein schienen. Nach

dieser Leibwache kamen achtzig Elephanten, welche silberne Sessel auf dem Rücken und Glocken von demselben Metalle am Halse trugen. Vor den Elephanten ritten mehrere prachtvoll gekleidete Edelleute, welchen zwölf mit seidenen Decken behängte Wagen folgten, und diese waren besetzt mit Musikanten, die auf Cymbeln spielten. Als der Prinz dem Gesandten, der ihn erwartete, näher kam und nachdem sie die üblichen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt hatten, was beinahe eine halbe Stunde dauerte, übergab der letztere dem tartarischen Gaste den Wagen und bestieg ein Pferd, um zur Rechten desselben zu reiten, der Gesandte von Cochinchina aber, welcher zurückgekehrt war, ritt auf der linken Seite. In derselben Ordnung, wie der Zug gekommen war, nahm er seinen Weg zurück bis zum ersten Hofe des königlichen Palastes, wo ihn der Befehlshaber der Leibwache, umgeben von vielen Edelleuten, erwartete. Nachdem auch hier wieder viele Förmlichkeiten erfüllt waren, gingen die Gesandten mit dem Prinzen zu Fuß bis zur Thür des Palastes, wo sie auf einen mehr als achtzigjährigen Greis stießen, welcher, wie man uns sagte, der Oheim des Königs war. Sie küßten das Schwert, welches er an seiner Seite trug, und er erwiderte diese Förmlichkeit dadurch, daß er die Hand auf ihr Haupt legte, während sie sich vor ihm bis auf den Boden neigten. Darauf hob dieser den tartarischen Gesandten auf und führte ihn durch einen sehr langen Saal zu einer im Hintergrunde desselben befindlichen Thür, an welcher er dreimal anklopfte. Eine Stimme von innen fragte, wer Einlaß verlange und was des Klopfenden Wunsch sei, worauf der Gesandte ernst erwiderte: „Es ist nach dem alten Brauche wahrer Freundschaft ein Gesandter des großen Xinarau der Tartarei angekommen, um Gehör zu verlangen bei dem Presch au Guimian, den wir Alle als den Herrn unserer Häupter anerkennen." Auf diese Antwort öffneten sich sogleich die Thüren, und wir traten ein; voran ging der Prinz, welcher den tartarischen Gesandten an der Hand führte, dann kam der Gesandte des Königs von Cochinchina mit dem Hauptmann der Leibwache, und diesen schloß sich das Gefolge an, welches drei Mann hoch aufmarschirte. Aus diesem Saale, in welchem sich nur die Leibwache befand, welche auf dem Boden kniete, traten wir in einen zweiten, weit größeren und schöneren Saal, Nagantilay genannt, in welchem wir vierundsechzig kupferne und neunzehn silberne Standbilder sahen, die mit eisernen Ketten um den

Hals angefesselt waren. Als wir mit Verwunderung nach der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung fragten, belehrte uns einer der hier versammelten Priester, daß diese Standbilder die Götter der Timoschuhos seien, welche der König aus dem Tempel derselben genommen und fortgebracht habe zum Zeichen der Unterjochung dieses Volks, um sie bei seinem Einzuge in die Stadt Uzangueh im Triumphe mit sich zu führen. Aus diesem zweiten Saale gelangten wir in ein großes Gemach, in welchem sehr viele schöne Frauen in langen Reihen saßen und zum Theil mit mancherlei Arbeiten beschäftigt waren, zum Theil aber auf verschiedenen Instrumenten spielten und dazu sangen. Jetzt erst kamen wir zu dem Zimmer, worin sich der König aufhielt und an dessen Thüre sechs mit silbernen Keulen bewaffnete Frauen Wache hielten. Wir trafen hier den König in der Gesellschaft einiger Greise und einer Menge schöner Frauen, welche den Gesang junger Mädchen mit ihren musikalischen Instrumenten begleiteten; der König selbst saß auf einem altarähnlichen Throne von acht Stufen unter einem reich vergoldeten Baldachin; um ihn knieten sechs kleine Mädchen mit Sceptern in den Händen und bei ihm stand eine ziemlich bejahrte Frau, welche eine dicke Perlenschnur um den Hals trug und ihn von Zeit zu Zeit fächelte. Der König konnte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein, hatte große Augen, einen blonden Bart und ein ernstes, Strenge verrathendes Gesicht. Sobald die Gesandten eingetreten waren, warfen sie sich dreimal auf den Boden; der eigene Gesandte des Königs blieb liegen, der tartarische aber schritt weiter voran bis zum Throne und sprach mit vernehmlicher Stimme, so daß alle Anwesende seine Worte hören konnten: „Möge die Stütze der Kräfte der Erde und der Athem des erhabenen Gottes, der alle Dinge erschaffen hat, das majestätische Wesen Deiner Größe immerdar beglücken, auf daß Deine Sandalen als Hauptthaare dienen allen Königen, und möge er Dich ähnlich machen den Gebeinen und dem Fleische des großen Fürsten der silbernen Berge, auf dessen Befehl ich gekommen bin, Dich zu besuchen, wie Du ersehen kannst aus diesem mit seinem königlichen Siegel versehenen Schreiben.“ Der König schaute den Gesandten, welcher so gesprochen hatte, mit vergnügtem Gesichte an und erwiderte: „Möge die Sonne Gleichmäßigkeit bringen zwischen die Wünsche des Königs, Deines Herrn, und die meinigen, durch die süße Wärme ihrer lieblichen Strahlen, auf daß die große

Freundschaft, die zwischen uns obwaltet, dauere bis zum letzten Geräusche des Meeres und auf daß der Herr ewig gepriesen sei in Frieden." Darauf sprachen die hohen Herren, welche in dem Gemache versammelt waren, einstimmig: „So verleihe es der allmächtige Gebieter, welcher der Nacht und dem Tage das Dasein giebt." Während nun der König das Schreiben in Empfang nahm und es zu beantworten versprach, begannen die Frauen ihr Spiel und ihren Gesang wieder. Der Gesandte warf sich jetzt von Neuem zu Boden und legte dreimal den Kopf auf die Stufe des Thrones, auf welcher die Füße des Königs standen. Nach dieser Förmlichkeit nahm der Befehlshaber der Leibwache den Gesandten bei der Hand und führte ihn in seine Wohnung, wo er noch drei Tage blieb, bis der König nach Uzangueh abreiste.

Hundertundeinunddreißigstes Kapitel.

Einzug in die Hauptstadt Uzangueh.

In einer zweiten Audienz, welche der tartarische Gesandte bei dem Könige von Cochinchina hatte, brachte er, wie ihm von dem Chan befohlen war, unsere Angelegenheit zur Sprache. Der König gewährte seine Bitte mit der größten Bereitwilligkeit und beauftragte den Gesandten, ihn daran zu erinnern, wenn die günstige Zeit zur Reise gekommen sei. Wir waren über diesen Bescheid sehr vergnügt und verließen Fanaugrem mit dem Gesandten und dem Könige, welcher sich jetzt in kurzen Tagereisen nach seiner Hauptstadt begab. Am ersten Tage speisten wir in der kleinen Stadt Benau zu Mittag und nahmen unser Nachtlager in dem Kloster Pomgatur. An den folgenden Tagen zogen wir durch Mecuy und durch mehrere andere Städte, der König gestattete aber überall keinerlei Empfangsfeierlichkeiten, weil nach seiner Ueberzeugung diese nur dazu dienten, die Beamten übermüthiger zu machen und das Volk auszusaugen. So kamen wir nach der Stadt Lingator, welche an einem von Fahrzeugen sehr belebten Flusse liegt und wo der König fünf Tage blieb, weil er sich von der Reise sehr angegriffen fühlte. Von hier zog er mit einem sehr

kleinen Gefolge weiter und beschäftigte sich auf dem Wege mit der Vogelbeize, woran er sehr großes Vergnügen zu finden schien. Die Nächte brachte er größtentheils in dichtem Walde zu, wo er in einem für ihn hergerichteten Zelte schlief. Als wir an den Baguetor, einen der vier aus dem See Famstir in der Tartarei entspringenden und schon oben erwähnten Flusse, kamen, gingen wir auf bereit stehenden Kähnen über denselben, setzten unsern Weg auf der andern Seite stromabwärts fort bis zu der großen Stadt Natibasoy, und erreichten von da in dreizehn Tagereisen Uzangueh, wo ein glänzender Einzug stattfand. Den Anfang machte die Kriegsbeute, deren wichtigsten Bestandtheil die auf zwölf Wagen prangenden schon erwähnten Götzenbilder ausmachten; nach diesen Wagen, welche die gefangenen Priester weinend und wehklagend begleiteten, kamen vierzig mit Waffen und Fahnen des Feindes beladene Wagen, von denen jeder von zwei Rhinocerossen gezogen wurde, dann folgten zwanzig andere Wagen mit eben so vielen großen Behältern, worin sich, wie man uns sagte, der Schatz der Timocouhos befand. Nach diesen gingen zweihundert Kriegselephanten, welche Thürme auf dem Rücken trugen und deren Zähne mit scharfen Hauwerkzeugen bewaffnet waren. Den Schluß bildeten viele Pferde, welche Säcke mit Schädeln und Gebeinen der erschlagenen Feinde trugen. Als wir uns bereits einen Monat in der Hauptstadt befanden und an mehreren Festen und Schmausereien, welche des errungenen Sieges wegen veranstaltet wurden, Theil genommen hatten, erinnerte der tartarische Gesandte den König an sein Versprechen, uns weiter zu befördern, und dieser machte sogleich Anstalten, alles Nöthige uns zur Verfügung zu stellen. Er ließ ein Schiff ausrüsten, um uns an die Küste von China zu bringen, wo wir nach Malacca und Indien zurückkehrende Fahrzeuge zu finden hoffen durften, und versah uns reichlich mit Lebensmitteln.

Hundertundzweiunddreißigstes Kapitel.

Abreise und Ankunft auf der Insel Tanixumah bei Japan.

Am 12. Januar 1545 verließen wir vergnügt Uzangueh und fuhren auf dem über eine Meile breiten Strome an vielen schönen Städten und Flecken vorbei durch eine Landstrecke, die, nach den schönen Häusern und prachtvollen Tempeln zu urtheilen, sehr reich zu sein schien, bis zu dem Stapelplatze Quangeparun, wo unser Naudelum oder Schiffsherr zwölf Tage blieb, um seinen Tauschhandel mit Silber und Perlen zu treiben, wobei er einen sehr bedeutenden Gewinn machte. In der Nähe dieses Hafenortes sind auch große Silbergruben, welche jährlich eine Ausbeute von viertausend Centnern Silber liefern. Die Befestigung dieser Stadt besteht nur aus einer Backsteinmauer und einem kaum sieben Fuß tiefen und sechs Klafter breiten Graben; auch sah man weder Geschütz noch sonstige Vertheidigungsmittel, und mit fünfhundert entschlossenen Leuten hätte man sich dieses Sammelplatzes unermeßlicher Reichthümer leicht bemächtigen können. Nach einer weiteren Fahrt von dreizehn Tagen liefen wir in den Hafen Sanschan in China ein, wo, wie ich noch erzählen werde, der heil. Franz Xavier starb. Weil hier die Schiffe von Malacca schon abgegangen waren, segelten wir weiter nach dem Hafen Lampacau, wo wir zwei malaiische Junken, eine von Patane und eine von Lugor, antrafen. Hier entstand aber unter uns acht Portugiesen, denen vor Allem zu unserer Rettung die größte Einigkeit nöthig war, durch Meinungsverschiedenheiten ein arger Zwist, der zu Thätlichkeiten führte und den Necoda, der uns hieher gebracht hatte, in nicht geringes Erstaunen über unsere Rohheit versetzte. Er verließ uns in großem Unwillen, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, und auch die beiden Junken gingen unter Segel, ohne uns an Bord zu nehmen. Wir blieben also völlig verlassen an diesem wenig besuchten Orte zurück und wären den größten Gefahren preisgegeben gewesen, wenn nicht der Seeräuber Samiposcheka, der von einem chinesischen Admirale geschlagen worden war, gezwungen gewesen wäre, seine Zuflucht nach der Insel Sanschan zu nehmen, um die wenigen ihm noch gebliebenen Leute, die fast alle verwundet waren, wieder herzustellen. Die Noth veranlaßte uns, ihn um

Aufnahme zu bitten und uns ihm anzuvertrauen, bis wir ein Schiff finden würden, das uns nach Malacca führen könne und wolle. Da die Eintracht zwischen uns noch immer nicht hergestellt war, so gingen drei von uns auf die Junke, welche er selbst befehligte und die fünf anderen auf die Junke, welche er der Führung seines Neffen anvertraut hatte. Seine Absicht war, nach dem achtzig Meilen entfernten Hafen Lailo zu steuern, als wir aber noch nicht lange in dieser Richtung mit einem guten Winde gesegelt waren, wurden wir in der Nähe des Salzflusses von einem andern Seeräuber, der über sieben große Junken gebot, angegriffen. Während des hartnäckigen Kampfes gerieth die eine unserer Junken, auf welcher sich unsere fünf Landsleute befanden, in Brand, ohne daß wir ihnen hätten Hülfe leisten können, denn wir anderen Drei wurden ebenfalls schwer verwundet; es gelang unserer Junke jedoch, da der Wind ihr günstig war, zu entkommen und, obgleich sie arg zugerichtet war, ihren Weg im Angesichte des Landes fortzusetzen. Am dritten Tage aber erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß wir die Küste aus dem Gesichte verloren und in die hohe See hinausgeschleudert wurden. Nach einer mühseligen Irrfahrt von dreiundzwanzig Tagen entdeckten wir endlich eine Insel, der wir uns näherten. Sobald wir vor Anker gegangen waren, besuchten uns mehrere Leute in zwei kleinen Kähnen und fragten, woher wir kämen. Auf unsere Erwiderung, daß wir China verlassen hätten, um Handel zu treiben, und auf unsere weitere Erkundigung, ob wir hier die Erlaubniß dazu erhalten würden, bemerkten sie uns, daß der Statthalter dieser Insel, welche Tanirumah heiße, dieß gern gestatten würde, wenn man die vorgeschriebene Abgabe an Japan, das große Land, welches wir vor uns sähen, entrichte. Sie zeigten uns darauf den Hafen, auf welchen wir sogleich zusteuerten, um hinter einer Landspitze bei der großen Stadt Miaygimah vor Anker zu gehen. Es erschienen bald einige Kähne mit Erfrischungen, welche wir sogleich kauften, da wir ihrer sehr bedürftig waren.

Hundertunddreiunddreißigstes Kapitel.

Besuch des Statthalters von Tanixumah an Bord.

Wir hatten kaum zwei Stunden die Anker ausgeworfen, als der Statthalter der Insel mit mehreren Kaufleuten an Bord kam und einige mitgebrachte Kästen mit Silberbarren öffnen ließ, um mit uns Tauschhandel zu treiben. Wir drei Portugiesen fielen ihm sogleich durch unsere Bärte und durch unsere Gesichtsbildung ganz besonders auf, und da er uns unmöglich für Chinesen halten konnte, so fragte er den Schiffseigenthümer, woher und wer wir seien. Dieser antwortete, wir gehörten einem Lande an, welches Malacca heiße und seien dorthin vor mehreren Jahren aus einem mächtigen Reiche der Welt gekommen, welches man Portugal nenne. Er war darüber sehr erstaunt und rief zu seinen Leuten gewendet aus: „Ich will des Todes sein, wenn diese Männer nicht die Schienschicogis sind, von denen in unseren Büchern geschrieben steht, daß sie auf der Höhe der Gewässer fliegen und auf denselben die Bewohner des Landes unterjochen werden, wo Gott die Reichthümer der Welt geschaffen hat, weshalb es für uns ein großes Glück sein wird, wenn sie als gute Freunde in unser Gebiet kommen." Er rief darauf eine alte Frau von den Lekiosinseln herbei, die ihm als Dolmetscherin diente, und ließ durch diese, da sie die Sprache des Schiffsherrn verstand, denselben fragen, wo er die fremden Männer gefunden und in welcher Absicht er sie mit sich nach Japan gebracht habe. Er antwortete, wir seien ehrliche Kaufleute, die er zu Lapacau getroffen habe, wohin wir durch einen Sturm verschlagen worden seien, und gegen die er Barmherzigkeit geübt habe, auf daß ihm Gott gnädig sein und ihn vor einem ähnlichen Unglücke bewahren möge. Der Statthalter, welcher durch diese Auskunft befriedigt schien, stellte nun noch mehrere Fragen über die Beschaffenheit der Junke und ihren Inhalt, woraus wir schließen konnten, daß die Befriedigung seiner Neugierde ihm vor Allem am Herzen lag. Er nahm darauf den Schiffsherrn und uns Portugiesen auf die Seite und lud uns auf den folgenden Tag in sein Haus ein, mit dem Ersuchen, ihm ausführlicher die Neuigkeiten der großen Welt, die Erfahrungen, die wir auf den Reisen in derselben gemacht, und die Geschichte unserer

Erlebnisse mitzutheilen. „Denn wisset," fügte er hinzu, „daß diese Erzählungen mir weit angenehmer sind, als alle Waaren, die ihr mir bieten könnt." Er nahm nun Abschied und schickte uns eine große Barke mit Erfrischungen, worunter sich auch Weintrauben, Birnen, Melonen und andere Erzeugnisse dieser Gegend befanden, die uns äußerst willkommen waren. Wir erwiderten dieses Geschenk durch einige kostbare Stoffe und chinesische Kleinigkeiten, und der Necoda oder Schiffsherr ließ ihm sagen, daß wir unsern Besuch abstatten würden, sobald unsere Junke an einer guten Stelle in Sicherheit gebracht sei. Der Necoda begab sich auch wirklich am folgenden Morgen mit uns und mehreren Chinesen, auf welche er vertrauen konnte, an's Land und ging zu dem Statthalter, um ihm Proben der mitgebrachten Waaren vorzuzeigen und ihm den Werth derselben anzugeben. Der Statthalter ließ die vornehmsten Kaufleute der Stadt zusammenrufen und wurde alsbald über den Preis einig. Man wies nun dem Necoda ein Haus an, worin die Handelsgeschäfte besorgt werden sollten, und wo er bis zu seiner Abreise wohnen könne. Nachdem diese Angelegenheiten abgethan waren, wandte sich der Nautaquin oder Statthalter wieder zu uns und bestürmte uns mit Fragen über allerlei Dinge. Wir antworteten ihm mehr, wie es ihm zu gefallen und es unserem Vortheile zu entsprechen schien, als der Wahrheit gemäß. Die erste Sache, welche er vorbrachte, war die Bemerkung, daß er von den Chinesen und den Lekios gehört habe, Portugal sei größer und reicher, als China, was wir natürlich auch bestätigten, die zweite Frage war, ob die Versicherung, die man ihm gegeben, daß unser König zur See den größten Theil der Welt erobert habe, wahr sei, wir bejahten auch dieses im fernen Osten von Asien verbreitete Gerücht, zuletzt erkundigte er sich, ob unser König wirklich zweitausend Häuser besitze, die bis unter das Dach mit Gold und Silber angefüllt seien. Wir antworteten, daß wir, weil das Königreich Portugal sehr groß sei, die Zahl der Häuser nicht genau anzugeben wüßten, daß aber das ganze Land ungeheuer reich an großen Schätzen sei, die man unmöglich übersehen und berechnen könne. Nach dieser übertreibenden Prahlerei wandte sich der Nautaquin zu den Seinen mit den Worten: „Sicherlich kann keiner der Machthaber, die jetzt auf der Welt leben, glücklich sein, wenn er nicht Vasall des Königs dieser Leute ist." Als der Necoda nun mit seinen Leuten Abschied nahm, bat er uns, diese Nacht am

Lande und bei ihm zuzubringen, um noch weiter seine Wißbegierde zu befriedigen, wobei er uns noch die Versicherung gab, daß er uns am folgenden Morgen eine bequeme Wohnung neben der seinigen werde einrichten lassen, womit wir sehr zufrieden waren.

Hundertundvierunddreißigstes Kapitel.

Verbreitung des Feuergewehrs in Japan.

Der Necoda ließ am folgenden Morgen seine Waaren an's Land bringen und sie in den ihm angewiesenen Gemächern zur Schau auslegen; er verkaufte sie alle in der Zeit von drei Tagen, weil der Vorrath nicht sehr groß war und das Land großen Bedarf hatte. Er wurde deshalb für seinen Verlust in dem Treffen mit dem Corsaren entschädigt und erlöste aus den Waaren, die etwa einen Werth von fünftausend Thalern hatten, mehr als dreißigtausend Thaler. Wir Portugiesen, die wir keine Waaren abzusetzen hatten, verkürzten uns die Zeit mit der Jagd und mit dem Besuche der Tempel dieser Heiden, welche sehr prachtvoll und reich waren und in welchen die Bonzen, wie diese Leute ihre Priester nennen, uns sehr freundlich empfingen, wie denn überhaupt Freundlichkeit ein sehr angenehmer Zug des japanesischen Charakters ist. Einer von uns drei Portugiesen, welcher Diego Zeimoto hieß und ein sehr guter Schütze war, ging zuweilen mit seiner Flinte, die er in allen Unfällen zu retten gewußt hatte, auf die Jagd und schoß mehrere Enten, worüber die Japanesen, die keinen Begriff von der Einrichtung und Wirkung des Feuergewehres hatten, so sehr erstaunt waren, daß sie die Nachricht von diesem Wunder sogleich dem Nautaquin hinterbrachten. Dieser beschied Zeimoto zu sich und gerieth über die schnelle Wirkung dieser Waffe, die ihm der Portugiese zeigte, in solche Verwunderung, daß er diesen hinter sich auf sein Pferd sitzen und durch seine Herolde vor allem Volke ausrufen ließ, daß er den Zeimoto als seinen Verwandten angenommen, und daß jeder Bewohner der Insel Tanixumah ihn als solchen zu ehren habe. Er führte ihn an der

Hand in den Palast und setzte ihn an der Tafel an seine Seite und erzeigte auch uns beiden anderen Portugiesen seinetwegen viele Ehre. Zeimoto war über diese Aufmerksamkeit so sehr überrascht, daß er dem Nautaquin eines Tages die Flinte als Geschenk anbot. Dieser nahm sie sehr gern an und gab dem Schützen als Gegengeschenk zweitausend Thaler. Dabei bat er ihn aber, ihn zu lehren, wie man das Pulver bereite, weil ihm sonst die Flinte keinen Nutzen bringen könne. Zeimoto lehrte die Japanesen die Verfertigung des Pulvers, und diese wußten in ihrer bekannten Kunstfertigkeit die Flinte alsbald so geschickt nachzuarbeiten, daß sich, als wir in etwa einem halben Jahre abreisten, mehr als sechshundert Feuergewehre auf der Insel befanden und später, als mich der Vicekönig Alphonso de Noronha im Jahre 1556 nach Japan sandte, alle Städte dieses Reiches reichlich mit dieser Waffe versehen waren und man sie zum Gegenstande eines lohnenden Handels gemacht hatte, denn dieses Volk findet großen Gefallen am Kriegshandwerk und übertrifft darin alle benachbarten Völker.

Hundertundfünfunddreißigstes Kapitel.

Sendung Pinto's zu dem Könige von Bungo.

Wir hatten schon fast einen ganzen Monat auf der Insel Tanixumah zugebracht und erfreuten uns eines sorglosen, sehr angenehmen Lebens, als eines Tages ein Schiff des Königs von Bungo in den Hafen einlief, welches ein Schreiben dieses Königs an den Nautaquin überbrachte, das diesen sehr nachdenklich machte; endlich eröffnete er uns, daß der Brief uns Portugiesen beträfe, und ersuchte uns, von dem Inhalte desselben Kenntniß zu nehmen. Er ließ ihn uns durch den Dolmetscher vorlesen und er lautete wie folgt: „Rechtes Auge meines Antlitzes, Nautaquin von Tanixumah, ich Orgembo, der ich Dein Vater bin in der aufrichtigen Liebe meines Herzens, ich König von Bungo und Facata, thue Dir zu wissen, mein Sohn, durch die Worte meines Mundes, wie vor einiger Zeit Unterthanen Deines Landes die Nachricht hierher gebracht haben, daß in Deiner Stadt drei Schenchicogins vom

Ende der Welt angekommen sind, welche Schwerter an ihrer Seite tragen und nicht Kaufleuten gleichen, sondern einem höheren Stande angehören und vor Allem auf Ehre halten und sich Ruhm zu erwerben suchen. Ferner habe ich vernommen, daß diese Männer Dich von allen Dingen der Welt unterhalten und Dir erzählt haben, daß es noch eine andere Welt gäbe, die weit größer als die unsrige, von schwarzen und braunen Menschen bevölkert und voll wunderbarer Dinge sei. Ich bitte Dich deshalb, mein Sohn, mir durch Fingeandono, welchen ich zum Besuche meiner Tochter schicke, einen der drei Fremden, die Du bei Dir im Hause hast, zu senden, damit er mich in meiner Krankheit, die mir, wie Du weißt, viele Schmerzen verursacht, durch seine Unterhaltung erheitere. Ich ersuche Dich zugleich, mir durch meinen Gesandten Fingeandono Nachrichten von meiner Tochter zukommen zu lassen, welche, wie Dir bekannt, das Lid meines rechten Auges ist." Nachdem der Brief vorgelesen war, fügte der Nautaquin hinzu: „Der König von Bungo ist der Vater meiner Frau und liebt mich nicht weniger als seine eigenen Kinder, weshalb ich ihm gefällig sein und seinem Wunsche entsprechen möchte. Da ich Zeimoto nicht von meiner Seite lassen kann, bis er mich vollkommen in der Handhabung des Feuergewehrs unterrichtet hat, so stelle ich an euch beide Anderen die Frage, ob einer von euch sich entschließen kann, nach Bungo zu gehen, um meinem Schwiegervater den ersehnten Trost zu gewähren?" Von dieser huldvollen Gnade überrascht und in der Hoffnung einer reichen Belohnung erwiderten mein Gefährte Christoph Boralho und ich, er könne unter uns wählen, wen er zu seinem Schwiegervater senden wolle, wir seien jederzeit bereit, seinen Befehlen zu gehorchen. Der Nautaquin, sehr erfreut über diese Antwort, dachte einige Augenblicke nach, deutete dann auf mich und sagte: „Ich ziehe vor, diesen da zu schicken, weil er weniger ernst und heiterer Gemüthsstimmung ist, weil die Japaner an einem solchen Charakter großes Wohlgefallen haben, und weil dieser auch eher im Stande ist, einem Kranken die Langeweile zu verscheuchen." Er stellte mich darauf dem Gesandten als seinen Reisegefährten vor und ließ mir zur Bestreitung der nöthigen Kosten vierhundert Thaler auszahlen. Ich traf sogleich meine Vorbereitungen und stieg, sobald diese beendigt waren, mit Fingeandono zu Schiff, berührten den Hafenort Hiamangoh, die schönen Städte Quanquixumah und Tanora und erreichten endlich die Festung

Osquy, welche etwa noch sechs Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, und wo wir unser Schiff verließen, um unsern Weg nach derselben zu Land fortzusetzen. Als wir um Mittag in der Hauptstadt Fuschah ankamen, wo wir zuerst in Fingeandono's Haus einkehrten, um erst den König zu fragen, wann es ihm gelegen sei, uns zu empfangen. Er schickte sogleich, als er unsere Ankunft erfuhr, seinen etwa zehnjährigen Sohn mit vielen Edelleuten, um uns abzuholen und zu ihm zu bringen. Wir fanden ihn im Bette, und nachdem ihm der Gesandte den Brief des Nautaquin überreicht und einige Fragen beantwortet hatte, ließ er mich, da ich in einiger Entfernung stehen geblieben war, näher kommen und empfing mich sehr freundlich mit den Worten: „Deine Ankunft in meinem Lande ist mir nicht weniger angenehm, als der Regen, welcher vom Himmel fällt, meinen mit Reis besäeten Feldern nützlich ist." Da mir diese Art der Bewillkommnung völlig neu war, so blieb ich ihm die Antwort schuldig. Er sah die um ihn versammelten Edelleute an und sprach zu ihnen: „Ich glaube, der Fremdling ist wegen der Anwesenheit so vieler Herren verlegen, wir wollen deshalb seine Vorstellung verschieben, bis er sich gefaßt hat." Ich sammelte nun allen meinen Muth und erwiderte: „Ich bin wirklich verwirrt, wie Eure Hoheit bemerkt, aber nicht wegen der Menge der Anwesenden, sondern weil ich mich unvermuthet zu den Füßen eines so großen Königs befinde, was hinreichen würde, mich auf tausend Jahre stumm zu machen, wenn mir vergönnt wäre, so lange zu leben." Auch noch andere übertriebene Höflichkeiten und Lobreden fügte ich hinzu, welche die Größe des Königs und meine Geringfügigkeit darstellen sollten, so daß ich selbst über meine närrische Unverschämtheit erstaunt war; die Hofleute klatschten aber erstaunt in die Hände und bemerkten dem König, meine Worte bewiesen offenbar, daß ich kein Kaufmann und kein anderer gewöhnlicher Mensch sein könne, sondern mich als einen Mann von hoher Abkunft verrathe, welcher weit über das Meer gekommen sei. Der König selbst stimmte dieser Ansicht bei und befahl Allen zu schweigen, da er allein Fragen an mich stellen und allein das Vergnügen haben wolle, meine Antworten zu hören, denn er hoffe dadurch wieder Lust zum Essen zu bekommen und auf diese Weise seine Krankheit zu heben, da er schon jetzt keinen Schmerz mehr verspüre. Die Königin und ihre Töchter waren über diese Worte so sehr erfreut, daß sie sich

auf den Boden warfen und ihre Hände zum Himmel erhoben, um Gott für diese große Gnade zu danken.

Hundertundsechsunddreißigstes Kapitel.

Lebensgefahr, in welche Pinto geräth.

Kurz darauf ließ mich der König an sein Bett, in welchem er von Gichtschmerzen gefesselt lag, rufen, und als ich ganz dicht an demselben stand, sprach er zu mir: „Ich bitte Dich, lasse es Dir nicht langweilig so nahe bei mir sein, denn es macht mir Vergnügen, Dich zu sehen und mit Dir zu sprechen; Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du mir sagen wolltest, ob Du in Deinem Vaterlande, welches am Ende der Welt liegt, nicht irgend ein Mittel erfahren hast, welches gegen das Uebel hilft, das mich lähmt, oder den Mangel an Eßlust hebt, denn ich kann schon fast zwei Monate gar nichts genießen.“ Ich erwiderte ihm, daß ich selbst nicht das Geringste von der Arzneikunst verstehe, daß sich aber in der Junke, mit welcher ich aus China gekommen sei, ein Holz befinde, welches in Wasser gekocht die langwierigsten und schlimmsten Krankheiten heile. Er verspürte auf diese Versicherung ein so unwiderstehliches Verlangen nach diesem Holze, daß er augenblicklich nach Tanixumah, wo die Junke lag, schickte, um Nachforschungen nach diesem Heilmittel anzustellen. Das Holz wurde sogleich dem Könige überbracht, und ein Aufguß von demselben heilte ihn, nachdem er ungefähr einen Monat davon getrunken, vollständig, obschon er gänzlich gelähmt war und fast die Arme nicht bewegen konnte. Mir fehlte es während dieser Zeit in der Stadt Fuschah keineswegs an Unterhaltung, denn ich mußte dem König, der Königin, den Prinzen und den Hofleuten eine Menge von Fragen beantworten, die aber größtentheils so einfältig waren, daß ich sie gar nicht wiederholen und den Leser damit langweilen mag. Größeres Vergnügen gewährte es mir, den Festlichkeiten dieses Volkes beizuwohnen, ihre Tempel, ihre Zeughäuser und ihre Schiffswerften zu besuchen und ihre kriegerischen Uebungen, in welchen sie sich sehr gefallen, und ihre Art zu jagen und zu fischen

zu beobachten. Oft griff ich auch zu meiner Flinte, um Enten, Tauben und anderes Geflügel, woran diese Gegend sehr großen Ueberfluß hat, zu schießen. Diese Art zu jagen, welche den Eingeborenen unbekannt war, erregte in sehr hohem Grade ihre Aufmerksamkeit, und Arischaudono, der zweite Sohn des Königs, ein Jüngling von siebenzehn Jahren, den er ganz besonders liebte, bestürmte mich fortwährend mit Bitten, ihn in der Handhabung des Feuergewehrs zu unterrichten, ich suchte aber stets aus guten Gründen seinem Begehren auszuweichen, indem ich die große Schwierigkeit dieser Kunst vorschützte. Als aber eines Mittags der Prinz in meine Wohnung kam und mich schlafend fand, nahm er die Flinte von dem Haken, um sich in dieser Kunst zu versuchen, füllte den Lauf fast bis zur Hälfte mit Pulver und legte auf einen nicht weit entfernten Pomeranzenbaum an. Beim Losfeuern des Schusses sprang die Flinte in Stücke und das eine derselben zerschmetterte ihm beinahe den ganzen Daumen der rechten Hand. Der Prinz fiel augenblicklich wie todt zu Boden, seine Begleiter aber ergriffen die Flucht und eilten nach dem Palaste, wo sie riefen, die Flinte des Fremden habe den Prinzen getödtet. Als ich von dem Knall erwachte und den Prinzen in seinem Blute schwimmen sah, verlor ich selbst alle Besinnung, warf mich selbst neben den Unglücklichen und umschlang ihn mit meinen Armen. Unterdessen war das Volk schon in Aufregung gekommen und stürmte bewaffnet nach meiner Wohnung. Der König erschien ebenfalls auf einer von vier Männern getragenen Bahre, und hinter ihm kam zu Fuß die Königin auf zwei Hoffrauen gestützt. Die Begleiter drangen, als sie den Prinzen in einem so jammervollen Zustande sahen, mit blanker Waffe auf mich ein und hätten mich unfehlbar niedergemetzelt, wenn der König, welcher kaltblütiger war, sie nicht zurückgehalten hätte. „Laßt uns erst," sprach er, „dem Hergange der Sache nachforschen, denn ich fürchte, daß die That einen tieferen Grund hat und der Fremde von Verräthern angestiftet ist." Zuerst wurden die Edelleute, welche den Prinzen begleitet hatten, herbeigebracht, und ihre Versicherung, daß meine Flinte ihn durch den Zauber, der in dem Laufe sitze, getödtet habe, erbitterte die tobende Menge noch mehr, welche meine augenblickliche Hinrichtung verlangte. Der Präsident des Gerichts, die Richter und die Henker ließen nicht lange auf sich warten, und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht gerade noch zur rechten Zeit der Prinz

wieder zu sich gekommen wäre und seine Eltern gebeten hätte, nicht mir, sondern ihm selbst das Unglück, welches ihn betroffen, zuzuschreiben; zugleich ersuchte er sie, mir die Fesseln, welche man mir angelegt hatte, wieder abzunehmen, wenn man ihn nicht von Neuem tödten wolle. Der König ließ mich sogleich von den Handschellen befreien und nach einander viele Bonzen holen, um dem Prinzen einen Verband anzulegen, welche aber alle damit nicht fertig werden konnten. Endlich beschloß man den durch seine Kunst berühmten Bonzen Teixe Andono aus der siebenzig Meilen entfernten Stadt Facatah herbeiholen zu lassen. Der Prinz widersetzte sich aber aus allen seinen Kräften diesem Vorschlag, indem er sagte, daß er nicht mehr so lange leben werde, bis dieser altersschwache Mann herbeigebracht werden könne. „Nur der Fremdling," fuhr er fort, „der mich nach eurer Meinung verwundet hat, wird mich heilen. Auch will ich lieber von der Hand dessen, der so viele Thränen um mich vergossen hat, sterben, als von dem Bonzen von Facatah berührt sein, der in seinem Alter von zweiundneunzig Jahren nicht weiter sieht als seine Nase reicht."

Hundertundsiebenunddreißigstes Kapitel.

Pinto heilt den Prinzen. Abreise und Schiffbruch.

Der König von Bungo, vor Schmerz außer sich über den Unfall und das Leiden seines Sohnes, wandte sich jetzt zu mir und sprach zu mir mit wehmüthigem Gesicht: „Fremdling, wenn Du meinem Sohne Hülfe leisten kannst in dieser Lebensgefahr, so zögere nicht, denn ich schwöre Dir, wenn Du es thuest, so werde ich Dich nicht weniger schätzen, als ihn selbst, und ich werde Dir Alles geben was Du verlangst." Ich bat darauf den König, er möge vor Allem die Menschenmenge entfernen, weil diese dem Verwundeten beschwerlich falle und mich verwirre. Nachdem dies auf seinen Wink sogleich geschehen war, näherte ich mich dem Prinzen, um seine Wunden genauer zu untersuchen, und fand zu meiner Beruhigung, daß nur zwei davon von Bedeutung waren; die eine befand sich an der Stirn und schien mir nicht sehr gefährlich, die

andere an der rechten Hand, von welcher der Daumen zur Hälfte abgerissen war. Ich suchte nun den König zu trösten, indem ich ihm versprach, den Prinzen in Monatsfrist vollkommen herzustellen. Während ich mit der Untersuchung beschäftigt war, hatten ihm die Bonzen fortwährend in die Ohren geraunt, da der Prinz doch unfehlbar noch in dieser Nacht sterben müsse, so werde er besser thun, mir jetzt den Kopf abschlagen zu lassen, als zu dulden, daß ich ihm vorher noch große Schmerzen verursache; auch würde er durch meine Hinrichtung in der Achtung des Volkes steigen. Sie riethen ihm, die Ankunft des Bonzen Teixe Andono abzuwarten, welcher heiliger und gelehrter sei, als alle Anderen und den Prinzen sicherlich schon durch seine Berührung heilen würde. Der König war bereits schwankend geworden und schien immer mehr bereit, dem verderblichen Rathe dieser Diener des Teufels zu folgen, als der Prinz wieder anfing, über heftige Schmerzen zu klagen und inständigst um Linderung derselben bat. Der König gerieth von Neuem in Verzweiflung, als einer der Hofleute bemerkte, es dürfte doch vorzuziehen sein, den Prinzen sogleich zu verbinden, als die Ankunft des Bonzen abzuwarten. Dieser Rath gefiel dem König als der vernünftigste, und er wandte sich nun wieder zu mir mit der Bitte, den Verband anzulegen, und versprach mir von Neuem, diesen Dienst reichlich zu belohnen. Da ich einsah, daß meine Rettung einzig und allein von diesem Versuche abhing, so empfahl ich meine Seele Gott und ging sogleich an's Werk. Ich heftete zuerst die Stirnwunde und dann den Daumen, bedeckte die Stelle mit in Eiweis getauchten Leinwandzupfsel und legte darum einen festen Verband, welches Verfahren ich oft bei ähnlichen Fällen in Indien gesehen hatte. Nach fünf Tagen schnitt ich die Heftfäden entzwei und erneuerte den Verband; schon in zwanzig Tagen waren die Wunden bis auf eine kleine Unbequemlichkeit am Daumen geheilt, weshalb der König und die Hofleute mich mit Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien überschütteten, die Königin und die Prinzessinnen aber mich reichlich mit Geschenken bedachten, so daß ich mit der Belohnung, welche mir der König gab, mehr als fünfzehnhundert Ducaten gewann. Bald nachdem diese Noth überstanden war, erhielt ich von meinen in Tanixumah zurückgebliebenen Landsleuten einen Brief, worin mich diese benachrichtigten, daß der chinesische Corsar, mit welchem wir gekommmen waren, Anstalten zur Abreise treffe. Ich

that dies dem Könige von Bungo zu wissen und bat ihn um die Erlaubniß, nach Tanixumah zurückkehren zu dürfen. Er gewährte mir diese Bitte sogleich bereitwillig und dankte mir nochmals für die glückliche Heilung seines Sohnes. Er ließ mir sodann eine Barke ausrüsten, versah mich mit allem Nöthigen und bestellte zu meiner Begleitung einen seiner Hofleute nebst zwanzig Dienern. Wir reisten an einem Samstag in der Frühe von Funscheh ab und erreichten am nächsten Samstage gegen Abend Tanixumah, wo ich von meinen Gefährten mit großer Freude empfangen wurde. Wir blieben hier noch etwa vierzehn Tage, bis alle Geschäfte besorgt waren, und gingen dann nach Liampo, einem schon erwähnten chinesischen Hafen, unter Segel. Wir wurden von den Einwohnern und unseren hier ansässigen Landsleuten sehr wohl empfangen und erzählten ihnen außer anderen Erlebnissen und Merkwürdigkeiten von dem von uns entdeckten neuen Lande Japan und von den großen Reichthümern desselben. Da sie überzeugt waren, daß die ersten Kaufleute, welche Waaren dahin bringen würden, einen ungewöhnlich großen Gewinn machen müßten, so bemühten sie sich um die Wette, Schiffe auszurüsten, und kauften sie den Chinesen, welche diesen Schwindel klug benutzten, zu übermäßig hohen Preisen ab. In vierzehn Tagen waren neun Junken, welche gerade im Hafen lagen, vollständig befrachtet und segelfertig. Obschon viele von ihnen keine der Schiffahrt kundige Piloten an Bord hatten, so wagten sie doch eines Morgens alle zusammen bei schlechtem Wetter und ungünstigem Winde die Anker zu lichten. Ich selbst war so unklug, für mein gewonnenes Geld Waaren einzukaufen und an der Befrachtung einer dieser Junken Theil zu nehmen. Wir segelten während des ersten Tages zwischen dem festen Lande und den Inseln ohne irgend einen Unfall, aber um Mitternacht erhob sich ein mit heftigem Platzregen verbundener Sturm und warf uns auf die Sandbänke von Gotom, wo sieben Junken versanken, wodurch sechshundert Leute in den Wogen ihr Grab fanden und alle Waaren zu Grunde gingen, deren Werth man auf wenigstens dreimalhunderttausend Ducaten schätzte. Nur zwei Junken, welche sich dicht zusammenhielten, entgingen wie durch ein Wunder dem Verderben und setzten ihren Weg bis zu den Lekiosinseln fort. Ich befand mich auf einer derselben und hatte Gott inbrünstig für meine Rettung gedankt, als ein neues Unwetter losbrach und eine der Junken in einer andern Richtung fortschleu-

derte, ohne daß wir je wieder eine Spur von ihr sahen. Gaspar Melo, der Führer unseres Schiffes, ein sehr muthiger Seemann, befahl, als er sah, daß unsere Junke ein starkes Leck hatte und das eingedrungene Wasser bis zu einer Höhe von neun Fuß gestiegen war, die Masten zu kappen; dies geschah aber in solcher Uebereilung und mit so wenig Vorsicht, daß die schweren Bäume im Fallen vierzehn Leute erschlugen. Wir waren darüber sehr betrübt, und da der Sturm immer noch zunahm, so überließen wir das Schiff dem Spiele der Wellen, bis es gegen Untergang der Sonne barst. Als wir unsern traurigen Zustand, in welchem menschliche Hülfe nicht möglich war, vor Augen sahen, nahmen wir unsere Zuflucht zu einem Bilde der Gottesmutter und flehten zu ihr unter vielen Thränen, ihren Sohn um Vergebung unserer Sünden zu bitten. So hatten wir bereits die Hälfte der Nacht zugebracht, als wir auf eine Sandbank geworfen wurden, wo unsere Junke bei dem ersten Anprall in Stücke ging und zweiundsechzig Menschen theils ertranken, theils unter dem Kiele zerquetscht wurden; es entstand nun, da sich auch Frauen und Kinder in der Reisegesellschaft befanden, ein entsetzliches Heulen und Wehklagen, da unsere traurige Lage noch durch die Dunkelheit der Nacht verschlimmert wurde.

Hundertundachtunddreißigstes Kapitel.

Rettung auf die Insel Lekio.

Unsere Gesellschaft, die dem Schiffbruche entgangen war, bestand aus vierundzwanzig Männern und einigen Frauen, und wir sahen, als der Tag anbrach, daß die vor uns liegende Insel Groß-Lekio war, wie uns der Anblick des Berges Taydican verrieth. Wir hielten uns, da wir alle sehr schwach und Viele von uns durch die Schiffstrümmer verwundet waren, dicht zusammen und mußten fünf Tage lang sehr mühsam bis an den Bauch im Wasser durch die Untiefe waten, an manchen Stellen auch schwimmen, ehe wir die Küste erreichten. Während dieser Zeit stand uns keine andere Nahrung zu Gebot, als die Muschelthiere, welche wir im

Schlamme fanden. An dem Strande griffen wir begierig nach den daselbst wachsenden Kräutern, welche Aehnlichkeit mit unserem Sauerampfer hatten; wir irrten, während wir uns damit sättigten, drei Tage an der Küste umher, bis wir am vierten von einem Knaben, welcher Vieh hütete, wahrgenommen wurden; dieser eilte sogleich, um dies zu melden, nach dem nächsten Dorfe, welches etwa eine Viertelmeile entfernt war. Die Bauern riefen sogleich durch Trommelschlag und Hörnerklang ihre Nachbarn zusammen, welche alsbald in einem Haufen von zweihundert Mann, worunter vierzehn zu Pferde, gerade auf uns losgingen. Wir warfen uns betend auf die Kniee und empfahlen unsere Seelen Gott. Als die Reiter uns erreicht hatten und uns in einem so jammervollen Zustande, nackt und ohne Waffen, und zwei Frauen todt vor uns liegen sahen, kehrten sie zurück, um die Männer zu Fuß zurückzuhalten und zu verhindern, daß uns Jemand ein Leid zufüge. Darauf näherten sie sich uns wieder mit mehreren durch ihre Haltung auffallenden Leuten, die wir für Gerichtsdiener hielten. Diese sprachen uns Muth ein und versicherten uns mitleidig, daß wir alle Furcht ablegen könnten, da der König der Bewohner von Lekio ein sehr gottesfürchtiger Mann sei und den Armen viel Gutes erweise. Trotz dieser Anrede aber band man uns je drei zusammen, und die Reiter umgaben uns als Wache, so daß wir ihren Worten keinen großen Glauben schenkten und in fortwährender Todesangst schwebten, weil diese Heiden, wie wir aus glaubwürdigen Berichten wußten, grausame und blutgierige Wilde waren. Kaum hatten wir uns in der Mitte des uns führenden Haufens in Bewegung gesetzt, als die Frauen, welche vor Angst und Schwäche ohnmächtig geworden waren, keinen Fuß bewegen konnten; wir beschlossen also, sie abwechselnd zu tragen. Trotz dieser Sorgfalt starben aber auf dem Wege nach kurzer Zeit noch zwei von ihnen, und wir überließen ihre Leichen den Wölfen, Füchsen und anderen Thieren, die uns in großer Menge umschwärmten. Nach einem anstrengenden Marsche gelangten wir gegen Sonnenuntergang zu einem aus etwa fünfhundert Feuerstellen bestehenden Flecken, welcher Cypautor hieß. Hier wurden wir in eine von hohen Mauern umgebene Pagode geführt und, damit es uns nicht einfiele, einen Fluchtversuch zu machen, von mehr als hundert Leuten bewacht, welche bis zum andern Morgen mit ihren Trommeln einen solchen Lärm unterhielten, daß es uns nicht mög=

lich war, uns auch nur einen Augenblick durch den allen so sehr nöthigen Schlaf zu erholen.

Hundertundneununddreißigstes Kapitel.

Wir werden gefangen nach der Stadt Pungor gebracht.

Am folgenden Morgen, als die Sonne schon hoch stand, erschienen die ehrsamsten Frauen der Stadt, um uns zu besuchen und als Almosen eine Menge Reis und gesottener Fische zu bringen. Sie bezeugten uns mit Worten und mit Thränen ihr Mitleid und da sie sahen, daß wir so nackt, wie wir aus dem Mutterleibe gekommen waren, zusammen lagen, so gingen sechs von ihnen, die von den Anderen gewählt wurden, durch die Straßen und forderten mit lauter Stimme die Einwohner auf, uns mit Almosen zu Hülfe zu kommen. Dieser Aufruf hatte einen so schnellen Erfolg, daß wir in weniger als einer Stunde mit allem Nöthigen versehen waren. Am Nachmittage traf aber ein Eilbote an den Xivalon oder Befehlshaber des Fleckens mit einem Schreiben ein, worin der Broquen oder Statthalter des Königreichs, befahl, uns ihm vorzuführen. Die Einwohner von Cypautor verweigerten jedoch nach einer stürmischen Verhandlung, dem Befehle Folge zu geben, bis am nächsten Tage zwei Peretandas oder Richter, von etwa zwanzig Männern zu Pferde begleitet, erschienen und uns fortführten. Gegen Abend erreichten wir die Stadt Gonderilau, wo man uns in ein Gefängniß warf, das einer Cisterne glich und worin sich eine Unzahl von Blutegeln befanden, die uns während der Nacht arg zurichteten. Am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg nach der Stadt Pungor fort, wo wir des Nachmittags gegen vier Uhr ankamen. Da es schon spät war, so wurden wir erst drei Tage später dem Broquen vorgestellt, der uns, so geknebelt wir waren, durch die vier Hauptstraßen der Stadt führen ließ. Das Volk lief in Schaaren von allen Seiten herbei und schien von unserm Elende gerührt zu sein, besonders der weibliche Theil. Auf diese Weise gelangten wir zu dem Gerichtshofe, wo eine Menge Beamter versammelt waren, unter wel-

chen wir lange Zeit stehen mußten, weil die Zeit, zu welcher der Richter zu erscheinen pflegte, noch nicht gekommen war. Endlich ertönten drei Glockenschläge, nach welchen sogleich sich eine Thür uns gerade gegenüber öffnete, durch die man uns in einen großen Saal treten ließ, in welchem der Statthalter auf einem reich verzierten Throne saß, umgeben von sechs Gerichtsdienern, welche auf dem Boden knieten und Keulen in den Händen hielten. Längs des Saales standen Wächter, welche mit Gold und Silber verzierte Hellebarden trugen, der ganze übrige Raum war mit Leuten verschiedener Völker angefüllt, die uns bis jetzt völlig unbekannt geblieben waren. Sobald man Stillschweigen geboten und der Lärm aufgehört hatte, warfen wir uns vor dem Throne nieder und baten den Broquen, ein gutes Wort einzulegen bei dem Könige für uns Schiffbrüchige, deren ganze Habe das Meer verschlungen habe, und die im Namen Gottes, der Himmel und Meer geschaffen habe, um Mitleid flehten. „Was dünkt euch," sagte darauf der Broquen zu den um ihn Sitzenden, „von diesen Leuten, welche von Gott sprechen, als wenn sie Kenntniß von einem solchen hätten? Es muß also noch eine andere große Welt geben, die wir nicht kennen, und weil diese Fremden von der Quelle, aus der alles Gute fließt, wissen, so muß man demgemäß gegen sie verfahren und ihnen gewähren, was sie mit Thränen verlangen." Darauf wendete er sich gegen uns, die wir noch immer mit zum Himmel empor gestreckten Händen vor ihm knieten, und sprach zu uns in sanftem Tone: „Ich gestehe, daß ich großes Mitleid mit euch fühle und ich lieber, wenn es des Königs Wille erlaubte, einer der Eurigen sein möchte, als daß ich hier in diesem Amte sitze, das mir sicherlich meiner Sünden wegen auferlegt worden ist. Deswegen ärgert euch über mich nicht, wenn ich meine Pflicht erfüllen und euch einige von dem Gesetze vorgeschriebene Fragen vorlegen muß, von deren Beantwortung eure Freiheit abhängt. Seid übrigens guten Muthes, denn ihr müßt wissen, daß der König, mein Gebieter, sehr für die Armen eingenommen ist und gegen sie eine wahrhaft königliche Wohlthätigkeit übt." Wir waren sehr erfreut über diese Versicherung und dankten ihm unter vielen Thränen.

Hundertundvierzigstes Kapitel.

Verhör und Verurtheilung.

Der Broquen ließ sogleich zwei Peretandas oder Richter und mehrere Schreiber neben sich Platz nehmen, erhob sich dann von seinem Throne, nahm ein bloßes Schwert in die Hand und sprach mit ernstem Gesichte und lauter Stimme, so daß ihn jeder verstehen konnte, zu uns: „Ich Pinaquila, Broquen dieser Stadt Pungor, befehle euch im Namen des Königs des Volkes der Lekios und der beiden Meere, wo die süßen und salzigen Gewässer die Gruben seiner Reichthümer scheiden, und fordere euch auf durch die Kraft und die Strenge meines Wortes, mir genau und mit aufrichtigem Herzen zu sagen, welchem Volke und welchem Lande ihr angehört und wie dieses heißt." Auf diese Frage antworteten wir der Wahrheit gemäß, daß wir Portugiesen aus Malacca seien. „Dies ist schon gut, fuhr er fort, aber welches Abenteuer führt euch in diese Gegend, und wohin habt ihr zu gehen beabsichtigt, als ihr Schiffbruch littet?" Wir erwiderten, daß wir Kaufleute seien und uns nach China eingeschifft hätten, in der Absicht, uns von dem Hafen Liampo nach Tanixumah zu begeben, wo wir schon früher gewesen seien; in der Nähe der Feuerinsel habe uns ein fürchterlicher Sturm überrascht, der uns so lange umhergeschleudert habe, ohne daß wir ihm Widerstand leisten konnten, bis unsere Junke auf der Bank von Tanidacan gesunken sei, so daß nur vierundzwanzig von uns, mit Wunden bedeckt, durch eine wunderbare Fügung Gottes der Wuth des Meeres entkommen seien. Nachdem der Richter einige Minuten geschwiegen, sprach er weiter: „Auf welche Weise seid ihr aber in den Besitz so großer Schätze und so kostbarer Seidenzeuge gekommen, womit eure Junke befrachtet war? Es ist nicht glaublich, daß ihr diese Schätze anders erworben habt, als durch Diebstahl, was eine große Beleidigung Gottes ist und eine That, welche sich nur voraussetzen läßt bei Dienern der Schlange und des Rauchhauses und nicht bei Verehrern des Hauses der Sonne, oder Leuten, welche recht handeln und sich baden in den Wohlgerüchen des allerhöchsten Herrn." Wir betheuerten ihm nun nochmals, daß wir Handelsleute seien und keine Räuber, weil Gott, an den wir glaubten,

durch sein heiliges Gesetz verbiete, zu morden und zu stehlen. Bei diesen Worten sah der Broquen die um ihn sitzenden Gerichtsbeamten an und sagte nachdenklich: „Was diese Leute sprechen, ist ohne Zweifel wahr, und wir dürfen wohl behaupten, daß sie sind, wie wir, und daß ihr Gott viel besser ist, als alle anderen Götter; man darf deshalb ihrer Aussage wohl Glauben schenken.“ Er sah uns darauf nochmals an mit ernstem Gesicht, wie ein Richter, der seine Pflicht gewissenhaft erfüllt, und setzte seine Untersuchung noch etwa eine Stunde fort; zuletzt sprach er aber mit großem Nachdruck: „Ich möchte nun gern noch wissen, warum eure Landsleute, als sie Malacca hinwegnahmen, von unersättlicher Habsucht angetrieben, die Unsrigen ohne Erbarmen mordeten, wie uns die Wittwen dieser Schlachtopfer versichern?“ Als wir dies für unausbleibliche Folgen des Krieges erklärten und behaupteten, daß dies keineswegs Raubsucht gewesen sei, rief der Broquen entrüstet: „Was behauptet ihr da? Könnt ihr in Abrede stellen, daß der, welcher erobert, nicht auch stiehlt, daß der, welcher Gewalt braucht, nicht tödtet, daß der, welcher unterjocht, kein Aergerniß giebt, daß der, welcher sich vom Geize beherrschen läßt, kein Dieb, und daß der, welcher unterdrückt, kein Tyrann ist? Seht, alle diese schönen Eigenschaften legt man euch bei, und diese Vergehen giebt man euch Schuld. Es ist also offenbar, daß Gott euch verläßt und seine Hand von euch abzieht, deshalb giebt er euch in seiner Gerechtigkeit und zur Strafe für eure Vergehen den Wogen des Meeres preis, damit sie euch verschlingen.“ Nach dieser Rede erhob er sich von seinem Sitze und befahl den Gerichtsdienern, uns in's Gefängniß zurückzuführen, mit dem Bedeuten, daß er uns der Nachsicht und dem Mitleid des Königs empfehlen wolle. Wir waren über den Ausgang dieses Verhöres sehr betrübt und hatten sehr geringe Hoffnung, mit dem Leben davon zu kommen. Am folgenden Tage stattete der Broquen dem Könige Bericht ab über unsere Aussagen und legte Fürbitte für uns ein, weshalb dieser uns nicht sogleich hinrichten ließ, wie er anfangs nach den ihm von den Chinesen gemachten Vorstellungen zu thun entschlossen war. Wir blieben deshalb noch beinahe zwei Monate im Gefängniß, ohne daß weiter von unserer Angelegenheit die Rede war; weil aber der König sich nicht allein auf den Bericht des Broquen verlassen, sondern sich auch auf andere Weise von der Wahrheit unserer Aussagen überzeugen wollte, so schickte er einen gewissen

Randinaa, einen geheimen Kundschafter, zu uns, der sich für einen Kaufmann ausgeben und uns eine Falle stellen sollte, um die wahre Ursache unserer Reise nach den Lekiosinseln zu erfahren. Obschon diese List sehr geheim gehalten wurde, so bekamen wir doch am Tage vor der Ankunft des Spions Kenntniß davon und schickten uns an, möglichst unglücklich und betrübt zu erscheinen. Als Randinaa uns im Gefängniß besuchte, ließ er uns durch seinen Dolmetscher fragen, woher es komme, daß uns die mächtige Hand Gottes so gänzlich verlassen habe, man könne dadurch wohl zu der Annahme bewogen werden, daß unsere Sünden sehr groß seien und eine nachdrückliche Bestrafung verdienten. Wir erwiderten ihm, wie sehr er recht habe, daß die Sünden der Menschen die Hauptursache ihrer Leiden seien, daß aber auch Gott als höchster Herr Erbarmen mit den reumüthigen Sündern habe, die unablässig zu ihm flehten, weshalb wir auch von seiner Allgütigkeit hofften, daß er das Herz des Königs erweichen und ihn bewegen werde, uns Gerechtigkeit angedeihen zu lassen nach unseren Werken, weil wir arme Fremde und ohne Fürsprecher seien, auf deren Einfluß die Menschen so großes Gewicht zu legen pflegten. „Was ihr da sagt, ist sehr gut, wenn euer Herz mit euren Worten übereinstimmt; ist dies der Fall, so seid ihr keineswegs zu beklagen, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß derjenige, welcher alle Pracht, die unsere Augen in der Nacht schauen, und alles, was uns der Tag zur Nahrung der Menschen, die nur Erdenwürmer sind, zeigt, geschaffen hat, euch auch eure Freiheit nicht vorenthalten wird, um die ihr ihn mit so vielen Thränen und Seufzern bittet. Deshalb ersuche ich euch, mir der Wahrheit gemäß mitzutheilen, was ich von euch zu wissen verlange, nämlich was ihr für Leute seid, welchem Volke ihr angehört, welchen Theil der Welt ihr bewohnt und wie das Königreich heißt, aus welchem ihr kommt. Dann sagt mir die Ursache, welche euch bewog, hieher zu kommen und warum ihr die großen Reichthümer mit euch führt, die das Meer an den Strand von Taydicau geworfen hat, so daß die Bewohner desselben glauben mußten, ihr seit Herren des ganzen Handels von China, welches der bedeutendste in der Welt ist.“ Auf diese und ähnliche Fragen antworteten wir, wie es die Klugheit und unser Vortheil verlangten; er schien damit zufrieden zu sein und versprach uns, bei dem König für unsere Freiheit Schritte zu thun, ohne jedoch zu verrathen, daß er und in welcher Absicht er

geschickt sei, er geberdete sich vielmehr fortwährend, als sei er ebenfalls ein Fremder und ein Kaufmann. Wir dankten ihm mit Thränen in den Augen, wodurch er weichmüthig gestimmt wurde und uns beim Abschiede ein goldenes Armband, welches einen Werth von dreißig Ducaten hatte, und sechs Säcke Reis zum Geschenke gab. Er verfügte sich darauf alsbald zu dem Könige, erzählte ihm seine Unterredung mit uns, versicherte ihm, daß die Aussagen der Chinesen gegen uns falsch seien, und daß er für die Wahrheit unserer Angaben seinen Kopf zum Pfande setzen wolle. Der König ließ nun auch den Verdacht, welchen er gegen uns hegte, schwinden; als er aber schon entschlossen war, uns in Freiheit zu setzen, lief ein chinesischer Corsar mit vier Junken in den Hafen ein, wo man ihm gegen einen Theil des Raubes Zuflucht gewährt hatte. Er war einer der erbittertsten Feinde der Portugiesen, welche ihm in einem Kampfe bei Lamau zwei Junken zerstört und dreihundert Mann getödtet hatten, und wußte, als er von unserer Gefangenschaft hörte, dem Könige so viele Lügen über uns beizubringen, daß dieser uns für Spione, welche sein Land auskundschaften wollten, um es zu erobern, in allem Ernste hielt und uns verurtheilte, öffentlich geviertheilt zu werden.

Hundertundeinundvierzigstes Kapitel.

Wir sollen öffentlich geviertheilt werden.

Nach dieser Verurtheilung schickte der König sogleich einen Peretanda oder Richter nach Pungir, um unsere Hinrichtung, welche in vier Tagen stattfinden sollte, zu überwachen. Der Richter nahm zufällig seine Wohnung bei seiner Schwester, einer Wittwe, von welcher wir wiederholt Almosen erhalten hatten. Als diese die Ursache der Ankunft ihres Bruders erfuhr, ging sie sogleich zu der Tochter des Broquen oder Statthalters, ihrer Nichte, in deren Hause eine Portugiesin, die Frau eines unserer Steuerleute, die mit zwei Kindern aus dem Schiffbruche gerettet worden war, Unterkunft gefunden hatte. Als die Portugiesin von dem ihren Landsleuten bevorstehenden Schicksal hörte, fiel sie ohnmächtig zu

Boden und blieb lange besinnungslos liegen; als sie wieder zu sich kam, fing sie an, sich mit ihren Nägeln das Gesicht so entsetzlich zu zerfleischen, daß das Blut an ihren Wangen herabfloß, eine in diesem Lande so ungewöhnliche Sache, daß das Gerücht von dieser That sich schnell in der ganzen Stadt verbreitete und die Frauen in solchen Schrecken versetzte, daß die meisten trotz den Vorstellungen ihrer Männer ihre Wohnungen verließen und nach dem Hause der Tochter des Statthalters eilten, wo sie die Portugiesin in so großem Jammer und in solcher Verzweiflung antrafen, daß sie nicht im Stande war, ihre theilnehmenden Fragen zu beantworten. Sie wurden deshalb von so innigem Mitleid ergriffen, daß sie insgesammt beschlossen, eine Vorstellung an die Königin Mutter zu richten, darin die Lage der armen fremden Frau und die Ungerechtigkeit der Verurtheilung ihrer Landsleute zum Tode darzustellen. Dieses Schreiben, welches sogleich von einer dieser barmherzigen Frauen abgefaßt wurde, lautete ungefähr wie folgt: „Heilige Perle, gewonnen in der größten Muschel des tiefsten der Gewässer, von glänzendem Feuer strahlender Stern, goldene, mit Rosen durchflochtene Haarlocke, Du, deren Füße so mächtig sind, daß sie auf dem höchsten unserer Häupter ruhen, wie in Gold gefaßte Rubinen von unschätzbarem Werthe. Wir, die wir nur Ameisen sind in Deinem Vorrathe, versteckt in der Vergessenheit Deiner Brodkrumen, wir Töchter und Verwandte der Frau des Broquen sammt allen Deinen Sclavinnen, die sich hier unterzeichnet haben, richten eine Klage an Dich in einer Sache, die wir selbst erfahren und gesehen haben. Sie betrifft eine arme fremde Frau, die weder Fleisch noch Haut an ihrem in einem See von Blut schwimmenden Gesicht zu haben scheint, die ihren Busen mit solcher Schonungslosigkeit zerschlagen hat, daß sich die Thiere des Waldes erbarmen möchten und daß sie uns Alle in Furcht und Schrecken gesetzt hat. Hernach haben wir sie laut schreien hören, auch können wir Dich in Wahrheit versichern, daß Gott, wenn er ihr sein Ohr leiht, wie er gewöhnlich bei den Armen, denen er gern Hülfe leistet, thut, sicherlich über uns zur Strafe Hunger und Feuer kommen lassen wird. In großer Angst wegen der Zukunft flehen wir deshalb, wie hungrige Säuglinge zu ihrer Mutter, Du wollest Deinen Sohn bitten, Erbarmen zu haben mit diesen Fremdlingen und ihnen alle Verbrechen zu verzeihen, deren man sie fälschlich beschuldigt, da Du ja weißt, daß nicht die Hei-

ligen des Himmels uns anzuklagen pflegen, sondern niederträchtige und verruchte Menschen, denen man kein Gehör schenken soll. Wir ersuchen Dich also nochmals inständigst, Du wollest unser Gesuch dem Könige, Deinem Sohne, vortragen, den der Herr mit so vielen und großen Gütern segnen möge, daß der Ueberfluß noch alle Völker beglücken kann, welche die Erde und die Inseln des Meeres bewohnen.“ Dieser von mehr als hundert der angesehensten Frauen der Stadt unterzeichnete Brief wurde einem jungen Mädchen, der Tochter des Mandarins Comanilau, Statthalter der südlich von den Lekios gelegenen Insel Banca, zur Besorgung übergeben, da diese am Vorabende des Tages, an welchem die Hinrichtung stattfinden sollte, mit ihren Brüdern angekommen war, um an dem Hofe einen Besuch abzustatten.

Hundertundzweiundvierzigstes Kapitel.

Wir werden begnadigt und entlassen.

Als die Tochter des Mandarins nach Bintor, einem sechs Meilen von Pangor entfernten Orte, wo der König und die Königin Mutter sich aufhielten, kam, begab sie sich sogleich zu ihrer Muhme, der ersten Ehrendame der letzteren, bei welcher sie in großer Gunst stand, und stellte ihr das Gesuch der Frauen von Pangor zu mit der Andeutung, daß auch ihre Ehre von der Bewilligung des Gesuchs abhinge, da sie die Besorgung desselben übernommen habe. Die Ehrendame versprach, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Erfüllung ihrer Bitte zu erwirken. Auf die Bemerkung des Fräuleins, daß keine Zeit zu verlieren sei, weil man die Hinrichtung der Gefangenen auf den folgenden Tag festgesetzt habe, versprach die Hofdame, die Königin Mutter sogleich bei ihrem Erwachen mit ihrer Bitte zu überraschen, und begab sich unverweilt mit ihrer Nichte über einen Gang, wozu sie den Schlüssel besaß, in das Schlafzimmer der Königin, wo sie dieselbe noch im Bette fanden. Als diese erwachte und ihre Ehrendame zu ihren Füßen sah, rief sie: „Nhay Meicamur (so hieß die Hofdame), was fällt euch ein, die Nacht hier an dieser Stelle zu-

zubringen? Es muß etwas sehr Wichtiges vorgefallen sein." „Wohl habt Ihr recht, meine Gebieterin," antwortete Nhay Meicamur, „Ihr werdet darüber so erstaunt sein, wie ich es war, als ich meine Nichte so ungewöhnlich traurig bei mir eintreffen sah." Die Nichte erzählte nun auf Verlangen der Königin, was vorgefallen war und welchen Auftrag sie übernommen habe; kaum hatte sie aber angefangen, den Brief zu lesen, als die Königin in Thränen ausbrach und ihren Beistand zusicherte, um die unglücklichen Fremdlinge gegen die Verleumdungen der Chinesen zu schützen und sie von dem Tode zu erretten. Sie begab sich auch alsbald in das Gemach des Königs, den sie noch im Bette antraf, und dem sie nun ihr Anliegen vortrug. Der König sah sie verwundert und scharf an und sprach dann, nachdem sie ihre Rede geendet hatte, zu ihr: „Frau Mutter, ich muß Euch gestehen, daß mir diese Nacht geträumt hat, ich stehe vor einem sehr erzürnten Richter, der dreimal seine Hand drohend erhob und mir bedeutete, daß er, wenn das Blut dieser Fremdlinge bis zu ihm spritze oder ihr Ruf zu seinen Ohren dringe, Rache an mir und den Meinigen nehmen werde, woraus ich schließe, daß mir dieses Gesicht von Gott kommt, weshalb ich ihm gefällig sein und den Fremdlingen das Leben und die Freiheit schenken will, so daß sie gehen können, wohin sie wollen; außerdem will ich ihnen ein Schiff ausrüsten lassen und sie mit allem Nöthigen für die Reise versehen." Die Königin Mutter dankte ihrem Sohne und befahl der Hofdame und ihrer Nichte, welche sie mit sich genommen hatte, dem Könige beide Füße zu küssen, was diese auch bereitwillig thaten. Nachdem die Frauen sich entfernt hatten, ließ der König sogleich den Oberrichter rufen und befahl ihm, die Hinrichtung nicht vollstrecken zu lassen. Die Justizbeamten lobten einstimmig den König wegen dieser Handlung und fertigten augenblicklich einen Widerruf ihres früheren Urtheils aus, worin auseinandergesetzt wurde, daß zwar die Fremdlinge der Verbrechen schuldig seien, deren man sie anklage, wie denn auch die Chinesen die Wahrheit ihrer Aussagen bei ihren Göttern beschworen hätten, daß also die Verbrecher nicht einmal, sondern hundertmal den Tod verdienten wegen ihrer Grausamkeit und Habsucht; daß sie deswegen von den Richtern auch einstimmig zum Tode verurtheilt worden seien, da aber die angesehensten Frauen der Stadt, die des Königs Verwandten seien, für sie um Schonung zu bitten für gut gehalten hätten, daher man Gnade

für Recht ergehen lassen wolle und ihnen nicht nur die Freiheit schenke, sondern auch für ihre Reise mit allen Bedürfnissen versehe. Der König aber, welcher seiner Pflicht gemäß gehandelt habe, wolle diese Leute nicht mehr sehen, welche zwar Kenntniß von Gott hätten, aber nicht nach dessen Geboten handelten. Sobald die Nichte der Hofdame den Bescheid des Königs in ihren Händen hatte, machte sie sich augenblicklich auf den Weg nach Pungor und überbrachte den Befehl des Königs dem Broquen, welcher sogleich seine Gerichtsbeamten zusammenrufen ließ und sich mit ihnen nach dem Gefängniß begab. Als wir sie eintreten sahen, schrieen wir Alle, da wir glaubten, unsere Todesstunde sei gekommen, wiederholt: „Herr Gott, sei uns gnädig und barmherzig!“ Der Broquen aber sprach uns Muth ein, ließ uns die Fesseln von den Füßen und Händen abnehmen und nahm uns mit sich in den Hof, wo er uns unsere Begnadigung mittheilte und uns ermahnte, Gott für die große Gnade, die er uns habe angedeihen lassen, zu danken und ihn für seine Güte zu preisen; „wenn ihr dies thut,“ sprach er zum Schlusse, „wird er euch von oben eine angenehme Ruhe senden, welche viel mehr werth ist, als viele Jahre in Kummer und Angst zu leben und arm zu sein, was als das größte aller Uebel gilt und wodurch unsere Seelen sich gewöhnlich ganz in dem Abgrunde des Rauchhauses verzehren.“

Hundertunddreiundvierzigstes Kapitel.

Abschied und Beschreibung der Lekiosinseln.

Der Broquen ließ darauf zwei Körbe mit Kleidungsstücken bringen, die er unter uns nach dem Bedarfe eines Jeden vertheilte, und führte uns dann in sein Haus, wo seine Gemahlin und alle anderen Frauen der Stadt uns besuchten und uns durch Worte und Geberden ihre Freude über unsere Befreiung bezeugten; auch verriethen sie nicht unzweideutig ihre Theilnahme durch ihre Trostworte, wie denn die Frauen dieses Landes ein gutmüthiges und wohlthätiges Herz verriethen und uns während unseres noch sechsundvierzig Tage dauernden Aufenthaltes abwechselnd in ihren

Wohnungen bewirtheten und reichlich beschenkten, so daß keiner von uns bei der Abreise weniger als hundert Ducaten mit sich fortnahm. Die schon erwähnte portugiesische Frau erhielt allmälig deren über tausend und war für ihren Verlust an Besitzthum durch den Schiffbruch reichlich entschädigt. Als die zur Seereise günstige Zeit gekommen war, brachte uns der Broquen auf eine chinesische Junke, mit deren Eigenthümer unsere Fahrt nach dem chinesischen Hafen von Liampo bedungen war und der für unsere Sicherheit und gute Behandlung einstehen mußte. Ehe wir aber Pungor verlassen, will ich, so gut ich es vermag, eine Beschreibung der Lekiosinseln versuchen, um auf die hier verborgenen Schätze aufmerksam zu machen und meine Landsleute zu der leichten Hebung derselben zu bewegen. — Die größte der Lekiosinseln, auf der sich Pungor, die Hauptstadt derselben, befindet, liegt unter dem neunundzwanzigsten Grade, hat eine Länge von sechzig, eine Breite von dreißig und einen Umfang von hundert Meilen; die natürliche Beschaffenheit des Bodens ist fast dieselbe wie auf Japan, nur daß dieser an manchen Stellen etwas gebirgiger ist, in der Mitte der Insel erstrecken sich aber fruchtbare Ebenen. Sehr angenehm sind die Gefilde, welche von verschiedenen Strömen süßen Wassers durchschnitten werden und einen reichen Vorrath von Getreide und Reis liefern. Manche Gebirge enthalten einen Ueberfluß an Kupfer, und dieses Metall ist hier in solcher Menge vorhanden, daß man ganze Schiffsladungen desselben nach den Häfen Chinas und Japans versendet; auch findet sich auf diesen Inseln viel Eisen, Blei, Zinn, Salz, Salpeter, Alaun und Schwefel; ebenso gewinnt man eine reiche Ernte an Honig, Wachs, Zucker und Jngwer, welcher weit besser ist als der aus Indien kommende. Die Wälder liefern die herrlichsten Eichstämme und andere zum Schiffsbau tauglichen Bäume. An der östlichen Küste von Lekio liegen fünf große Inseln, wo man mehrere Silbergruben ausbeutet; auch ist nirgends Mangel an Perlen, Ambra, Weihrauch, Ebenholz, wildem Peche und ganz vorzüglichem Nutzholze, welches man Poytan nennt. Man muß freilich zugeben, daß man hier keinen so großen Reichthum an Seide antrifft, wie in China, die Bewohner kleiden sich aber ebenso wie die Chinesen in wollene, leinene und seidene Stoffe, welche sie von Nankin beziehen. Sie sind gewaltige Esser und überhaupt den sinnlichen Vergnügungen sehr ergeben, aber feige Krieger, und überhaupt

nicht mit hinlänglichen Waffen versehen, weshalb nach meiner Ansicht die Eroberung dieser Inseln nicht schwer wäre; auch erbot sich im Jahre 1556 der Portugiese Pero Gomez von Almeyda, gestützt auf den Beistand, welchen ihm der Nautoquin der Insel Tanixuma versprach, in einem Schreiben an den König Johann III., mit einem kleinen Heere von fünfhundert Mann die Lekiosinseln zu erobern; allein der Bote, welcher das Schreiben überbringen sollte, verlor sein Leben in einem Schiffbruche und der wohl ausgedachte Plan gerieth in Vergessenheit. Auch nördlich von Lekio liegt eine Gruppe kleiner Eilande, welche reich an Silber sein sollen und von denen mehrere frühere portugiesische Seefahrer schon einige Kenntniß hatten, obschon die alten Geographen von diesen und anderen Inseln des östlichen Meeres nicht das Geringste wußten. Aus meinem Berichte geht hervor, daß aus diesen Inseln, deren Eroberung mit zweitausend Mann zu vollbringen wäre, ein weit größerer Gewinn gezogen werden könnte, als aus Indien, da die Einkünfte der Insel Lekio mehr als anderthalb Millionen Goldstücke betragen, wie mich mit den dortigen Verhältnissen vertraute Handelsleute versicherten, und diese Angaben dürften wohl hinreichen, die Eroberungslust der Portugiesen zu erwecken und sie zu einer That zu veranlassen, die ihnen ungeheuern Gewinn bringen würde.

Hundertundvierundvierzigstes Kapitel.

Ankunft zu Malacca und Sendung an den Schambainah von Martaban.

Wir gelangten mit dem chinesischen Schiffsherrn glücklich nach Liampo, wo wir von unseren dort wohnenden Landsleuten sehr wohl empfangen wurden; die Freude derselben verwandelte sich aber sehr bald in Trauer, als sie vernahmen, daß so viele ihrer Mitbürger in dem Schiffbruche umgekommen und so viele Schätze von den Wogen des Meeres verschlungen worden waren. Mir wurden viele vortheilhafte Anerbietungen gemacht, ich schlug sie aber aus und schiffte mich nach Malacca ein, um das Glück, das

mir bis jetzt so wenig hold gewesen war, von Neuem zu versuchen. Als ich zu Malacca ankam, wurde ich von dem Statthalter Pero de Faria sehr wohlwollend empfangen, und er gab mir das Versprechen, nach Kräften zu meinem Glücke beitragen zu wollen. Bald darauf beauftragte er mich mit einer Sendung nach Martaban, und wies mich an, die Reise in der Junke eines Muhamedaners, welcher Necoda Mamude hieß und Frau und Kinder zu Malacca hatte, zu machen. Der hauptsächlichste Zweck meiner Fahrt war, mit dem Schambainah von Martaban Frieden zu schließen und den unterbrochenen Verkehr mit diesem Küstenstriche wieder herzustellen, weil die Junken aus diesem Lande unserer Festung zu Malacca die nöthigen Lebensmittel zuführten und der Statthalter des Krieges wegen bereits Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen litt; ferner sollte ich den Hauptmann Lanzarot Guerreyoa, welcher mit vier Fusten und tausend Mann an der Küste von Tenessarim kreuzte und auf eigene Hand Krieg führte, zu bewegen suchen, nach Malacca zu kommen und der Festung Hülfe zu leisten, welche der König von Achem zu erstürmen drohte; zuletzt sollte ich noch den aus Bengalen kommenden Schiffen den Rath geben, sich zusammen zu halten, um in ihrer Nachlässigkeit nicht von den feindlichen Junken überrascht zu werden. Wir lichteten also am 9. Januar 1545 die Anker, kamen nur mit Mühe über die Sandbänke, welche den Weg zwischen dem festen Lande und der Insel Sumatra sperren, und ich bestieg bei den Inseln von Pullo Sambillan eine wohlbemannte Barke, um nach dem Befehle des Statthalters Pero de Faria die Küsten des Malaienlandes ringsumher auszukundschaften. Nachdem ich mehrere Küstenpunkte berührt hatte und in die Mündung mehrerer Flüsse eingelaufen war, ohne irgend eine Spur von den Feinden zu entdecken, landeten wir bei der kleinen Insel Pisondureh, um ein uns nöthiges Tau zu verfertigen und uns mit frischem Wasser und Brennholz zu versehen. Während dieses Aufenthaltes bat mich der Sohn des Schiffsherrn Mamude, mit ihm auf die Jagd zu gehen, um wo möglich einen der vielen Hirsche, die wir auf der Insel sahen, zu schießen. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir mehrere Eber entdeckten, welche die Erde aufwühlten. Wir feuerten unter sie und liefen, als wir zwei getroffen hatten, mit Geschrei auf sie zu; als wir aber näher kamen, sahen wir zu unserm nicht geringen Erstaunen zwölf Leichen, die sie ausge-

wühlt hatten; auf den Rath meines Begleiters, welcher vermuthete, daß Seeräuber an einem verborgenen Punkte vor Anker lägen, um unvorsichtige Schiffer zu überraschen und zu tödten, kehrten wir sogleich an den Strand zurück, um Mamude von der Entdeckung in Kenntniß zu setzen. Dieser, ein sehr vorsichtiger Mann, ließ sogleich die Frauen und Kinder, welche mit dem Reinigen der Wäsche beschäftigt waren, an Bord nehmen und die Insel umsegeln, er selbst aber ging mit vierzig bewaffneten Leuten geradezu nach dem Orte, wo wir die Leichen gefunden hatten. Diese verbreiteten bereits alle einen so übeln Geruch, daß Mamude eine große Grube ausheben ließ, um sie möglichst schnell zu beerdigen. Bei dieser Arbeit fand man, daß mehrere der Leichen Dolchmesser mit goldenen Griffen und goldene Armbänder trugen. Der Necoda, welcher wußte, daß dieser Schmuck das Abzeichen der Hauptleute der Achemer war, schloß daraus, daß diese eine Niederlage bei Tenessarim erlitten und ihre Todten hier begraben hatten, und bewog mich, sogleich eine Barke mit dieser Nachricht an den Statthalter von Malacca abgehen zu lassen. Um mich noch mehr von seiner Ansicht zu überzeugen, ließ er noch siebenunddreißig Leichen ausgraben, und bei vielen von ihnen fand man ebenfalls goldene Dolchgriffe, Armbänder und Ringe, so daß uns die Jagd, zu welcher wir ausgezogen waren, einen Gewinn von mehr als tausend Ducaten eintrug. Doch wurde dieser nicht ohne Nachtheil erzielt, denn fast alle unsere Leute erkrankten in Folge des unerträglichen Geruchs. Ich schickte sogleich ein Ruderschiff ab, um Pero de Faria von unserer Entdeckung zu benachrichtigen, welche uns auf die Vermuthung führte, daß die Achemer geschlagen worden und hier gewesen seien, um ihre Todten zu begraben, und ihm zu melden, daß ich ihm, sobald es mir möglich sei, die näheren Umstände mittheilen werde.

Hundertundfünfundvierzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Insel Pullo Hinhor und Verrichtung daselbst.

Wir nahmen nun, nachdem wir uns mit allem Nöthigen versehen hatten, unsere Richtung gerade nach der Insel Tenessarim, um unserem Auftrage gemäß den Hauptmann Lancerot Guerreyoa aufzusuchen. Als wir bereits die Insel Pullo Hinhor im Gesichte hatten, kam uns ein kleines Fahrzeug entgegen, worin sich einige gelbe, elend bekleidete Männer befanden, welche angelegentlich fragten, ob bei uns Portugiesen an Bord seien. Als der Schiffsherr ihre Frage bejahte, baten sie ihn, da sie ihm nicht trauten, einen solchen auf's Verdeck kommen zu lassen. Ich stieg, obschon ich mich sehr unwohl fühlte, sogleich aus der Cajüte, um sie zu überzeugen, worüber die Leute großen Jubel erhoben und vor Freude in die Hände schlugen. Sie kamen darauf beherzt an Bord, und einer von ihnen, der größeres Ansehen zu genießen schien, als die übrigen, zog aus einem schmutzigen Lappen einen Brief, den er mir überreichte. Der Inhalt desselben lautete wie folgt: „Meine Herren Portugiesen, ehrenwerthe Landsleute, der Mann, welcher euch diesen Brief überreichen wird, ist der König dieser Insel, welcher sich kürzlich zum christlichen Glauben bekehrt hat; er hat uns Unterzeichneten und allen Portugiesen, welche diese Meeresgegend zu besuchen pflegen, wesentliche Dienste geleistet. Er hat uns die Pläne der Achemer und der Türken mitgetheilt, und Gott hat uns durch ihn einen großen Sieg gegen unsere Feinde verliehen, durch welchen mehr als tausend Sarazenen umgekommen und mehrere große und kleine Schiffe in unsere Hände gefallen sind. Wir bitten euch durch unsern Herrn Jesus Christus, zu verhindern, daß ihm irgend ein Leid geschieht, sondern ihm vielmehr beizustehen in jeder Weise und mit allen euren Kräften." Der Brief, geschrieben am 3. November 1544, war unterzeichnet von Lancerot Guerreyra und mehreren anderen portugiesischen Hauptleuten. Ich versprach dem Könige meinen Beistand, meine Macht war aber so gering, daß ich ihm im Augenblicke mit nichts Anderem dienen konnte, als mit einem schlechten Mittagessen und mit meiner rothen Mütze, welche zwar ebenfalls sehr abgenutzt, aber doch noch besser war als die seinige. Der arme

König dankte mir, schilderte dann mit gefalteten Händen seine unglückliche Lage und wie er vor etwa vier Monaten von einem muhamedanischen Sclaven, weil er Christ geworden, vom Throne gestoßen, verjagt und verfolgt worden sei. Er bat mich darauf, ihn mit mir zu nehmen, wogegen er sich als mein Sclave betrachten wolle. Auch der Recoda war von dem Elende des Königs so gerührt, daß er ihm etwas Reis schenkte und ein Hemd, da man durch das seinige allenthalben die Haut sah. Auf die Frage des Recoda, wo sich der Feind befinde und wie stark er sei, erwiderte der König, daß sein Gegner kaum eine Stunde von uns entfernt sich in einer Strohhütte aufhalte und von etwa dreißig Fischern, denen aber keine Waffen zur Verfügung ständen, vertheidigt werde. Der Sohn des Recoda, ein unter den Portugiesen erzogener und entschlossener junger Mann, bat auf diese Nachricht hin seinen Vater um zwanzig Seeleute, und machte sich verbindlich, mit der Hülfe derselben den König wieder einzusetzen und den Thronräuber von der Insel zu vertreiben. Da ich dem Recoda versicherte, daß mir dadurch ein großer Dienst geschehe, steuerte er sogleich nach der Insel und befahl seiner wohlbewaffneten Mannschaft, sich zum Angriffe bereit zu halten.

Hundertundsechsundvierzigstes Kapitel.

Wiedereinsetzung des Königs von Pullo Hinhor. — Sieg der Portugiesen über die Flotte des Königs von Siam.

Um zwei Uhr des Nachmittags stiegen wir an's Land und gingen, von dem Könige geführt, gerade auf den Feind los. Der Sohn des Recoda führte den Vortrab von vierzig Mann und der Recoda selbst folgte ihm an der Spitze von dreißig Mann mit der Fahne, worauf ein Kreuz gemalt war und die ihm der Statthalter Pero de Faria bei der Abreise gegeben hatte, um sich, wenn er portugiesischen Fahrzeugen begegnen würde, als einen der Unsrigen zu erkennen zu geben. Als wir uns den Feinden näherten, hatten sie sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt und empfingen uns mit wildem Geschrei, als ob sie uns verachteten;

es konnten etwa fünfzig Leute sein, die aber größtentheils nur mit Stöcken bewaffnet waren, und die sogleich in wilder Flucht davonliefen, als wir unser Feuer auf sie eröffneten. Sie versuchten zwar noch einmal auf einer Anhöhe sich zu sammeln und Widerstand zu leisten; als wir aber unser Feuer fortsetzten, verloren sie allen Muth und ließen sich alle niederschießen bis auf zwei, denen wir das Leben schenkten, weil sie den christlichen Glauben anzunehmen versprachen. Wir zogen darauf nach einem Dorfe, welches aus ungefähr zwanzig niedrigen Strohhütten bestand und wo wir ungefähr sechzig Frauen mit ihren kleinen Kindern fanden, welche uns mit dem Geschrei: „Jesus, Maria," empfingen, woraus ich schloß, daß sie Christen waren; ich bat deshalb den Necoda, sie zu schonen, was dieser auch bereitwillig that; wir konnten jedoch nicht verhindern, daß die Seeleute die Hütten plünderten, wobei sie jedoch keinen großen Gewinn erzielten, denn sie fanden in jeder Hütte kaum den Werth von einigen Groschen, indem diese Insulaner nur von wenigen Fischen leben, die sie mit der Angel fangen, und die sie auf Kohlen gebraten und ohne Salz verzehren. Dabei sind sie aber so stolz und anmaßend, daß sich Jeder König des Schollens Grund nennt, worauf seine Hütte steht, wobei aber Männer und Weiber kaum wissen, womit sie ihre Blöße bedecken sollen. Nachdem wir den treulosen Sclaven hatten hinrichten lassen und den armen König, dessen Weib und Kinder, die man bereits zu Sclaven gemacht hatte, befreit worden waren, wieder eingesetzt hatten, empfahlen wir ihm und seinen christlichen Unterthanen für den Bau einer kleinen Kirche Sorge zu tragen, und bestiegen wieder unsere Junke, um unsern Weg nach Tenessarim fortzusetzen, wo ich Lancerot Guerreyra anzutreffen und ihm meinen Auftrag auszurichten gedachte. Zuvor muß ich aber noch, um dem Leser einen klaren Blick in die Verhältnisse möglich zu machen, kurz erzählen, was indessen zwischen unseren Leuten und den Achemern und Türken vorgefallen war. Unsere hundert portugiesischen Abenteurer, welche wir erwähnt haben, hatten mit ihren wohlausgerüsteten vier Fusten acht Monate an den Küsten von Achem gekreuzt und an dreißig reich befrachtete Schiffe hinweggenommen, so daß die Handelsleute sich aus Furcht vor den Portugiesen nicht mehr auf das Meer wagten, wodurch alsbald ein bedeutender Ausfall der Zollgebühren in den Häfen von Tenessarim, Junsalan, Merguim, Vagaruh und Tavay fühlbar

wurde. Man bestürmte deshalb den König von Siam, unter dessen Oberhoheit alle diese Hafenplätze stehen, mit Klagen und der dringenden Bitte, diesem Handel und Wohlstand vernichtenden Unfuge ein Ende zu machen. Der König von Siam berief sogleich aus der an der Grenze der Lauhos liegenden Stadt Odiah den türkischen Schiffskapitän Heredin Mahomet, welcher im Jahre 1538 mit der von Solyman Pascha, Vicekönig von Aegypten, gegen die Portugiesen in Indien ausgeschickten großen Kriegsflotte in See gegangen war, aber an die Küste von Tenessarim verschlagen worden war, wo er gegen einen bedeutenden Sold Dienste bei dem Könige von Siam genommen hatte und den Befehl über die Grenzfestungen führte. Der König, welcher diesen Türken für unüberwindlich hielt und höher schätzte, als alle seine Kriegsleute, machte ihn zum unumschränkten Küstenwächter und versprach ihn zum Pascha eines seiner Staaten zu machen, wenn er ihm die Köpfe Lancerot Guerreyra's und der anderen drei bei diesem befindlichen portugiesischen Hauptleute überbringe. Der hochmüthige Türke nahm keinen Anstand, dieses Versprechen zu leisten, rüstete zu Tenessarim eine Flotte von zehn Segeln aus und äußerte dem König in einem Schreiben sein Bedauern, daß er nichts mehr fürchte, als daß die portugiesischen Seeräuber durch schleunige Flucht ihm entgehen möchten. Die Unsrigen befanden sich um diese Zeit gerade auf der Insel Pullo Hinhor, wo der uns befreundete christliche König, der auf einer Fahrt nach Tenessarim die Rüstungen Heredin's gesehen hatte, unsere Hauptleute von dem Kriegszuge gegen sie in Kenntniß setzte. Die Abenteurer setzten sogleich ihre vier Fusten in segelfertigen Zustand und schifften ihr Geschütz und ihre Lebensmitteln ein, um nach Bengalen zu segeln und auf diese Weise dem so sehr überlegenen Feinde auszuweichen. Als sie aber noch über Manches berathschlagten und nicht einig werden konnten, sahen sie die zehn siamesischen Kriegsschiffe herankommen, denen fünf große Handelsjunken, die sich unter ihren Schutz gestellt hatten, folgten. In der Nähe der Insel trennten sich die Handelsjunken und setzten ihren Weg auf dem hohen Meere fort, die Kriegsflotte steuerte aber gerade auf die Insel zu, wo sich die Unsrigen, da ihnen der Wind zu einem Treffen sehr ungünstig war, hinter einer durch Klippen geschützten Landspitze vor Anker gelegt hatten und den türkischen Seehelden erwarteten. Dieser lief bei Sonnenuntergang in den Hafen ein, um uns, da er unsere

Anwesenheit erfahren hatte, gefangen zu nehmen und uns dem Könige von Siam gefesselt zu überliefern. Da ihm aber sein Kundschafter um Mitternacht hinterbrachte, daß wir bereits auf der Flucht begriffen seien, gerieth Heredin über das Mißlingen seines Fanges in solche Trauer und Wuth, daß er sich das Gesicht zerkratzte, den Bart ausriß und ohnmächtig zu Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, theilte er sogleich seine Flotte und ließ die einzelnen Abtheilungen nach den benachbarten Inseln unter Segel gehen, um uns aufzusuchen. Da er auf diese Weise seine vorzüglichsten Streitkräfte verloren und nur mit der einen Galeere, auf der er sich befand, zurückgeblieben war, so kamen wir, nachdem die Schiffe der Flotte nach den verschiedenen Orten ihrer Bestimmung abgesegelt waren, um Mitternacht aus unserm Verstecke hervor und griffen, da die Wachen der Galeere nicht auf ihrer Hut waren, diese mit unseren Fusten von allen Seiten an, erstiegen dieselbe und ließen, ehe die Mannschaft zu sich kam und zu ihren Waffen greifen konnte, achtzig Leute über die Klinge springen, und unter diesen befand sich auch der übermüthige Heredin Mahomet; von den übrigen aber, die sich in das Meer warfen, konnte keiner das Leben retten. Es kamen auf diese Weise dreihundert Muhamedaner, größtentheils Janitscharen und die Hauptstärke des feindlichen Heeres um, uns aber hatte der Sieg nur einen Todten gekostet, und nur einige unserer Leute waren verwundet. Die Unsrigen, welche sich der Galeere bemächtigt hatten, hielten aufmerksam Wache und sahen bei Tagesanbruch zwei Fahrzeuge von der nächsten Insel, wohin sie auf Kundschaft ausgeschickt worden waren, zurückkommen; sie nahmen dieselben, da sie arglos dahinsegelten, ohne Schwierigkeit. Auf dieselbe Weise und nachdem sie das Geschütz der genommenen Fahrzeuge an der Küste aufgepflanzt hatten, bemächtigten sie sich der übrigen allmälig zurückkehrenden Schiffe, so daß die ganze feindliche Flotte durch ihre unkluge Trennung zerstört ward. Dieser glänzende Sieg, welcher im September des Jahres 1544 am Tage vor dem Feste des heil. Erzengels Michael errungen ward, erregte solche Angst vor der Tapferkeit der Portugiesen, daß man sich drei Jahre lang von nichts Anderem unterhielt und der Schambainah von Martaban sogleich zu den portugiesischen Abenteurern schickte und ihnen große Vortheile versprach, wenn sie ihm Hülfe leisten wollten gegen den König von Bramah, der zu dieser Zeit in seiner Stadt Pegu große Rüstun-

gen machte, um mit einem Heere von siebenmalhunderttausend Mann Martaban zu belagern.

Hundertundsiebenundvierzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Martaban.

Nachdem wir also zu Pullo Hinhor die Anker gelichtet hatten, setzten wir unsere Fahrt nach dem Hafen von Tenessarim fort, bei Einbruch der Nacht steuerte aber unser Pilot, um den vielen in unserm Wege liegenden Sandbänken auszuweichen, nach der hohen See und hoffte nach Tagesanbruch mit Hülfe der um diese Jahreszeit wehenden Westwinde die Küste leicht wieder zu Gesicht zu bekommen. Wir waren bereits fünf Tage in dieser Richtung gesegelt, als wir eines Morgens ein kleines Fahrzeug entdeckten, und da wir dasselbe für ein Fischerboot hielten und es uns weder auswich, noch sich uns näherte, so steuerten wir auf dasselbe los, um zu erfahren, an welcher Stelle des Meeres wir uns befänden und wie viel Meilen wir noch von Tenessarim entfernt seien. Da es auf unser Anrufen keine Antwort gab, so schickten wir eine wohlbemannte Barke nach ihm ab; als diese nahe genug gekommen war, sahen unsere Leute zu ihrem nicht geringen Erstaunen in dem Boote fünf Portugiesen, von denen drei noch einiges Leben verriethen, und zu ihrer Seite einige Säcke mit Landesmünzen und mehrere silberne Geschirre. Wir brachten die drei Portugiesen in die Junke, wo sie durch sorgsame Pflege nach einigen Tagen so weit hergestellt waren, daß sie wieder sprechen konnten. Sie erzählten uns, daß sie reiche Kaufleute seien, welche von Goa in Indien nach Schatingan im Reiche Bengalen hätten reisen wollen, aber durch die Nachlässigkeit des Schiffführers auf den Bänken von Racan gescheitert seien, so daß sich von dreiundachtzig Personen nur siebenzehn hätten retten können. Diese hätten ihre Reise längs der Küste fortgesetzt, in der Hoffnung, einem Schiffe aus Pegu zu begegnen, um durch dasselbe die Möglichkeit zu finden, wieder nach Indien zu gelangen; sie seien aber bald darauf durch einen heftigen Westwind nach dem hohen Meere geschleudert wor-

den, wo nach sechzehn Tagen ihre Lebensmittel zu Ende gegangen und Alle bis auf die drei Geretteten durch Hunger umgekommen seien. Da wir also von diesen Portugiesen keine Auskunft über den Ort, wo wir uns befanden, erhalten konnten, so beschlich uns allmälig ein unangenehmes Gefühl, aber am folgenden Morgen sahen wir uns ganz unvermuthet und zu unserer größten Freude zwischen fünf portugiesischen Schiffen, welche auf der Fahrt von Bengalen nach Malacca begriffen waren. Nachdem ich ihnen meinem Auftrage gemäß den Rath gegeben hatte, sich zusammen zu halten, um nicht durch die Kriegsflotte der Achemer gefährdet zu werden, setzten wir unsern Weg fort und erreichten nach neun Tagen den 27. März 1545 die Rhede von Martaban, ohne in den Häfen von Tenessarim, Touay, Merguim, Juncay, Pullo, Camude und Bagaouh, die er noch vorher besucht hatte, irgend eine Nachricht von Lancerot Guerreyra und seinen hundert Portugiesen erhalten zu können, weil diese schon abgegangen waren, um bei dem Könige von Martaban Kriegsdienste gegen den König von Brahma zu nehmen.

Hundertundachtundvierzigstes Kapitel.

Begebenheiten bei der Belagerung von Martaban.

Wir gingen in der Mündung des Flusses vor Anker, um am folgenden Morgen nach der Stadt hinaufzusegeln, und hielten uns sehr ruhig; in der Nacht hörten wir aber mehrere Schüsse aus schwerem Geschütz, weshalb der Necoda sogleich nach Sonnenaufgang, wie er bei allen ungewöhnlichen Fällen zu thun pflegte, seinen Rath versammelte, um zu überlegen, was unter solchen Umständen anzufangen sei. Nach mancherlei Vorschlägen und Einreden beschloß man endlich, sich mit eigenen Augen von dem Zustande der Dinge zu überzeugen und den Fluß hinaufzusegeln. Als wir uns der Stadt näherten, fanden wir dieselbe von einem großen Belagerungsheere umgeben und den Fluß mit Schiffen bedeckt. Kaum waren wir mit der größten Vorsicht in den Hafen eingelaufen, als sich uns ein wohl ausgerüstetes Schiff näherte,

worauf sich mehrere Portugiesen befanden; diese kamen zu uns an Bord, und als sie vernahmen, daß wir in der Nacht unsere Rückreise nach Bengalen antreten wollten, warnten sie uns, uns nicht von der Stelle zu rühren, weil wir sonst dem Heere des Königs von Bramah in die Hände fallen würden, welches die Stadt Martaban zu Land und zu Wasser eingeschlossen habe und kein Schiff wieder aus dem Hafen lasse. Sie waren übrigens erbötig, mich zu dem Hauptmann Caieiro zu führen, welcher mit den Portugiesen in einer Verschanzung liege, von wo aus er dem Kampfe zusehe, ohne weder an der Belagerung noch an der Vertheidigung Theil zu nehmen. Da er ein Freund des Statthalters von Malacca sei, so könne ich ihm den Auftrag desselben ausrichten, übrigens würde ich auch Lancerot Geurreyra und die anderen portugiesischen Hauptleute bei ihm finden. Ich folgte sogleich den Portugiesen zu Joao Caieiro, der mich sehr wohlwollend empfing und, nachdem er die Briefe des Statthalters Pero de Faria gelesen hatte, mich versicherte, daß dieser ferner nicht nöthig habe, die Kriegsmacht der Achemer zu fürchten, da die Flotte derselben von dem Feinde geschlagen sei und so sehr gelitten habe, daß sie sich in zehn Jahren von ihrem Verluste nicht wieder erholen könne. Es würde also auch nicht nöthig sein, daß ich sogleich nach Malacca zurückkehre; um mich aber später bei dem Statthalter rechtfertigen zu können, ließ ich mir diesen Bescheid schriftlich ausfertigen und blieb bei Joao Caieiro während der Dauer der Belagerung, über welche ich kurz einiges Nähere mittheilen will. Die Stadt war im Laufe von sechs Monaten schon fünfmal von dem ganzen Belagerungsheere mit großer Wuth angegriffen worden, aber jedes Mal wurde der Sturm von den Vertheidigern mit großer Tapferkeit zurückgeschlagen. Die Belagerten wurden indessen durch die Länge der Zeit und da kein Entsatz zu hoffen war, der übermäßigen Anstrengungen gegen einen weit überlegenen Feind müde, und der Schambainah versammelte seinen Kriegsrath, um zu beschließen, was in diesen mißlichen Verhältnissen zu thun sei; der Kriegsrath hielt es für das Beste, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten. Der Schambainah schickte also einen Boten an den König von Bramah und bot ihm eine Million Goldstücke und sechzigtausend Ducaten an jährlichem Tribut, wenn er die Belagerung aufhebe. Der König von Bramah erklärte aber, sich in keine Unterhandlungen einlassen zu wollen, wenn der Schambainah sich

nicht zuvor auf Gnade und Ungnade übergebe. Sodann machte der Schambainah das Anerbieten, die Stadt und ihr ganzes Besitzthum übergeben zu wollen, wenn er ihn auf zwei Schiffen mit seinem Schatze und mit seinem Weibe und seinen Kindern entwischen lassen wolle; da auch dieser Vorschlag zurückgewiesen wurde, so wollte der Schambainah nebst der Stadt auch seine Schätze ausliefern, wenn das Belagerungsheer sich einige Meilen zurückziehe, um ihn entkommen zu lassen. Als alle diese Anträge nicht zum Ziele führten, schickte er den Portugiesen Paul de Seixas, welcher sich schon lange am Hofe des Königs von Martaban aufgehalten hatte, des Nachts heimlich in das verschanzte Lager seiner Landsleute, und ließ Joao Caieiro seinen Schatz und seine Unterwerfung unter den König von Portugal anbieten, wenn er ihn auf seinen Schiffen entführen und ihm gestatten wolle, ein Heer von zweitausend Portugiesen in Indien anzuwerben, um sein Reich damit wieder zu erobern. Joao Caieiro, welcher diesen Antrag nicht unvortheilhaft fand, versammelte sogleich den Kriegsrath und ließ Paul de Seixas seine Botschaft wiederholen; sodann bat er, ihnen durch einen Eid zu erklären, ob die Schätze des Schambainah wirklich so groß seien, wie man angebe; Paul de Seixas bemerkte hierauf, daß ihm zwar die Größe der Schätze unbekannt sei, daß er aber mehr als fünfmal mit seinen Augen ein einer Kirche ähnliches Haus, das bis unter das Dach mit Goldbarren angefüllt sei und sechsundzwanzig verschlossene Kisten, worin sich der Schatz des verstorbenen Königs von Pegu befinden solle, gesehen habe, und daß man mit diesen Schätzen mehrere Schiffe befrachten könne. Die Verhandlungen des Rathes, welcher auf die Stellung, die Joao Caieiro durch Abschluß dieses Geschäfts gewinnen könne, eifersüchtig war, führte zu keinem Ergebniß, und Manche erklärten sogar, daß sie, wenn der Befehlshaber auf seiner Meinung bestehe, dem Könige von Bramah den Anschlag verrathen würden, um den Zorn desselben nicht auf sich zu ziehen. Paul de Seixas mußte also mit einer abschlägigen Antwort zurückkehren, und Joao Caieiro drückte ihm beim Abschied sein Bedauern aus, daß er dem Schambainah nicht helfen könne, so gern er es auch gewollt hätte.

Hundertundneunundvierzigstes Kapitel.

Uebergabe der Stadt Martaban.

Als der Schambainah seinen Boten Paul de Seixas ohne Zusicherung portugiesischer Hülfe und nur mit leeren Entschuldigungen zurückkehren sah, gerieth er in so große Verzweiflung, daß er ohnmächtig zu Boden fiel und, nachdem er sich wieder erholt hatte, in heftige Vorwürfe gegen die undankbaren und treulosen Portugiesen ausbrach. Er ließ aber dennoch, nachdem er seinem Unmuthe Worte geliehen, ein junges Mädchen, von welchem Paul de Seixas zwei Söhne hatte, herbeibringen, überreichte ihm zwei Armbänder und hieß ihr zu den Portugiesen zu gehen, um diesen seine Gefühle über ihre Wortbrüchigkeit mitzutheilen, da sie früher versprochen hätten, in seine Dienste zu treten, jetzt aber sich bei seinem Feinde befänden, was der Himmel gewiß nicht unbestraft lassen würde. Paul de Seixas entsprach nicht ungern dem Willen des Schambainah und ging in der folgenden Nacht mit seiner Geliebten und seinen beiden Kindern in das Lager der Portugiesen zurück, wo sachkundige Handelsleute die ihm geschenkten Armbänder für sechsunddreißigtausend Ducaten kauften und bald darauf um mehr als das Doppelte dieser Summe verhandelten. Später heirathete Paul de Seixas seine Geliebte und ließ sich zu Coromandel nieder. Der Schambainah versammelte nach der Zertrümmerung seiner letzten auf die Portugiesen gesetzten Hoffnung wieder seinen Kriegsrath, in dem man den Entschluß faßte, alles Lebende, was nicht zum Kampfe tauge, zu tödten und dieses Blut Quiay Nyuandel, dem Gott der Schlachten, zu opfern, sämmtliche Schätze in das Meer zu werfen, die Stadt in Brand zu stecken und sich dann auf den Feind zu stürzen und ihm den Sieg möglichst schwer zu machen. Dieser verzweifelte Vorschlag gefiel dem Schambainah, und man traf bereits Vorbereitungen, um ihn auszuführen, als einer der drei angesehensten Befehlshaber, dessen Beifall er nicht hatte, in der folgenden Nacht mit viertausend Mann zu dem Feinde überging, wodurch auch alle übrigen Krieger den Muth verloren und ihrem Gebieter andeuteten, er möge sich dem Könige von Bramah ergeben oder gewärtig sein, daß man ihn ausliefere. Der Schambainah entschloß sich, als er dies merkte und unter den Ein-

wohnern verdächtige Bewegungen wahrnahm, zur schnellen Uebergabe, eröffnete dieses Vorhaben der Königin und ließ am folgenden Morgen auf der Mauer eine weiße Fahne aufstecken. Der feindliche Feldmarschall näherte sich sogleich auf dieses Zeichen und nahm ein Schreiben des Schambainah in Empfang, worin dieser in unterthänigen Worten dem Könige von Bramah seine Unterwerfung ankündigte und ihn bat, ihm sammt seiner Frau und seinen Kindern einen friedlichen Aufenthalt in einem Kloster zu gewähren. Der König antwortete sogleich mit artigen Worten, daß er alles Vorgefallene vergessen und dem Schambainah eine Provinz anweisen wolle, von dessen Einkünften er reichlich leben könne, gedachte aber nicht im Entferntesten dieses Versprechen zu halten. Die Nachricht von dem Ende der Belagerung erregte große Freude im Lager der Krieger von Bramah, da sie der langen Plage und der vielen Mühseligkeiten müde waren, und schon am nächsten Morgen begannen die Vorbereitungen zur förmlichen Uebergabe der Stadt und zur Feier des errungenen Sieges. Es wurden sechsundachtzig Zelte aufgeschlagen und um jedes dreißig vollständig gerüstete Elephanten in Schlachtordnung aufgestellt; die gesammte Reiterei umgab in einem Viereck die Wohnung des Königs, und das ganze Heer bildete eine Gasse von der Stadt bis zu dem königlichen Zelte; die einzelnen Truppentheile waren nach den verschiedenen Völkern, denen sie angehörten, unter ihren Führern zusammengeschaart, und den Portugiesen war ihre Stelle zunächst an den Stadtthoren angewiesen.

Hundertundfünfzigstes Kapitel.

Auszug des Schambainah aus der Stadt. Beschimpfung der Portugiesen.

Ungefähr um ein Uhr des Nachmittags fiel ein Kanonenschuß, auf welches Zeichen die Stadtthore geöffnet wurden und der Zug sich in Bewegung setzte. Voraus marschirte die Leibwache des Königs von Bramah, welche bereits die Stadt in Besitz genommen hatte. Dann kamen die angesehensten Vasallen und Krieger

des Königs von Bramah in prachtvoller Rüstung, welche geschickt waren, um den Schambainah abzuholen und zu geleiten, nach ihnen folgte der Rolim von Monnay Talapoy, der oberste Priester des Reiches, welcher den Schambainah dem Könige von Bramah vorstellen und seiner Gnade empfehlen sollte. Unmittelbar hinter ihm trug man in einer Sänfte Nhay Conatoh, die Gemahlin des Schambainah, eine Tochter des Königs von Pegu, welchen der König von Bramah ebenfalls entthront und aus seinem Reiche vertrieben hatte, und bei ihr befanden sich ihre Kinder, von denen das älteste kaum sieben Jahre zählte. Sie war von ungefähr dreißig bis vierzig sehr vornehmen und schönen Frauen umgeben, welche gesenkten Hauptes und weinend einhergingen, neben ihnen sah man ebenso viele Talagrepos, Mönche, die unseren Capucinern gleichen, welche beteten und die Damen zu trösten suchten; wurde eine oder die andere von ihnen ohnmächtig, so eilten sie herbei und spritzten ihr Wasser in das Angesicht, bis sie wieder zu sich kam. Nach der Königin ritt der Schambainah, umgeben von etwa fünfhundert bramahnischen Reitern, auf einem kleinen Elephanten in einem Rocke von schwarzem Sammet und mit einem Stricke um den Hals; er hatte zum Zeichen der Trauer das Haupthaar, den Bart und die Augenbrauen abgeschoren, und man konnte ihn in seinem Jammer nicht ansehen, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden. Er war ungefähr zweiundsechzig Jahre alt und von hoher Gestalt, und hatte ein ernstes, würdiges Wesen. Auf einem freien Raume auf der inneren Seite des Stadtthores hatten sich die Greise, Frauen und Kinder versammelt, erhoben ein fürchterliches Geschrei, ließen sich auf den Boden fallen und zerschlugen sich das Gesicht mit ihren Fäusten auf die unbarmherzigste Weise, so daß selbst die Soldaten der Leibwache und die Feinde des Schambainah zu weinen anfingen. Hier fiel auch die Königin in Ohnmacht, so daß der Schambainah von seinem Elephanten herabstieg, um sie zu trösten. „O hohe Allmacht Gottes," rief er, „wer könnte die billigen Gerichte Deiner göttlichen Gerechtigkeit begreifen, der Du, ohne auf die Unschuld dieser kleinen Geschöpfe Rücksicht zu nehmen, Deinem Zorne freien Lauf läßt; verzeihe, daß unser schwacher Verstand dies nicht zu begreifen vermag, aber, o mein Herr, bedenke, wer Du bist, und nicht, wer ich bin." Nach diesen Worten stieß er sein Haupt gegen den Boden, bei welchem Anblicke Alle ein neues Zetergeschrei erhoben. Der Schambainah

spritzte seiner Gemahlin, um sie wieder zu sich zu bringen, Wasser in das Angesicht, tröstete sie so rührend, wie es kaum ein Christ hätte thun können, und ließ sich wieder auf seinen Elephanten heben. Sobald er vor das Stadtthor kam und seine Augen auf die in festlichen Kleidern dastehenden Portugiesen fielen, ergriff ihn ein nicht zu bewältigendes Gefühl des Unmuths. Er ließ sein Haupt auf den Hals des Elephanten sinken und erklärte seinen Begleitern, man könne ihn tödten, er werde aber keinen Schritt mehr vorwärts thun, wenn man diese treulosen Menschen nicht aus seinen Augen entferne. Als der Zug durch diesen Schimpf, welchen die Portugiesen durch ihr treuloses Betragen verdient hatten, und durch den Lärm, welcher dadurch veranlaßt wurde, in's Stocken gerieth, eilte der Hauptmann der Leibwache herbei und ritt, als er die Ursache erfuhr, sogleich auf den portugiesischen Hauptmann Caieiro los und rief ihm zu: „Mache Dich schnell davon, denn so niederträchtige Menschen, wie ihr seid, sind nicht werth, daß sie auf der Erde wandeln, welche Früchte trägt; bitte vor Allem Gott, daß er demjenigen verzeihe, welcher dem Könige die Meinung beigebracht hat, ihr könnet ihm in irgend einer Weise nützlich sein; scheert deshalb lieber eure Bärte ab, als daß ihr die Welt auf diese gemeine Art betrügt; wir werden künftig statt eurer Weiber annehmen, die uns für unser Geld dienen." Bei dieser Rede des Anführers hielten auch die Soldaten der Leibwache nicht länger ihren Unwillen zurück und jagten uns mit Schimpf und Hohn davon. Nach diesem uns höchst ärgerlichen Auftritte setzte der Schambainah seinen Weg bis zu dem Zelte des Königs von Bramah fort, warf sich, als er demselben nahe genug war, zu seinen Füßen, wo er lange Zeit liegen blieb, ohne ein Wort hervorbringen zu können; der Rolin von Mounaz bat deswegen statt seiner um Gnade, welche auch der König in Gegenwart seiner vornehmsten Hofleute um so bereitwilliger gewähren zu wollen versprach, da er heimlich sich schon fest vorgenommen hatte, dieses Versprechen nicht zu halten. Der Oberpriester und die Hauptleute priesen indessen die hohe Gnade des Königs, der nun allen Anwesenden befahl, sich zu entfernen, und den Schambainah und seine Gemahlin der Obhut zuverlässiger Diener übergab.

Hundertundeinundfünfzigstes Kapitel.

Plünderung und Zerstörung der Stadt Martaban.

Noch ehe die Nacht hereinbrach, schickte der König von Bramah Hauptleute mit genügenden Mannschaften ab, um die Thore der Stadt Martaban zu besetzen, und ließ bekannt machen, daß Niemand bei Todesstrafe die Stadt betreten oder verlassen solle, bis er seinen Entschluß über das Schicksal derselben gefaßt habe. Der wirkliche Grund des Verbotes war aber die Absicht, die Schätze des Schambainah für sich auf die Seite zu bringen, ehe die Stadt der Plünderung, die er seinem Heere versprochen hatte, preisgegeben würde. Er ließ also die großen Schätze, welche durch die Könige zusammengebracht worden waren, vor Allem in Verwahr nehmen, womit zweitausend Menschen zwei Tage lang eifrig beschäftigt waren. Am dritten Morgen begab sich der König auf eine benachbarte Anhöhe und ließ die Wachen an den Thoren zurückziehen, worauf die Soldaten in buntem Gemisch und in solcher Unordnung in die Stadt drangen, daß über dreihundert derselben an den Eingängen erdrückt wurden. Bei der Plünderung verfuhr man mit so rücksichtsloser Wuth, daß oft Hunderte von Menschen einer Kleinigkeit wegen ermordet wurden. Nachdem diese Gräuelscenen, bei welchen über sechzigtausend wehrlose Menschen ihr Leben verloren, drei Tage lang gedauert hatten und kein Gegenstand der Habgierde weiter aufzufinden war, wurden die prachtvollen Paläste des Schambainah, die Pagoden und die Häuser der vornehmsten und reichsten Bürger niedergerissen und die Gebäude der anderen Bewohner in Brand gesteckt, wobei eine Menge von Götzenbildern und kostbaren Waaren aus allen Theilen des Orients zu Grunde ging. Die Einwohner, welchen es gelang, ihr nacktes Leben zu retten, und deren Anzahl sich auf mehr als sechzigtausend belief, wurden in die Sclaverei geschleppt. Der Schatz des Schambainah soll über hundert Millionen Goldstücke betragen haben, und der König von Portugal verlor also die ihm versprochene Hälfte dieser Summe, weil die portugiesischen Abenteurer es nicht für gut hielten, den König von Martaban zu schützen oder in Sicherheit zu bringen. Am Tage nach der Zerstörung der Stadt ließ der König von Bramah auf demselben Hügel, von welchem

er den Jammer mit angesehen hatte, viele Galgen errichten, von welchen zwanzig höher als die anderen, mit eisernen Gittern eingefaßt und mit einer Reihe von blutigen Fahnen verziert waren. Wir betrachteten neugierig diese Zurüstungen und erschöpften uns in Vermuthungen, was sie zu bedeuten haben möchten, als sich ein langer Zug von Elephanten und bramahnischen Reitern aus dem Lager zu bewegen anfing, in dessen Mitte man einen Haufen von hundertundvierzig eben so junger als schöner Frauen einhergehen sah, welche je vier zusammengebunden und von Talagrepos oder Mönchen begleitet waren, die ihnen auf ihrem letzten Gange Trost einsprechen sollten. Diese Frauen waren Nhay Canatoh, die Tochter des Königs von Pegu und Gemahlin des Schambainah, und die Frauen und Töchter der vornehmsten Häuptlinge von Martaban. Die Kinder der Königin wurden ihr von vier mit Keulen bewaffneten Männern nachgetragen. Alle diese armen Frauen waren so schmächtig und fein gebaut, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten, und von ihrem Schicksal so niedergebeugt, daß sie auf die Trostworte der Talagrepos gar nicht hörten.

Hundertundzweiundfünfzigstes Kapitel.

Hinrichtung des Königs und der Königin von Martaban.

Als die Frauen auf dem Richtplatze angekommen waren, wurde ihnen von einem Gerichtsdiener das Urtheil vorgelesen, welches dahin lautete, daß sie eines verdienten Todes sterben müßten, weil sie ihre Väter und Ehemänner angereizt hätten, sich gegen den König von Bramah zu empören, wodurch zehntausend Krieger dieses Königs umgekommen seien. Alle Umstehenden erhoben ein durchdringendes Geschrei, die Frauen aber umarmten sich und nahmen einen rührenden Abschied von ihrer Königin, welche sich fast ausschließend mit ihren Kindern beschäftigte, sich ein wenig Wasser bringen ließ und ihnen dieses in das Gesicht spritzte, um sie aufrecht zu erhalten. Während sie ihre Kinder wiederholt umarmte, begannen die Henker ihre Arbeit, hängten die Frauen je

sieben an einen Galgen mit dem Kopfe nach unten, so daß sie alsbald ersticken mußten. Nun kam auch die Königin an die Reihe, und als der Henker ihr die Kinder hinwegnehmen und aufhängen wollte, bat sie denselben inständigst, sie selbst zuerst hinzurichten, nahm die Kleinen nochmals in ihre Arme und sank leblos nieder. Als der Scharfrichter dies sah, ergriff er sie sogleich und hängte sie an den Galgen in der Mitte ihrer vier Kinder. Bei diesem jämmerlichen und grausamen Schauspiele erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens in dem Lager, in welchem sich auch siebentausend Krieger aus dem Reiche Pegu, über das früher der Vater der hingerichteten Königin geherrscht hatte, befanden. Der König von Bramah, welcher einen Aufruhr für möglich hielt, hatte aber die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen und seine Wohnung mit sechstausend berittenen Bramahnen umgeben, auch waren die Peguaner alle vorher entwaffnet worden, so daß er nichts zu befürchten hatte; er ließ deshalb auch in der folgenden Nacht den Schambainah und dessen Häuptlinge mit schweren Steinen am Halse in das Wasser werfen. Man erzählt ferner, daß der König von Bramah deshalb eine so grausame Rache an den Frauen geübt habe, weil mehrere derselben ihm früher, als er noch ein einfacher Graf war, ihre Hand verweigert hätten, woraus man ersehen kann, wie groß die Wechsel der Zeitverhältnisse und des Glücks sind.

Hundertunddreiundfünfzigstes Kapitel.

Pinto, von einem seiner Landsleute verleumdet und verrathen, wird eingekerkert.

Der König von Bramah blieb nach der Eroberung von Martaban noch neun Tage in der Stadt, legte dann, nachdem er noch mehrere Einwohner hatte hinrichten lassen, eine starke Besatzung in dieselbe und bestimmte den Bainha Schah zum Gouverneur, um die Verhältnisse zu ordnen und die niedergebrannten Gebäude wieder herzustellen. Bei diesem befand sich der portugiesische Edelmann Gonzalo Falcan, von den Eingeborenen gewöhnlich

Crisna Pacau oder Blume der Blume genannt, welchem Namen er aber in keiner Weise entsprach, wie sein Betragen gegen mich genugsam bezeugt. Ich hatte nämlich ein Schreiben an ihn von Pero de Faria mitgebracht, in welchem dieser ihn bat, mich in den Verhandlungen mit dem Schambainah zu unterstützen, da der Statthalter mit diesem einen Vertrag abzuschließen beabsichtigte. Falcan, welcher während der Belagerung von Martaban die Partei des Königs von Bramah ergriffen hatte, gedachte sich bei diesem angenehm zu machen und sich zugleich meines Besitzthums leicht zu bemächtigen, wenn er den Bainha Schah gegen mich aufbringe. Er ging also alsbald nach der Ueberreichung des mitgebrachten Schreibens zu ihm und überredete ihn, ich sei im Auftrage des Statthalters von Malacca gekommen, um die Einwohner von Martaban gegen die Bramahnen aufzuhetzen und ihnen den Vorschlag zu machen, sie mit Hülfe der Portugiesen aus dem Lande zu vertreiben. Der Gouverneur Bainha Schah ließ mich also sogleich festnehmen und verfügte sich unmittelbar, nachdem er mich in sicheren Gewahrsam hatte bringen lassen, zu der Junke, mit der ich aus Malacca gekommen war, um Beschlag auf die darin befindlichen Waaren, deren Werth sich auf hunderttausend Ducaten belief, zu legen. Auch machte er den Schiffseigenthümer Mamude, die ganze Schiffsmannschaft, welche aus hundertundvierundsechzig Leuten bestand, und vier an Bord befindliche reiche malaiische Kaufleute zu Gefangenen. Er ließ Alle unter der Anschuldigung, daß sie Mitschuldige an einer Verschwörung gegen den König von Bramah seien, in einen unterirdischen Kerker werfen und auf die grausamste Weise peitschen, so daß in Kyrzem nur noch vierzig Leute übrig waren, welche man in ein altes Boot ohne Segel und Ruder setzte und der Willkür der Meereswogen überließ. Sie landeten nach einer mühevollen Fahrt, nachdem sie sich aus ihren Kleidern Segel verfertigt und sich an einer Küstenstelle zwei Ruder verschafft hatten, nach zwei Monaten in dem Königreiche Queda, wo die meisten an ansteckenden Halsgeschwüren starben. Nur zwei von ihnen erreichten wieder Malacca, wo sie Pero de Faria erzählten, wie man sie mißhandelt und mich zum Tode verurtheilt habe. Auch erwartete ich, nachdem man meine Gefährten dem Meere preisgegeben hatte, jeden Augenblick den Tod. Zuerst wurde ich in ein anderes, entlegeneres Gefängniß gebracht, wo ich länger als einen Monat mit schweren Banden

und Ketten belastet bleiben und fast unerträgliche Qualen erdulden mußte. Während dieser Zeit bemühte sich Gonzalo, immer mehr Anklagen und Verleumdungen gegen mich vorzubringen, um meine Verurtheilung zum Tode zu bewirken und mein Besitzthum an sich zu reißen. Da ich bei den Verhören, welche die Richter mit mir anstellten, nicht den Wünschen Gonzalo's und des Bainha Schah gemäß antwortete, so erklärte man dies als stolze Hartnäckigkeit und versuchte diese durch Peitschenhiebe und heißes Pech, das man über mich goß, zu brechen. In der Heftigkeit des Schmerzes, die mich zur Verzweiflung und dem Tode nahe brachte, warf ich meinen Peinigern wiederholt vor, daß sie falsche Zeugen gegen mich gedungen, und drohte ihnen mit dem Zorne des Königs von Portugal, der schon durch den Hauptmann Caieiro und die übrigen zu Pegu befindlichen Portugiesen erfahren würde, auf welche Weise man mich, um mir die dem Statthalter von Malacca gehörenden Waaren abzunehmen, mißhandelt habe. Als man dem Bainha Schah auch von anderer Seite Furcht einjagte, daß ihn dieses Verfahren gegen mich theuer zu stehen kommen werde, nahm er das gegen mich schon ausgesprochene Todesurtheil zurück, behielt aber mein ganzes Besitzthum und schickte mich, nachdem meine Brandwunden geheilt waren, als Gefangenen nach Pegu, wo ich Diosoray, dem Schatzmeister des Königs, übergeben wurde, in dessen Gewalt ich zwei und ein halbes Jahr lang blieb und manche Schicksale erlebte, die ich jetzt erzählen will. Als der König von Bramah nach der Eroberung Martabans zurück nach Pegu gekommen war, hielt er Musterung über sein Heer und fand, daß er in dem Kriege gegen den Schambainah von siebenmalhunderttausend Mann, die gegen Martaban aufgeboten worden waren, sechsundachtzigtausend verloren hatte; dies hinderte ihn aber keineswegs, gegen den König von Prom, der einige seiner Grenzfestungen bedroht hatte, einen Kriegszug zu unternehmen. Er brachte deshalb in kurzer Zeit sein Heer wieder auf neunmalhunderttausend Mann, schiffte dasselbe auf zwölftausend Fahrzeugen ein und lichtete am 9. März 1545 die Anker. Nachdem er sich zu Danaplu mit Lebensmitteln versehen, lief er in den Fluß Picau Malacu, welcher über eine Meile breit ist, ein und erschien am 3. April im Angesichte der Stadt Prom. Hier erfuhr er durch einige während der Nacht eingefangene Spione, daß unterdessen der König von Prom gestorben war, daß er aber vor seinem Tode seinen

dreizehnjährigen Sohn zu seinem Nachfolger bestimmt und ihm die Schwester seiner Frau, einer Tochter des Königs von Ava, zur Gemahlin gegeben hatte. Als der Prinz auf den Thron gelangt und von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt wurde, sammelte er ein Heer und ließ den Vater seiner Gemahlin um Beistand bitten. Der König von Bramah beschleunigte deshalb seine Rüstungen, umgab sogleich nach seiner Ankunft die Stadt mit einem verschanzten Lager und mit sechs Reihen seines schwersten Belagerungsgeschützes.

Hundertundvierundfünfzigstes Kapitel.

Belagerung der Stadt Prom.

Zwei Tage nach der Ankunft des Königs von Bramah vor der Stadt Prom schickte die Königin, welche als Vormünderin ihres Sohnes regierte, einen ehrwürdigen und über hundert Jahre alten Talagrepo mit einem werthvollen Geschenke von Edelsteinen in das feindliche Lager und ließ dem König von Bramah einen Brief folgenden Inhalts überreichen: „Großer und mächtiger Herr, der Du im Hause des Glückes mehr begünstigt bist, als alle Könige der Erde, ich Nhay Nivolau, eine arme Frau und Vormünderin meines Sohnes, der eine Waise ist, werfe mich mit thränenden Augen vor Dir nieder und bitte Dich, nicht das Schwert gegen meine Schwäche zu zücken, denn Du weißt, daß ich eine arme Frau bin, die über die Beleidigungen, die ihr zugefügt werden, nur weinen kann, und daß Gott die Schwachen schützt und die Mächtigsten züchtigt, so daß ihn auch die Bewohner der Tiefe des Rauchhauses fürchten; ich beschwöre Dich daher, Du wollest mich meines Besitzthums nicht berauben, welches zu gering ist, als daß es Dir Vortheil bringen könnte; da hingegen, wenn Du Dich barmherzig gegen mich beweisest, Dir diese Handlung so großen Ruhm bringen wird, daß die Säuglinge aufhören werden an der weißen Brust ihrer Mutter zu saugen, um Dich mit den reinen Lippen ihrer Unschuld zu preisen; auch werden nicht nur meine Unterthanen, sondern auch die Fremden dieser Großmuth eingedenk sein

und ich selbst werde sie auf die Leichensteine der Verstorbenen einmeiseln lassen, damit auch diese Dir für die Gewährung meiner Bitte Dank wissen. Ich sende deshalb den heiligen Mann, der diesen Brief überbringt, zu Dir, um mit Dir über meine Unterwerfung und über den Betrag des Tributs, den ich Dir zu bezahlen haben werde, zu unterhandeln.“ Der König empfing den Talagrepo mit verstellter Freundlichkeit und versprach Waffenstillstand, bis man über die einzelnen Punkte des Vertrages näher übereingekommen sei, ließ aber den Brief der Königin von Prom ohne Erwiderung, weil er wohl einsah, daß sie ihm nur geschrieben hatte, um Aufschub der Feindseligkeiten zu gewinnen, bis die erwartete Hülfe ihres Vaters eingetroffen sei. Er verwüstete deshalb ohne Rücksicht auf sein Versprechen die Umgegend der Stadt und tödtete im Laufe von fünf Tagen mehr als vierzehntausend Bewohner, meist Greise, Weiber und Kinder. Der Gesandte, welcher die Wortbrüchigkeit des Königs sah, bat ihn deshalb um die Erlaubniß, in die Stadt zurückkehren zu dürfen, welche ihm auch gewährt ward; dabei erhielt er den Auftrag, der Königin zu bedeuten, der König werde sie, wenn sie sich, ihre Schätze, ihr Reich und ihre Vasallen ihm übergebe, anderwärts entschädigen, sie möge aber noch an demselben Tage ihren Entschluß erklären, weil er nach dem Inhalte desselben seine Vorkehrungen treffen müsse. Als der Talagrepo in die Stadt zurückkam, rieth er der Königin, den Worten des treulosen Königs nicht zu trauen, und rief ihr die Eroberung von Martaban und die rücksichtslose Behandlung des Schambainah und seiner Gemahlin in's Gedächtniß. Die Königin von Prom und ihr Staatsrath, den sie sogleich zusammenrief, waren derselben Ansicht, und es wurde beschlossen, die Stadt bis auf's Aeußerste zu vertheidigen und das Hülfsheer ihres Vaters, welches nicht mehr länger als vierzehn Tage ausbleiben konnte, abzuwarten. Die Königin, eine eben so umsichtige als muthige Frau, traf sogleich die nöthigen Anstalten und ermuthigte die Vertheidiger der Stadt durch Versprechungen und Belohnungen. Als der König von Bramah zur bestimmten Zeit keine Antwort erhielt, ließ er eine große Anzahl von Sturmleitern anfertigen und befahl am 3. Mai 1545 einen allgemeinen Angriff. Es entstand allmälig ein furchtbares Gemetzel, so daß selbst uns Portugiesen, die wir uns im Lager des Königs von Bramah befanden, sich vor Schrecken die Haare sträubten. Der Kampf, welcher einige

Mal unterbrochen und wieder aufgenommen wurde, dauerte bis spät in die Nacht, die Belagerten vertheidigten sich aber mit solcher Tapferkeit, daß der König von Bramah nach einem Verluste von achtzigtausend Mann zum Rückzuge mußte blasen lassen. Von den Verwundeten, deren Zahl über dreißigtausend betrug, erlagen noch sehr viele aus Mangel an hinreichendem Verband und an Pflege, und durch ihre Leichen, welche man im Freien liegen ließ oder in den Fluß warf, entstand eine so gefährliche Seuche, daß daran noch über achtzigtausend Mann starben. Unter diesen befanden sich auch über fünfhundert Portugiesen, denen kein anderes Grab zu Theil wurde, als der Bauch der Geier, Raben und anderer Raubvögel.

Hundertundfünfundfünfzigstes Kapitel.

Grausamkeiten bei der Einnahme der Stadt Prom.

Der König von Bramah, um bei einem zweiten Sturme nicht wieder einen großen Theil seiner besten Krieger zu opfern, ließ nun aus zweitausend Palmbäumen und Erde einen die Mauern der Stadt um zwei Klafter überragenden Wall erbauen und auf diesen einen Park von achtzig schweren Geschützen bringen, aus welchen man fast die ganze Stadt in Trümmer schoß, so daß die Einwohner, welche nicht durch die Kugeln getödtet wurden, bald keine Stelle mehr fanden, wo sie sich verbergen konnten. Der Kriegsrath, welcher in dieser Noth versammelt wurde, beschloß, die waffenfähige Mannschaft solle sich mit dem Oele aus den Lampen des Kriegsgottes Quiay Nivandel salben, sich dem Tode weihen und den Wall zu zerstören suchen. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und die tapfere Schaar machte in der Nacht einen Ausfall, bei welchem sie den Wall zerstörte, die Geschütze eroberte und das ganze Lager in Unordnung brachte, wobei eine Menge Leute ihren Tod fanden; die Belagerten aber zogen sich ohne großen Verlust in die Stadt zurück. Der König von Bramah gerieth über diese schmähliche Niederlage in solche Wuth, daß er mehr als zweitausend Peguanern, die zur Bewachung des Walls

bestimmt waren, die Köpfe abschlagen ließ. Nach diesem Verluste ließen die Bramahnen die Waffen einige Tage ruhen, um andere Zerstörungsmittel zu ersinnen, als einer der vier angesehensten Hauptleute der Stadt im Geheimen mit dem Könige von Brahma zu unterhandeln anfing und unter der Bedingung, daß dieser ihm eine Statthalterstelle verleihe, dem Belagerungsheere das Thor, welches er zu bewachen hatte, zu öffnen sich verbindlich machte. Der Verrath wurde in der Nacht des 23. August ausgeführt, und der König überließ sich, als er Meister der Stadt geworden war, seiner gewohnten Grausamkeit. Wir wollen nicht erwähnen, daß er durch eine Bresche, die er in die Stadtmauer brechen ließ, triumphirend einzog und sich in dem Palaste zum Könige von Prom krönen und von dem unmündigen Prinzen wie ein Gott anbeten ließ, sondern nur hervorheben, daß er die Leichen aller Kinder, die in den Straßen umher lagen, zusammentragen, in Stücke zerhauen und diese mit Kleien, Reis und Gras vermischt als Futter seinen Elephanten vorzuwerfen befahl, daß er die Gemahlin des Prinzen, welche früher einmal seine Hand verschmäht, unter schrecklichen Beschimpfungen und Qualen hinrichten und sammt dem Prinzen, welcher lebendig an sie gebunden wurde, mit einem schweren Steine an dem Hals in den Fluß werfen ließ. Nicht gelinder verfuhr er mit den Hauptleuten und den vornehmsten Bewohnern der Stadt, welche wie die Schweine gespießt und in das Wasser geworfen wurden. Auch noch viele andere Grausamkeiten wurden verübt, deren Zeuge ich war, durch deren Schilderung ich aber die Geduld des Lesers nicht ermüden will.

Hundertundsechsundfünfzigstes Kapitel.

Eroberung der Stadt Meleytay.

Nachdem der König von Bramah sich noch vierzehn Tage zu Prom aufgehalten hatte, um die Festungswerke wieder herzustellen, erfuhr er durch die von ihm ausgeschickten Kundschafter, daß von Ava aus eine Kriegsflotte von hundert Ruderschiffen mit einem Heere von dreißigtausend Mann auf dem Flusse herabgekommen

sei, daß aber der Anführer desselben, ein Sohn des Königs von Ava und Bruder der ermordeten Königin von Prom, als er die Einnahme von Prom vernommen habe, in der zwölf Meilen weiter stromaufwärts liegenden Stadt Meleytay zurückgeblieben sei, um das unter der Führung seines Vaters nachrückende, achtzigtausend Mann starke Heer abzuwarten. Da der König von Bramah diesen Zuwachs der Streitkräfte seines Gegners nicht herankommen lassen wollte, so brach er mit seinem dreimalhunderttausend Mann zählenden Heere gegen Meleytay auf, indem er zweimalhunderttausend Mann längs dem Flusse vorrücken ließ, und mit hunderttausend Mann, dem Kern seiner Krieger, sich einschiffte, um die Stadt zugleich zu Wasser anzugreifen. Die Hülfstruppen aus Ava, welche größtentheils dem Volksstamme der Mons angehörten, steckten bei der Annäherung des Feindes zum Zeichen, daß sie nicht Willens seien zurückzuweichen, ihre Flotte in Brand und rückten in drei Haufen dem Landheere entgegen. Sie hatten die von den Schiffen genommenen Matrosen vorangestellt, um den ersten Anprall der Gegner zu brechen und sie zu ermüden. Als diese Matrosen gefallen waren, rückten die Mons in dicht geschlossenen Reihen gegen die Bramahnen vor und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß diese hundertundfünfzehntausend Todte auf dem Platze ließen und unter den Uebrigen keiner unverwundet war; aber auch von den Mons kehrten nur achthundert in die Stadt zurück. Als der König mit den Schiffen ankam und die Niederlage seines Landheeres sah, schwur er diese Schmach fürchterlich zu rächen und die ganze Besatzung lebendig zu fangen; die Belagerten schlugen aber fünfmal den Angriff zurück und stürzten sich, als sie sahen, daß ihre sehr zusammengeschmolzene Schaar zur Vertheidigung nicht mehr ausreichte, des Nachts auf das feindliche Lager, brachten es durch eine schonungslose Metzelei in gänzliche Verwirrung und kamen dem Könige so nahe, daß dieser sich in den Fluß zu stürzen und auf eins seiner Schiffe zu retten gezwungen war; doch auch die Mons waren bis auf den letzten Mann gefallen. Die Bramahnen zogen, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten und keinen Feind mehr vor sich sahen, in die Stadt ein, der König war aber über den ungeheuern Verlust an Leuten so sehr ergrimmt, daß er seinen Zorn an dem Hauptmanne, der Prom verrathen hatte, ausließ. Er nannte ihn die Ursache seines Mißgeschicks, warf ihm

vor, daß er ihm eben so wenig treu sein werde, als seinem früheren Herrn, und ließ ihm, statt ihm die versprochene Belohnung zu gewähren, den Kopf abschlagen. Darauf sorgte er für die Pflege seiner sehr zahlreichen Verwundeten und befahl, sorgfältig Wache zu halten, um nicht überrumpelt zu werden.

Hundertundsiebenundfünfzigstes Kapitel.

Weitere Kriegsfahrt nach der Stadt Ava.

Am folgenden Tage sogleich nach Aufgang der Sonne ließ man die Todten, womit die ganze Umgegend bedeckt war, verscharren und es fand sich, daß der König von Bramah hundertundachtundzwanzigtausend und der Sohn des Königs von Ava mit Einschluß der dreißigtausend Mons zweiundvierzigtausend Krieger verloren hatte. Der König ließ darauf die Stadt Prom und die Festung Meleytay in guten Vertheidigungszustand setzen und entschloß sich, seine Fahrt auf dem Flusse fortzusetzen, um sich selbst von den Streitkräften des Reiches Ava und von der Festigkeit der Hauptstadt zu überzeugen. Nach einer Fahrt von achtundzwanzig Tagen durch ein fruchtbares und blühendes Land mit mehreren festen Plätzen erreichte er endlich am 3. October desselben Jahres die Stadt Ava, drang in den Hafen derselben ein und verbrannte dreitausend Schiffe und mehrere Dörfer der Umgegend, fand aber die Stadt selbst hinreichend besetzt und vortrefflich vertheidigt. Er mußte sich also auf kleine Streifereien beschränken, welche ihm viele Leute kosteten und wobei auch zweiundsechzig Portugiesen umkamen. Ferner vernahm er aus zuverlässigen Quellen, daß der König von Ava sich den Beistand des Siamon, Beherrschers von Pondoleu gegen eine jährliche Abgabe von dreimalhunderttausend Ducaten und einer Tonne von Edelsteinen für die Königin erkauft habe; er befestigte deshalb die Städte Prom und Meleytay noch sorgfältiger und sah sich, um den vereinigten Kräften der mächtigen Feinde nachdrücklichen Widerstand leisten zu können, nach tüchtigen Bundesgenossen um. Er richtete sein Augenmerk vor Allen auf Calaminham, den Be=

herrscher eines mächtigen Binnenreiches, und schickte seinen Schatzmeister Diosoray als Gesandten zu ihm, um ihm bedeutende Geschenke anzubieten und ihn zu bewegen, beim Beginne des Frühjahrs den Siamon mit Krieg zu überziehen und ihn dadurch zu verhindern, dem König von Ava, wenn er in seiner Hauptstadt belagert würde, Hülfstruppen zu schicken. Ich befand mich, wie ich schon gesagt habe, als Sclave bei dem Schatzmeister und wurde nebst noch anderen sieben portugiesischen Sclaven gewählt, um in dem Gefolge Diosoray's an der Gesandtschaftsreise Theil zu nehmen. Wir wurden gut bekleidet und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, auch war der Gesandte über unsere Begleitung sehr erfreut und hielt während der ganzen Reise mehr auf uns, als auf alle seine übrigen Leute.

Hundertundachtundfünfzigstes Kapitel.

Geschäftsreise zu dem Calaminham. — Fahrt bis zur Pagode von Tinagohgoh.

Ich will nun einstweilen den König von Bramah verlassen, bis die Zeit kommt, wo ich wieder von ihm sprechen muß, und meine Reise mit seinen Gesandten zu dem Calaminham beschreiben. Das Wort Calaminham bedeutet Herr der Welt, und dieser Fürst heißt auch der Herr der unbezähmbaren Kraft der Elephanten der Erde, auch mag es wohl in der ganzen Welt keinen Herrscher geben, der mächtiger ist als dieser, wie man aus meiner Erzählung ersehen wird. Wir verließen also Ava im October 1545 und fuhren stromaufwärts in südöstlicher Richtung in mancherlei Windungen, die hier der Fluß Quitor in seinem Laufe macht. Nach einer Fahrt von sieben Tagen liefen wir in einen Kanal, welchen man Guampanoh nannte, ein und wählten, wie unser Pilot bemerkte, absichtlich diesen Weg, um uns nach dem ausdrücklichen Befehle des Königs von Bramah von dem Lande des Siamon abzuwenden. Bald darauf erreichten wir eine große Stadt, welche Gatalday hieß und wo sich der Gesandte drei Tage aufhielt, um sich mit den nöthigen Dingen zu versehen. Von hier

aus setzten wir unsern Weg noch elf Tage lang auf dem Kanale fort, kamen aber nur an kleinen Dörfern vorüber, deren Häuser mit Stroh gedeckt waren und deren Bewohner sehr arm zu sein schienen. Auf dem Felde sahen wir übrigens eine Menge Vieh, das keinem Herrn anzugehören schien, denn wir tödteten täglich vor den Augen der ganzen Bevölkerung zwanzig oder dreißig Stück, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Manchmal waren sie sogar so höflich, uns das Vieh zuzuführen und hatten ihre Freude daran, wenn wir es schlachteten und verzehrten. Aus dem Kanale liefen wir wieder in einen großen Fluß ein, welcher Angegumah hieß. Er war mehr als drei Meilen breit und an manchen Stellen über sechsundzwanzig Klafter tief, so daß wir oft der heftigen Strömungen wegen einen großen Umweg nehmen mußten. Nach einer Fahrt von weiteren sieben Tagen erreichten wir die kleine Stadt Gumbin im Königreiche Jangomah, welche fünf Meilen weiter landeinwärts von Wäldern, welche Benzoe hervorbringen, und von Ebenen, welche Gummilack erzeugen, umgeben ist. Man bringt von hier diese Waare nach Martaban und von da nach verschiedenen Häfen Indiens und Aegyptens; es findet sich auch in dieser Stadt eine Menge Bisam, welcher weit besser ist als der chinesische und nach Martaban und Pegu verkauft wird, wo ihn die portugiesischen Handelsleute holen, um ihn nach Narsinga, Orixa und Masulipatnam zu bringen. Die Frauen des Landes sind sehr weiß und von angenehmem Aeußern, kleiden sich in seidene und baumwollene Stoffe und tragen goldene und silberne Spangen an den Füßen und schwere Ringe um den Hals. Der Boden ist sehr fruchtbar und liefert reiche Ernten an Reis, auch hat man Ueberfluß an Zucker, Honig und Wachs; das Gebiet dieser Stadt bezahlt jährlich an den König von Jangomah eine Abgabe von siebenmalhunderttausend Ducaten. Wir setzten unsere Fahrt nun wieder sieben Tage lang fort bis zu einer großen Stadt, Catammas oder goldener Krebs genannt, welche dem Naudiva von Tinhau, dem zweiten Sohne des Calaminham, gehörte. Der Naugator oder Befehlshaber dieser Stadt empfing den Gesandten sehr zuvorkommend, schickte ihm mehrere Erfrischungen für seine Leute und benachrichtigte ihn, daß sich der Calaminham eben in der Stadt Timplan aufhalte. Wir verließen an einem Sonntag des Morgens diesen Ort und kamen am nächsten Tage gegen Abend an die Festung Campalagor, welche

in der Mitte des Flusses auf einem Felsen erbaut und von einem starken Damme von Quadersteinen umgeben ist. Hier befindet sich, wie man dem Gesandten sagte, eine der vierundzwanzig Schatzkammern, welche Calaminham besitzt. Sie soll vierundzwanzigtausend Centner Silber enthalten, welches in unterirdischen Gewölben aufbewahrt wird. In den nächsten dreizehn Tagen unserer Reise kamen wir durch eine anmuthige Gegend, in welcher prachtvolle Wälder mit fetten Triften abwechselten, auf denen zahlreiche Heerden weideten, die von berittenen Wächtern gehütet wurden. Auf dem Flusse wimmelte es von Fahrzeugen, die mit den Producten des Landes befrachtet waren und den Ueberfluß den am Meere liegenden Handelsplätzen zuführten. Der Gesandte erkrankte zu Campalagor an einem Brustgeschwür, und man rieth ihm, die Reise nicht fortzusetzen, bis er völlig geheilt sei. Er beschloß also, nachdem er sich mit den Seinigen berathen hatte, in ein berühmtes Hospital zu gehen, welches zwölf Meilen von der Festung in der Pagode Tinagohgoh oder der Pagode des Gottes von tausend Göttern errichtet war und wo wir am Abend des nächsten Samstages eintrafen.

Hundertundneunundfünfzigstes Kapitel.

Die Pagode Tinagohgoh.

Sobald der Gesandte an's Land gestiegen war, wurde er nach dem Theile des Hospitals, welcher Schipanocan hieß und für große Herren bestimmt war, geführt und daselbst mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt; man ließ es in keiner Weise an seiner Pflege und Unterhaltung fehlen, so daß man ihm sogar Sängerinnen und Schauspielerinnen zu seiner Zerstreuung zuschickte. Während unser Gebieter sich auf eine so angenehme Weise von seiner Krankheit heilen ließ, suchte sich sein Gefolge durch andere Beschäftigungen die Zeit zu vertreiben; einige fanden ihr Vergnügen an der Jagd und dem Fischfange, andere hielten es für besser, die Pagode und die Umgegend zu besuchen und zu betrachten, und die Lebensweise und religiösen Gebräuche

der Eingeborenen zu beobachten. Eine der größten Feierlichkeiten war das Erinnerungsfest an alle Verstorbenen, welches man am Tage des Neumondes im Dezember beging, zu welchem eine unzählige Menge Volks von Nah und Fern herbeiströmte, und welches mit einem fünfzehntägigen großen Markte verbunden war, auf dem man alle möglichen Waaren in langen Reihen von Buden in reicher Fülle und Vorzüglichkeit feilbot. Der Tempel des Götzen selbst ist ein umfangreiches, sehr kostbares Bauwerk, welches in einer flachen Gegend auf einem einzelnen runden Hügel liegt, der einen Umfang von ungefähr zwei Meilen hat und ungefähr fünfzehn Klafter hoch durch Menschenhände steil zugehauen ist. Dicht am Rande des Abhanges erhebt sich eine drei Klafter hohe Mauer von behauenen Steinen mit Thürmen und Zwingern. An die innere Seite der Mauer lehnen sich in ihrer ganzen Länge hundertundsechzig Hospitäler, deren jedes mehr als dreihundert sehr bequeme und reinliche Wohnungen zur Aufnahme der Pilger enthält, welche aus allen Gegenden des Morgenlandes in Zügen von zwei- bis dreitausend Leuten mit ihren besonderen Anführern und ihre Heimath näher bezeichnenden Fahnen hierher wallen. Die Gebäude sind sämmtlich von Cedern und Cypressen, zwischen welchen Springbrunnen vortrefflichen Wassers in reicher Fülle sprudeln, beschattet, um eine wohlthuende Kühlung zu bewirken. Auf dem höchsten Punkte des Hügels liegen vierundzwanzig Klöster, zwölf für Männer und zwölf für Frauen, und in jedem derselben leben an fünfhundert Mönche und Nonnen. In der Mitte dieser Klöster befindet sich ein Garten, der mit einem Geländer von Metall und mit einem zierlichen Bogengange umgeben ist, in welchem eine Menge silberner Glöckchen hängen, die von dem Winde bewegt werden. In dieser Einfassung steht unter einer durchaus mit Silberplatten ausgelegten Kuppel das goldene oder wenigstens reich vergoldete Bild des Götzen Tinagohgoh oder des Gottes von hundert Göttern, mit einer prachtvollen Krone auf dem Haupte und mit zum Himmel erhobenen Händen, und umgeben von vielen kleinen Götzen, die auf den Knieen liegend ihn bewundernd anschauen und anbeten. Hinter diesen Götzen stehen zwölf andere ungeheuer große und häßliche Gestalten, welche die Götter des Jahres vorstellen sollen. Außerhalb umgeben hundertundvierzig Riesen aus Eisen gegossen und mit Hellebarden in der Hand die Kuppel als Wächter; zwischen ihnen hängen sehr schwere

Glocken, welche an eisernen Stangen in Bewegung gesetzt werden müssen. Ich will die Merkwürdigkeiten und Reichthümer dieses Ortes nicht weiter beschreiben, da die ausführlichste Schilderung doch der Wirklichkeit nicht nahe kommen würde, und lieber aus eigener Anschauung die Festlichkeiten und Opfer beschreiben, welche zu Ehren des Götzen stattfanden, den man Xipatilau oder Erfrischung der ehrlichen Leute nennt.

Hundertundsechzigstes Kapitel.

Festumzug zu Ehren des Gottes Xipatilau.

Unter den Festlichkeiten, welche während der vierzehntägigen, sich jährlich wiederholenden Feier zu Ehren des Gottes und des eben so lange dauernden Marktes vorkamen, war die vorzüglichste der große Umzug oder Bittgang, den man bei uns ein Jubiläum nennen würde. Die Leute, welche an diesem Umzuge, der am fünften Tage des Neumondes gehalten wurde, Theil nahmen, bedeckten eine Strecke von mehr als drei Meilen. Bei diesem Umzuge befanden sich, wie man mir sagte, allein vierzigtausend Priester von den vierundzwanzig religiösen Secten, die man in diesem Lande zählt, und diese Priester heißen je nach ihrem Range und ihrer Würde Grepos, Talagrepos, Rolims, Nlepois, Bicos, Sacureus und Schanfarauhos, und waren an ihrem Anzuge oder Schmucke und an den Abzeichen, die sie in der Hand trugen, zu erkennen. Diese Würdenträger machten den Bittgang nicht zu Fuß mit, wie die übrigen Priester, denn sie begingen eine große Sünde, wenn sie an diesem Tage den Boden berührten, und sie wurden deshalb von den niederern Priestern auf Ruhebetten oder in Armsesseln getragen; diese Träger prangten in Röcken von grünem Atlas und in Röcken von purpurrothem Damast. In den Reihen dieser Procession bemerkte man auch alle Geräthschaften, welche bei den Opfern und anderen religiösen Gebräuchen dieses Volkes nöthig sind. Die Mitglieder der verschiedenen Brüderschaften, welche sie fortzubringen hatten, waren in gelbe Stoffe gekleidet und trugen brennende Kerzen in der Hand. In bestimm-

ten Zwischenräumen fuhren Wagen, welche vier bis fünf Stockwerke hoch waren und auf jeder Seite eben so viele Räder hatten. Auf jedem dieser Wagen, deren man über zweihundert zählte, standen und saßen über zweihundert Priester, Mönche und Diener, und auf dem höchsten Platze prangte ein silbernes Götzenbild mit einer goldenen Mütze auf dem Haupte, und alle seine Begleiter hatten kostbare Schnüre von Perlen und Edelsteinen um den Hals geschlungen. Hinter ihnen standen Gefäße mit seltenem Räucherwerk, umgeben von kleinen Knaben, welche auf den Knieen lagen und silberne Keulen auf ihren Schultern hielten; andere schwangen Rauchfässer, mit denen sie den Götzen beräucherten. Von Zeit zu Zeit sangen sie unter Begleitung einer entsprechenden Musik dreimal mit jammernder Stimme die Worte: „Herr, mildere die Pein der Verstorbenen, damit sie Dich ruhig preisen können.“ Darauf antwortete das Volk mit einem eigenthümlichen Murmeln: „So möge es Dir gefallen und so möge es geschehen an jedem Tage, an welchem Du uns die Sonne zeigst.“ Jeder dieser Wagen wurde von mehr als dreitausend Leuten gezogen, welche sich zu diesem Zwecke sehr langer, mit Seide umwickelter Stricke bedienten und auf diese Weise ohne irgend eine andere Genugthuung vollkommenen Ablaß ihrer Sünden zu erlangen glaubten. Der ganze Strick war mit frommen Händen dicht bedeckt, und wer nicht das Glück hatte, an dem Stricke eine freie Stelle zu finden, legte seine Hände auf die Schultern eines an dem Stricke Ziehenden und glaubte so derselben Gnade theilhaftig zu werden. Leute zu Pferde umringten den Zug, welche die Zuschauer, deren Menge unzählbar war, fortwährend mahnten, aus dem Wege zu gehen und die Priester in ihren Gebeten, die sie verrichteten, nicht zu stören. Sie führten lange Stöcke in der Hand, mit welchen sie auf die Säumigen so derb losschlugen, daß bei jedem Schlage Mehrere arg zugerichtet zu Boden fielen, ohne daß Einer derselben es wagte, sich zur Wehre zu stellen, oder auch nur zu beklagen. In dieser strengen Ordnung bewegte sich die Betfahrt durch mehr als hundert Straßen, welche mit Zweigen von Palmen und Myrten belegt und mit vielen seidenen Fahnen geschmückt waren. Von Strecke zu Strecke standen Tische, an denen man unentgeltlich sowohl den Theilnehmern an dem Zuge, als auch den Zuschauern Speise, wenn sie solche zur Ehre Gottes verlangten, reichte, und an manchen Stellen theilte man auch Kleider und Geld aus. Hier

versöhnten sich die Feinde und hier bezahlten die Reichen den Armen die Schulden, welche diese abzutragen nicht im Stande waren, und diese Leute hätten sich wirklich durch ihre Frömmigkeit ein Verdienst erwerben können, wenn ihnen nicht der wahre Glaube gefehlt hätte. Während der Umzug langsam seinen Fortgang nahm, stürzten aus hölzernen Hütten, die zu diesem Zwecke erbaut waren, plötzlich sechs bis zehn in seidene Tücher gehüllte, mit goldenen Armbändern geschmückte und von Wohlgerüchen duftende Männer hervor, welche sich durch das Volk, welches ihnen ehrfurchtsvoll Platz machte, zu einem der Festwagen hindrängten und sich, nachdem sie den auf demselben stehenden Götzen andächtig begrüßt hatten, unter die Räder warfen, so daß dieselben über ihren Leib hinweggehen und sie zermalmen mußten. Die nahestehenden Augenzeugen erhoben das einstimmige Geschrei: „Meine Seele sei mit der Deinigen," worauf sogleich einer der Priester vom Wagen herabstieg und den Kopf und die verstümmelten Glieder eines der unglückseligen oder vielmehr jetzt seligen Opfer in einen Napf legte, damit wieder auf das höchste Stockwerk des Wagens stieg und die blutigen Reste dem Volke zeigte, dabei ausrufend: „Armselige Sünder, betet alle inbrünstig, damit Gott euch würdige, heilig zu werden, wie dieser es jetzt ist, nachdem er im angenehmen Geruche der Heiligkeit gestorben ist," bei welchen Worten alle in der Nähe Befindlichen sich auf den Boden warfen und mit fürchterlichem Lärm beteten: „Wir hoffen zuversichtlich, daß der Gott von tausend Göttern uns diese Gnade gewähren wird." Auf dieselbe Weise opfern sich noch sehr Viele, deren Zahl sich, wie mir glaubwürdige Handelsleute versicherten, auf mehr als sechshundert beläuft. Diesen Märtyrern suchen es wieder andere, welche man Xiraporaus nennt, zuvorzuthun, indem sie sich vor denselben Wagen mit scharfen Scheermessern unbarmherzig zerfleischten, so daß man ihre unempfindliche Gleichgültigkeit kaum ansehen konnte. Sie schnitten sich große Stücke aus dem Fleische und schleuderten diese, nachdem sie dieselben auf eine Lanze gesteckt und gezeigt hatten, gegen den Himmel, wobei sie erklärten, daß sie damit Gott ein Geschenk darbringen wollten für das Seelenheil ihres Vaters, ihrer Frau, ihrer Kinder oder irgend eines andern werthen Angehörigen. Wo eins der Stücke niederfiel, warfen sich sogleich, um desselben theilhaftig zu werden, so viele fromme Pilger darauf, daß viele dabei erdrückt wurden. Sobald ein solcher Märtyrer, nachdem er

sich Nase, Ohren und andere Körpertheile abgeschnitten hatte und kaum noch einem Menschen glich, blutbedeckt und todt niederfiel, sprangen die Priester sogleich vom Wagen herab, um dem freiwilligen Märtyrer den Kopf abzuschneiden und diesen dem Volke zu zeigen, bei welchem Anblick sich dieses auf die Kniee warf und betete: „O Herr, laß uns der Zeit nicht fern sein, zu welcher wir zu Deinem Dienste vollbringen können, was dieser Fromme vollbracht hat.“ Andere Wahnsinnige, welche der Teufel plagte, liefen umher und schrieen zu den ihnen Aufstoßenden: „Gieb mir ein Almosen, wenn Du nicht sehen willst, wie ich meinem Leben ein Ende mache.“ Willfahrte man ihrem Verlangen nicht, so schnitten sie sich augenblicklich mit dem Messer, welches sie in der Hand hielten, die Kehle ab oder schlitzten sich den Bauch auf. Ihre Köpfe wurden ebenfalls von den Priestern aufgenommen und dem Volke gezeigt. Die ekelhaftesten Büßer jedoch waren die Nucaromons, Leute, welche Töpfe voll Unrath und Urin, die einen widerlichen und unerträglichen Gestank verbreiteten, in den Händen trugen und den Umstehenden zuschrieen: „Gebt mir ein Almosen, oder ich werde diesen Unrath, welcher dem Teufel zur Speise dient, verschlucken und Dich damit besudeln, damit Du verflucht seiest wie er.“ Man beeilte sich gewöhnlich, ihnen eine Gabe zu spenden; geschah dies aber nicht, so führten sie den Topf zum Munde, nahmen einen Schluck und bespritzten mit dem Unrathe die Nächsten. Die Uebrigen warfen sich sogleich auf die Besudelten, welche man als Verfluchte betrachtete, überhäufte sie mit Schimpfreden und Schlägen und mißhandelte sie auf jede Weise, indem man ihnen vorwarf, sie seien im Banne, weil die Schuld auf ihnen laste, daß ein frommer Mann von dem Unrathe gekostet habe, wie der Teufel, und er deswegen immerdar vor Gott stinkend bleiben werde, ohne jemals in das Paradies eingehen zu können. Man kann daraus ersehen, wie weit diese Leute, welche durchaus der Einsicht und des Verstandes ermangeln, in ihrem abergläubischen Wahnsinne gehen, und man soll, wie Pinto stolz sagt, täglich Gott danken, daß wir gewürdigt worden sind, uns des Lichtes des wahren Glaubens zu erfreuen.

Hundertundeinundsechzigstes Kapitel.

Mancherlei Arten von Büßenden.

Als neun Tage von dem vierzehntägigen Wallfahrtsfeste vorüber waren, stellte sich alles versammelte Volk an, als ob die gefräßige Schlange des Rauchhauses, welche, wie schon gesagt, der Teufel dieser Leute ist, sich herbeigeschlichen habe, um die Asche der Frommen, welche sich auf die eben beschriebene Weise geopfert hatten, zu stehlen, um die Auffahrt ihrer Seelen zum Himmel zu hindern. Es entstand deshalb plötzlich unter den Wallfahrern ein so arger und fürchterlicher Lärm, daß mir die Worte fehlen, um ihn zu beschreiben; denn man hörte nichts als ein verwirrtes Getöse, begleitet von dem Geläute unzähliger Glocken, dem Gewirbel großer Trommeln und Becken und dem jämmerlichen Klange von Hörnern und Posaunen, so daß Keiner die Worte des Andern verstehen konnte und der Boden unter den Füßen zitterte, und dies Alles geschah nur, um dem Teufel Schrecken einzujagen. Der Unfug dauerte von ein Uhr des Nachmittags bis zum andern Morgen und während dieser Nacht wurde eine Unzahl von Wachskerzen und Fackeln verbraucht, denn wohin man den Blick wendete, sah man nur Lichter und Feuer, um dem Gotte Tinagohgoh auf seinem Wege zu leuchten, denn dieser war ausgezogen und suchte allenthalben die Schlange, welche er mit einem ihm vom Himmel verliehenen Schwerte zu tödten beabsichtigte. Als nach dieser fürchterlichen Nacht der Tag zu dämmern anfing, war der ganze Hügel, auf welchem der Tempel lag, mit weißen Fahnen bedeckt; das Volk warf sich bei diesem Anblicke freudig zu Boden und stattete auf allerlei verschiedene Arten dem Gotte seinen Dank ab; auch machte man sich wechselsweise Geschenke, um seine Zufriedenheit über die glückliche Erwürgung der Schlange kund zu geben, welche die Priester durch weiße Fahnen kund gaben. Die Pilger fingen nun an, sich von allen Seiten und auf vierundzwanzig verschiedenen Wegen nach dem Hügel, worauf der Tempel stand, zu drängen, um dem Götzen für den errungenen Sieg Glück zu wünschen und ihm ihren Dank abzustatten. In den drei ersten Tagen und Nächten war das Gedränge so dicht, daß es uns Portugiesen unmöglich gelingen konnte, uns durch dasselbe einen Weg zu bahnen.

Auch der Gesandte, welcher diese Unmöglichkeit einsah, hieß uns noch einige Tage warten, weil er alsdann selbst, wie er während seiner Krankheit gelobt hatte, den Tempel besuchen würde und uns als seinen Begleitern die Möglichkeit geboten wäre, unsere Neugierde zu befriedigen, über welche Zusicherung wir nicht wenig erfreut waren. An dem bestimmten Tage machten wir uns auf den Weg, erreichten aber den Hügel nur mit großer Mühe. Hier sah man sechs schöne und lange Straßen, in welchen eine Menge von Wagen aufgehängt waren, auf denen sich die Pilger wiegen ließen und eine ihrer Schwere und ihren Vergehen entsprechende Gabe opferten. Wer also durch seine Gefräßigkeit gesündigt und das ganze Jahr hindurch keine Fasten gehalten hatte, brachte Honig, Zucker, Eier und andere Lebensmittel dar, welche alle den Priestern, welche die Entsündigung vorzunehmen hatten, zufielen. Die Pilger, welche der Sinnlichkeit zu viel gefröhnt hatten, brachten Seide und andere kostbare Seidenstoffe, Wein und sonstige berauschende Getränke, Räucherwerk und Wohlgerüche dar, weil diese Dinge, wie die Priester sagen, zu der Sünde anreizen. Die Sünder, welche kalt in ihrer Liebe zu Gott und hartherzig gegen die Armen waren, spendeten Goldstücke und silberne und kupferne Münzen; die Trägen opferten Schweine, Reis, Holz und Kohlen; die Stolzen mußten ihren Uebermuth mit getrockneten Fischen, Kehrbesen, Kuhmist und anderen verächtlichen Dingen büßen, und die Neidischen erhielten, nachdem sie ihren Fehler eingestanden hatten, jeder zwölf Maulschellen zur Ehre der zwölf Monate des Jahres. Alle Opfer fielen den Priestern anheim und bildeten in den Straßen hohe Haufen. Die Armen, welche sich auf keine andere Weise zu entsündigen vermochten, brachten ihre eigenen Haare dar, welche sogleich von mehr als hundert Priestern, welche in einer Reihe mit Scheeren in der Hand auf Schemeln saßen, abgeschnitten wurden; andere neben einander sitzende Priester, deren Zahl sich auf mehr als tausend belief, flochten aus diesen Haaren Armbänder, Schnüre und Ringe, welche die Pilger kauften, um sie mit sich nach Hause zu nehmen, und allein der Erlös aus diesen Gegenständen soll den Priestern des Tempels jährlich ein Einkommen von neunzigtausend Ducaten sichern. Man kann daraus auf die ungeheuren Summen schließen, welche ihnen durch die übrigen Opfer zuflossen. Nachdem wir uns durch die Straße, in der die Wagen hingen, und durch viele andere Straßen, in denen

man sich mit Schauspielen, Tänzen und Kämpfen belustigte, gedrängt hatten, gelangten wir endlich zu dem Tempel selbst, welcher aus einem einzigen Schiffe bestand und worin eine unübersehbare Menge von Wachskerzen auf silbernen Armleuchtern brannten. Der Götze Tinagohgoh stand auf einer Erhöhung, welche einem Altare glich, umgeben von einer Menge von brennenden Wachskerzen auf silbernen Leuchtern und mehreren Kindern in veilchenblauen Kleidern, die ihn bei den Tönen einer lieblichen Musik, welche von Priestern aufgeführt wurde, fortwährend beräucherten. Vor ihm führten wunderschöne Frauen in prachtvollen Gewändern zu seiner Verherrlichung kunstvolle Tänze auf; die Zuschauer reichten ihnen reiche Gaben, welche die Priester ebenfalls in Empfang nahmen. Diese standen vor dem Altar des Götzen und bewiesen ihm dadurch ihre Ehrerbietung, daß sie sich von Zeit zu Zeit zu Boden warfen. Das riesenhafte Bildniß des Tinagohgoh war siebenundzwanzig Spannen hoch, hatte ein unförmliches, breites Gesicht, aufgeblasene Nasenlöcher, die Haare eines Negers und überhaupt ein abschreckendes Aeußere. In der Hand er hielt ein wie das Bandmesser eines Kiefers gestaltetes Werkzeug, womit er nach der Aussage der Priester in der Schreckensnacht die gefräßige Schlange des Rauchhauses, welche die Asche der freiwilligen Opfer entwenden wollte, getödtet hatte. Zu seinen Füßen lag diese Schlange von überaus schrecklichem und häßlichem Aussehen, aber so künstlich der Natur nachgebildet, daß man sie nicht ohne Grausen anzusehen vermochte. Der abgeschlagene Kopf von der Größe und Dicke einer Tonne lag dabei, und alle Pilger drängten sich hinzu, um mit der Spitze ihrer Hellebarden oder mit langen Nadeln nach der Schlange zu stechen und die abscheulichsten Schimpfworte gegen sie auszustoßen. Nachdem sie ihrem Ingrimme auf diese Weise Ausdruck verliehen, warfen sie ihre Spenden, welche in Gold, Silber und kostbaren Stoffen bestanden, in große Becken, die am Fuße des Altars aufgestellt waren. Nachdem wir alle diese Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen hatten, folgten wir dem Gesandten weiter zu den Höhlen der Einsiedler oder Büßer, welche einen Kanonenschuß weiter in der Mitte des Haines in den Felsen gehauen waren, und deren Bewohner man der strengen Buße wegen, die sie sich auferlegt hatten, für Heilige hielt. Die Bewohner der ersten Grotten, welche lange Kutten trugen, wie die japanesischen Bonzen, folgten der Regel eines frommen

Mannes, welcher im Leben den Namen Situmpor michay führte und seinen Jüngern eingeschärft hatte, in der größten Enthaltsamkeit zu leben, weil das einzige und wahre Mittel, den Himmel zu erlangen, darin bestehe, daß man das Fleisch bezähme, und dies um so eher der Fall sein werde, je schneller man über dasselbe den Sieg davon trage. Unsere Begleiter versicherten uns, daß diese Leute ihr Leben nur mit gekochten Kräutern, mit gerösteten Bohnen und mit wilden Früchten fristeten, die von den vorgesetzten Priestern für sie auf eine ihrem Gelübde entsprechende Weise zubereitet würden. In einer andern Höhle sahen wir einen der Einsiedler, welche sich zu der Lehre des großen Heiligen oder vielmehr Teufels Angemacur bekennen; sie müssen in einer Grube, die in der Mitte der Höhle angebracht ist, stehen und nähren sich nur von Fliegen, Spinnen und Ameisen, die mit der Brühe eines Krautes, das unserem Sauerampfer gleicht, zubereitet werden. Sie blieben stets an derselben Stelle, wie angeschmiedet, in fortwährender Betrachtung und mit fest geschlossenen Händen, um ihre Verachtung gegen alle weltliche Dinge anzudeuten. Auf diese Weise ließen sie sich umkommen, wie das Vieh. Diese Einsiedler werden als die heiligsten von allen betrachtet, und nach ihrem Tode verbrennt man sie mit kostbaren Specereien; auch erbaut man zu ihrem Andenken kostbare Tempel, um Andere zur Nacheiferung ihrer Tugenden anzuspornen. Auch sahen wir Einsiedler von der ekelhaften Secte des Gilen Mitray, welche ihrem Götzen dadurch wohlgefällig zu sein glauben, daß sie nur stinkenden Auswurf, Heuschrecken und Hühnermist oder Klumpen in Fäulniß übergegangenen Menschenblutes mit bitteren Kräutern vermengt verzehren. Sie haben deshalb eine scheußliche Hautfarbe und leben nur kurze Zeit. Ich schweige von der Secte der Godemem, welche Tag und Nacht unaufhörlich in dem Dickicht: „Godemem, Godemem" schreien, bis ihnen der Athem ausgeht und sie todt niederfallen; ich will auch nicht sprechen von den Einsiedlern, welche man Tarilacons nennt und welche noch erbärmlicher sterben, als alle übrigen, denn sie setzen sich, wenn sie genug gelebt und gebüßt zu haben glauben, in kleine, von drei Seiten dicht verschlossene Löcher und zünden an der vierten Seite ein Feuer von Holzkohlen und grünem Gesträuche an, um sich durch den Rauch ersticken zu lassen. Man kann daraus ersehen, durch welche jämmerliche Lebensweise und auf welche wahnsinnige Arten sich diese

elenden Menschen zu Märtyrern des Teufels machen, welcher sie zum Lohne für diese freiwilligen Leiden auf ewig in die Hölle stößt, und daran die Betrachtung knüpfen, wie wenig wir für unser Seelenheil zu thun bereit sind, wozu wir auf eine weit leichtere Art gelangen können.

Hundertundzweiundsechzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Timplan.

Nachdem wir allen diesen Unsinn in der Pagode des Tinagohgoh mit eigenen Augen und mit nicht geringem Erstaunen angesehen hatten, setzten wir unsere Reise fort und erreichten nach einer Fahrt von dreizehn Tagen zwei an den Flußufern einander gegenüberliegende große Städte, welche man Manavedeh und Singilapau nannte. Zwischen beiden lag an dieser etwas schmaleren Stromstelle eine von der Natur gebildete Insel, in deren Mitte sich ein sechsunddreißig Klafter hoher Felsen erhob, welcher auf seiner Spitze eine Veste mit Wällen und Thürmen trug, von welcher aus starke Ketten nach beiden Ufern gespannt waren, um die Schiffe an ihrer weiteren Fahrt zu hindern. Der Gesandte stieg bei der Stadt Singilapau an's Land und wurde von dem Befehlshaber, der den Titel Xemimdum führte, mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen, auch versah man ihn und sein ganzes Gefolge mit einer Fülle von Lebensmitteln. Eine Ehrenwache von tausend Mann wurde ihm hier zur weiteren Begleitung beigegeben, mit welcher wir uns am folgenden Morgen in zwanzig Ruderbarken einschifften und am Abend desselben Tages bis zu den Zollstätten des Königreichs kamen. Diese waren in zwei auf beiden Flußufern einander gegenüberliegenden Städten eingerichtet, und der Fluß war hier mit fünf starken metallenen Ketten gesperrt, so daß eine Durchfahrt ohne Erlaubniß unmöglich war. Hier kam uns ein Beamter in einem leichten Fahrzeuge entgegen, welcher sich von dem Gesandten den an den Calaminham gerichteten Brief einhändigen ließ, um zu sehen, ob er so abgefaßt war, daß man ihn seinem Gebieter vorlegen könne. Der Ueberbringer stieg des-

halb an's Land und wurde in einen großen Saal geführt, wo drei an einem Tische sitzende und von vielen Edelleuten umgebene stattliche Männer ihn sehr zuvorkommend empfingen und ihn fragten, zu welchem Zwecke er hieher gekommen sei, und sich überhaupt das Ansehen gaben, als ob ihnen die Ursache seiner Erscheinung völlig unbekannt sei. Der Gesandte bemerkte ihnen, daß ihn der König von Bramah und Herr von Tanguh geschickt habe, um dem heiligen Calaminham eine seine Staaten betreffende wichtige Botschaft zu überbringen. Nachdem er nun noch einige ihm vorgelegte Fragen, welche die Hofsitte vorschrieb, beantwortet hatte, lasen die drei Beamten den Brief des Königs von Bramah und änderten einige Ausdrücke, welche gegen das Herkommen verstießen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er ihnen auch die Geschenke, welche für den Calaminham bestimmt waren, und sie konnten ihr Erstaunen darüber nicht verbergen, besonders über den goldenen Sattel und über das kostbare Geschirr des Elephanten, woran die Edelsteine nach der Schätzung Sachverständiger einen Werth von mehr als sechmalhunderttausend Ducaten hatten. Wir gingen darauf zu einem zweiten Zollhause, wo noch ehrwürdigere Beamten uns empfingen, das Schreiben und die Geschenke in Augenschein nahmen und alles mit einer seidenen Schnur umwickelten, auf welche sie drei Siegel drückten. An demselben Tage kam aus der nahen Stadt Queitor ein von dem Reichsstatthalter abgeschickter Beamte an, welcher dem Gesandten ein Geschenk, welches in Erfrischungen, Fleischspeisen, Früchten und anderen Lebensmitteln bestand, überbrachte; auch während der neun Tage, die er hier nach der Vorschrift verweilen mußte, wurde er hinreichend mit Allem versehen, was ihm und seinem Gefolge nöthig war. Ferner suchte man ihm durch die Jagd und die Fischerei allerlei Unterhaltung zu bereiten, wobei auch von wunderschönen Frauen belustigende Schauspiele aufgeführt wurden; uns Portugiesen aber erlaubte man, die Merkwürdigkeiten der Umgegend zu betrachten. Wir sahen sehr alte Gebäude, prachtvolle und reiche Tempel, sehr schöne Gärten, Schlösser und Landhäuser, die sich längs des Flußufers hinzogen, unsere besondere Aufmerksamkeit erregte aber ein Hospital für Pilger, welches Manicafaran oder Gefängniß der Götter genannt wurde und über eine Meile im Umfange hatte. Es bestand aus zwölf ganz überwölbten Straßen, deren jede zweihundertundvierzig Häuser zählte, welche während des ganzen Jahres von

Pilgern bewohnt waren, die aus verschiedenen Ländern des Morgenlandes zusammenströmten, denn diese Pilgerreise ist nach der Ansicht dieser Völker verdienstlicher als jede andere, da die hier von Fremden gefangen gehaltenen Götter der Gesellschaft bedürfen, weil es ihnen nicht gestattet ist, in ihre Heimath zurückzukehren. Allen diesen Pilgern, deren Zahl sich nach der Aussage der Eingeborenen das ganze Jahr hindurch auf mehr als sechstausend beläuft, reicht man die nöthige Nahrung, welche von den Einkünften des Hospitals und den Almosen, welche man demselben spendet, beschafft wird. Zur Verpflegung und Bedienung sind viertausend Mönche und eben so viele Nonnen, die alle in dem Hospitale wohnen, bestimmt. Der Tempel des Hospitals war sehr groß und in drei Schiffe abgetheilt, wie unsere Kirchen. In der Mitte des Tempels sah man eine geräumige runde Capelle, welche mit messingenen Geländern eingefaßt und mit zwei Thoren verschlossen war. Sie enthielt achtzig theils männliche, theils weibliche Götzen von verschiedener Gestalt, welche rings umherstanden, und außerdem viele kleine Götzen, welche auf dem Boden lagen. Die größeren, aufrecht stehenden Götzen trugen Halsringe und Handschellen und waren mit eisernen Ketten angefesselt, von den kleineren Götzen waren stets je sechs und sechs mit schwächeren und längeren Ketten an dem Gürtel zusammengebunden. Um das Geländer standen außerhalb in zwei Reihen zweihundertundvierundvierzig riesige Gestalten von Kupfer mit Hellebarden und Keulen bewaffnet, um die gefangenen Götter zu bewachen. In den Schiffen hingen an eisernen Stangen eine Menge Lampen, welche alle, wie auch die Wände des Tempels, mit einem dunkeln Firniß überzogen waren, um die Trauer über die Gefangenschaft der Götter anzudeuten. Wir waren sehr über diese uns fremde Erscheinung erstaunt, und da wir die Gefangenschaft der Götter nicht begreifen konnten, so baten wir einen der Priester um Auskunft. „Da ich sehe," antwortete dieser, „daß ihr Fremde seid und nie etwas über unsere Religionsgebräuche gelesen habt, so will ich euch erklären, wie dies zugeht. Vor mehr als siebentausend Jahren gerieth der heilige Calaminham Xirivarom Meleutay, der Gebieter von sechsundzwanzig Königreichen, mit dem Siamon, dem Kaiser der Berge der Erde, in Streitigkeiten, wodurch ein Krieg entstand, der mit einer mörderischen Schlacht endigte, in welcher auf beiden Seiten an zwei Millionen Menschen fielen. Der Calaminham, obgleich

er ebenfalls großen Verlust erlitt, trug endlich den Sieg davon und verheerte das feindliche Gebiet mit Feuer und Schwert. Bei dieser Gelegenheit wurden alle Götter, welche ihr hier seht, gefangen genommen und fortgeführt. Seit dieser Zeit blieben alle besiegten Völker dem Calaminham unterthan, obschon sie sich schon öfter empörten und sich zu befreien suchten. Sie wiederholen deshalb jedes Jahr ihr Gelübde, kein Fest zu feiern und sich keine Ergötzlichkeit zu erlauben, bis sie ihren Göttern wieder die Freiheit verschafft haben, weshalb sie auch in keinem ihrer Tempel ein Licht anzünden. Der Calaminham erlaubt ihnen jedoch, als Pilger zu ihren Göttern zu wallfahrten." Ein anderer Tempel, den wir ebenfalls besuchten, heißt Urpanesendooh, ich will ihn aber nicht ausführlicher beschreiben, um keine schändlichen und abscheulichen Dinge erzählen zu müssen. Bemerken will ich jedoch, daß in diesem Tempel der Dienst nur von Frauenzimmern versehen wird, und diese sind nur Töchter der Fürsten oder ersten Herren des Reiches, welche in ihrer Jugend nach einem Gelübde hieher gebracht werden, um ihre Keuschheit zu opfern, denn wollten sie dies nicht thun, so möchte sie kein angesehener Mann heirathen, und würde man ihm alle Schätze der Welt bieten. Dieses unsaubere Opfer wird mit dem größten Aufwande vollbracht, und Manche vergeuden dafür mehr als zehntausend Ducaten, ohne die Geschenke zu rechnen, die sie dem Götzen darbringen, welchem die Mädchen ihre Unschuld opfern. Das Götzenbild Urpanesendooh, welches aus gediegenem Silber gearbeitet ist, sitzt in einem runden vergoldeten Tempel auf einer altarähnlichen Erhöhung, umgeben von einer Menge sechsarmiger silberner Lampen. Um den Altar sieht man mehrere ebenfalls aus Silber gearbeitete wunderschöne Frauenbilder, welche auf dem Boden knieen und die Hände zum Himmel erheben. Diese sind, wie uns die Priester sagten, die heiligen Seelen einiger jungen Mädchen, die hier ihr Leben endeten zum größten Ruhme ihrer Verwandten, welche diese Ehre höher schätzen, als die größten Geschenke des Königs. Man gab uns die Versicherung, dieser Götzentempel habe ein jährliches Einkommen von mehr als dreimalhunderttausend Ducaten; in seiner Umgebung wohnen über fünftausend Frauen, welche fast alle schon bejahrt sind und bei ihrem Tode den Götzen als Erben ihres Vermögens einsetzen, weshalb man über die Reichthümer dieser Pagode nicht erstaunen darf. Von diesem Orte begaben wir uns wieder nach dem Zoll-

hause, wo wir die Fremden, welche nach dem Tempel Manicafaran pilgerten, in großen Schaaren ankommen sahen. Wir zählten sechsundvierzig solcher Gesellschaften, deren jede aus hundert bis fünfhundert Pilgern und Pilgerinnen bestand. Unter diesen letzteren trafen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen eine Portugiesin, welche uns erzählte, daß sie fünfundzwanzig Jahre lang an einen Indier verheirathet gewesen sei und aus Furcht vor der Bestrafung nicht gewagt habe, zu den Christen zurückzukehren; sie äußerte aber den Wunsch, in einem christlichen Lande Buße zu thun. Wir versprachen ihr, sie mit uns nach Timplam zu nehmen, von wo sie nach Pegu reisen und leicht Gelegenheit finden könne, nach Sanct Thomas zu kommen. Sie traf jedoch an dem verabredeten Orte nicht ein, und wir haben auch später nie mehr etwas von ihr gehört. Sie wurde vielleicht durch irgend einen Zufall verhindert, uns aufzusuchen, vielleicht gereute sie aber auch ihr Vorhaben und sie versäumte diese Gelegenheit, in ihre Heimath zurückzukehren.

Hundertunddreiundsechzigstes Kapitel.

Einführung des Gesandten in den Palast des Calaminham.

Nachdem der Gesandte des Königs von Bramah neun Tage gerastet hatte, wie es die Höflichkeitsvorschriften verlangten, wurde er von dem Quampanogrem oder Befehlshaber der Stadt auf einer Flotte von achtzig wohlausgerüsteten und gut bemannten Fahrzeugen unter dem Schalle einer lärmenden, aber nicht sehr wohlthuenden Musik abgeholt und erreichte die etwa eine Meile entfernte Stadt, wo er von einer Menge reich gekleideter Leute zu Pferd und zu Fuß empfangen wurde und mehrere zur Schau aufgestellte Kriegselephanten, welche in ihren kostbaren Harnischen prangten, besonders seine Aufmerksamkeit erregten. Sobald der Gesandte seinen Fuß an das Ufer gesetzt hatte, ergriff der Befehlshaber seine Hand und übergab ihn, nachdem er sich vor ihm auf die Kniee niedergelassen hatte, einem andern Beamten, welcher den Titel Patedacon führte und einer der ersten des Reiches war.

Dieser bot ihm nach feierlicher Begrüßung einen mit einer goldenen Rüstung versehenen Elephanten an, welcher einen Sessel auf dem Rücken trug. Der Gesandte aber lehnte diese Pracht ab und bestieg einen einfach aufgezäumten Elephanten, seine Begleiter wurden alle mit guten Pferden versehen. Der Zug setzte sich nun in Bewegung und ihn eröffneten mehrere Wagen mit Leuten, welche Trommeln rührten und unter dem Zujauchzen des Volkes auf silbernen Becken und verschiedenen anderen Instrumenten spielten. So kamen wir durch viele Straßen, deren mehrere mit Geländern von Messing und am Eingange mit prachtvollen Schwibbogen geschmückt waren und in denen große Glocken hingen, welche die Stunden des Tages und der Nacht schlugen, nach denen sich die Bevölkerung genau zu richten hatte. Nachdem wir uns mit vieler Mühe durch die Volksmassen, welche die Straßen anfüllten, durchgearbeitet hatten, erreichten wir den ersten Vorhof des Palastes des Calaminham, welcher ungefähr einen Büchsenschuß lang und nach Verhältniß breit war. Hier wurden wir von einem wundersam schönen Schauspiele überrascht, denn in dem Hofe waren sechstausend prachtvoll mit Gold und Silber bedeckte Pferde aufgestellt, die Reiter aber trugen Harnische von glänzendem Kupfer und silberne Pickelhauben und wurden von dem Queitor der Gerechtigkeitspflege oder obersten Gerichtsbeamten befehligt. Dieser empfing nach der ersten Begrüßung den Gesandten, indem er ihm das Haupt mit der Hand berührte und ihm ein kostbares Schwert, das er an seiner Seite trug, verehrte. Darauf nahm er ihn an die Seite und führte ihn zwischen wenigstens fünfzehnhundert Kriegselephanten mit Thürmen und Sesseln auf den Rücken, welche in zwei Reihen aufgestellt waren und eine Straße bildeten, und zwischen vielem Kriegsvolke, welches ein sehr grimmiges Ansehen hatte, bis zu einem großen Thore, welches zwischen zwei Thürmen angebracht und mit einer Wache von zweihundert Leuten besetzt war, die bei dem Anblicke des Queitor auf die Kniee fielen. Dieses Thor führte in einen zweiten Vorhof, in welchem eine andere Wache des Königs mit noch prächtigeren, meistens aus Gold und Silber verfertigten Rüstungen und Waffen gelagert war. Sie bestand aus mindestens tausend Leuten, welche alle Büsche von seltenen Federn auf den Helmen trugen. Nachdem wir mitten durch diese Wache gekommen waren, gelangten wir in einen großen Saal, wo wir von einem siebenzigjährigen Greise, dem Manda-

rinen Monuagaruh, einem Oheime des Königs, welcher von dem vornehmsten Adel und den höchsten Würdenträgern des Reiches begleitet war, empfangen wurden. Bei ihm befanden sich zwölf kostbar gekleidete Kinder mit schweren goldenen Ketten um den Hals und silbernen Keulen auf der Schulter. Als der Gesandte dem Mandarin nahe genug war, berührte dieser mit einem Fächer, den er in der Hand trug, dessen Haupt und sprach: „Dein Eintritt in diesen Palast des Herrn der Welt möge seinen Augen so angenehm sein, wie der Regen unseren Reisfeldern ist; hast Du dieses Glück, so wird er Dir Alles gewähren, was Dein König verlangt." Von hier aus stiegen wir eine hohe Treppe hinauf und kamen wieder in einen langen Saal, in welchem mehrere andere große Herren und angesehene Hauptleute versammelt waren, welche beim Anblick des Monuagaruh sich erhoben, um ihn als Gebieter zu begrüßen. Aus diesem Saale traten wir in einen andern, worin vier Altäre mit silbernen Götzenbildern standen; unter allen aber ragte das riesenhafte Bild einer Frau hervor, welche mit ausgebreiteten Armen gen Himmel schaute. Ihre goldenen Haare hingen ihr bis auf die Schultern herab. Hier sah man auch einen hohen Thron, umgeben von dreißig aus Kupfer gegossenen Riesen mit so häßlichen Gesichtern, daß man sie mit vollem Rechte für Teufel halten konnte, zu welchem Glauben uns auch die schweren Keulen, die sie auf den Schultern trugen, veranlaßten. Aus diesem Saale traten wir in eine Art von Corridor, an dessen Seiten elfenbeinerne Kästchen mit Todtenköpfen aufgeschichtet, waren und an jedem stand auf einem Täfelchen mit goldenen Buchstaben der Name des Mannes, welchem der Kopf angehört hatte. Am Ende des Corridors hingen an vergoldeten Stangen zwölf Kronleuchter mit vielen Kerzen, und auf dem Boden standen eine Menge von Pfannen, aus denen die köstlichsten Wohlgerüche aufstiegen. Hier gewahrte man auf einem runden, von einem dreifachen silbernen Gitter umgebenen Altar dreizehn Bildnisse von Königen aus demselben Metall mit goldenen Kronen auf dem Haupte, und auf jeder Krone lag eine Todtenkopf, vor ihnen etwas tiefer prangten silberne Leuchter mit weißen Wachskerzen, welche von Zeit zu Zeit von kleinen Kindern geputzt wurden. Diese Kinder stimmten zugleich mit den Grepos einen Gesang an, in welchem sie, wie bei einer Litanei, einander antworteten. Die Grepos sagten uns, die dreizehn Schädel rührten von den dreizehn Calaminhams her, welche

dieses Reich dem fremden Volke der Roparons entrissen und die Eingeborenen von dem Joche der Fremden befreit hätten. Die übrigen Schädel hatten, wie sie uns weiter bemerkten, tapferen Hauptleuten angehört, die bei diesem Befreiungskampfe umgekommen seien und deren Andenken man, weil sie der Belohnung im Leben verlustig gegangen, nach dem Tode ehren müsse, um Andere zu zu eben so tapferen Thaten anzufeuern und die Prahler zu Schanden zu machen. Als wir den Corridor verlassen hatten, gingen wir über eine große, einer Straße ähnliche Brücke, die mit einem Bogengeländer von Kupfer und mit vergoldetem Laubwerk eingefaßt war. In jedem Bogen hing eine fünf Spannen dicke silberne Kugel nebst einem Wappenschilde, auf welchem mit goldenen Buchstaben ein Sinnspruch angebracht war. Die Brücke führte zu einem Gebäude, dessen Thür wir verschlossen fanden. Wir klopften viermal an, ohne daß Jemand Anstalt machte uns aufzuthun; endlich erschien, nachdem man stark an einer Glocke geläutet hatte, eine über fünfzig Jahre alte Frau, umgeben von sechs kleinen, reich gekleideten Mädchen, welche kostbar verzierte Säbel an goldenen Schärpen trugen. Als die Alte den Monuagaruh fragte, was sein Begehren sei und warum er an der Glocke geläutet habe, antwortete er mit großer Ehrfurcht, er bringe einen Gesandten des Königs von Bramah, welcher gekommen sei, um dem Calaminham einige für sein Reich wichtige Angelegenheiten vorzutragen. Die Frau achtete sehr wenig auf diese Antwort, worüber wir nicht wenig erstaunt waren, weil der Mann, der zu ihr sprach, als einer der ersten Edelleute des Reiches betrachtet wurde. Statt ihr ergriff aber eins der Mädchen das Wort und bat den Monuagaruh, er möge mit seinem Gefolge ein wenig Geduld haben, da sie sich erkundigen müsse, ob diese Stunde gelegen sei, um die Kniee vor dem Throne des Herrn der Welt zu beugen und ihn von der Ankunft des Fremden zu unterrichten. Nach diesen Worten wurde die Thür geschlossen, aber nach kurzer Frist von den sechs Mädchen wieder geöffnet; wir sahen jedoch die Alte nicht mehr, an ihrer Stelle erschien aber ein etwa zehnjähriger Knabe in prachtvoller Kleidung mit einer goldenen mitraähnlichen Mütze und mit einer goldenen Keule auf der Schulter. Dieser nahm, ohne sich um die anderen Anwesenden viel zu kümmern, den Gesandten bei der Hand und sprach zu ihm: „Die Kunde von Deiner Ankunft ist bis zu den Füßen des Thrones des Calaminham, des

Scepters der Könige, welche die Welt beherrschen, gelangt und war seinen Ohren so angenehm, daß er mit lächelndem Munde befohlen hat, Dich zu ihm zu bringen, um zu vernehmen, was Dein König, den er zu seinen geliebten Brüdern zählt, begehrt.“ Darauf ließ er ihn nebst dem Oheim und den anderen Befehlshabern, die ihn begleiteten, eintreten, die Uebrigen aber sollten draußen warten. Da aber der Gesandte sein Gefolge vermißte und sich wiederholt und ärgerlich nach demselben umsah, gab der Monuagaruh, als er dies wahrnahm, dem hinter ihm gehenden Queitor ein Zeichen, daß er den Fremden, aber nur diesen, die Erlaubniß geben solle, ebenfalls einzutreten. Die Thür that sich also wieder auf, und wir Portugiesen gingen mit dem übrigen Gefolge durch die Thür; auch noch andere Leute fingen an, sich mit einzudrängen und die Wächter vermochten sie nicht abzuhalten, obschon sie mit ihren Stöcken rücksichtslos um sich schlugen, so daß sie selbst mehrere angesehene Beamte trafen. Nachdem wir uns also im bunten Gewirre Eingang verschafft hatten, kamen wir in einen großen Garten, welcher auf so sinnreiche Weise angelegt war, daß man den wohlthuenden Ausdruck, den er auf das Auge machte, mit Worten nicht beschreiben kann. Die Laubgänge waren mit silbernen Geländern eingefaßt, und die Blumenbeete den verschiedenen Jahreszeiten so entsprechend angelegt, daß man jeden Tag frische Blumen und Früchte bewundern konnte. Mitten in dem Garten weilten viele junge und schöne Frauen in prachtvollem Anzuge, welche sich theils mit allerlei Tänzen belustigten, theils durch abwechselnde wohlklingende Musik das Ohr erfreuten; andere beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten, indem sie seidene Schnüre mit Goldfäden durchflochten, während ihre Gefährtinnen wohlschmeckende Früchte von den Bäumen brachen. Aus dem Garten, in welchem der Monuagaruh den Gesandten länger verweilen ließ, um nach der Heimkehr von den gesehenen Wunderdingen erzählen zu können, traten wir in ein sehr großes Vorgemach, Cutamuilau genannt, wo mehrere Fürsten und die angesehensten Edelleute den Gesandten mit höflichen Worten und Geberden empfingen, ohne daß jedoch einer sich von der Stelle bewegte. In diesem Vorzimmer näherten wir uns einer Thür, an welcher sechs Trabanten mit goldenen Keulen Wache hielten. Als sich dieselbe öffnete, sahen wir auf einem hohen, mit drei silbernen Geländern eingefaßten Throne den Calaminham, und an den Stufen des Thrones zwölf Frauen von

seltener Schönheit, welche ihren Gesang mit der lieblichen Musik verschiedener Instrumente begleiteten; oben auf dem Throne aber knieten nicht weit von ihm zwölf Mädchen von neun bis zehn Jahren, welche goldene Keulen trugen, und ein anderes Mädchen stand aufrecht, welches ihm Kühlung zufächelte. An den Seiten des Gemaches standen an die Mauer gelehnt sechzig bis siebenzig Greise in seidenen Gewändern mit goldenem Saume, und mit goldenen Kappen auf dem Haupte, welche silberne Keulen auf den Schultern trugen. An mehreren anderen Stellen des Gemaches saßen auf kostbaren Teppichen etwa zweihundert schöne Frauen von blendend weißer Gesichtsfarbe. Die Bauart des ganzen Gemachs zeigte eine so ungewöhnliche Kunst, und die Einrichtung desselben eine solche Pracht, daß der Gesandte bald darauf in einer Unterhaltung mit uns äußerte, er werde nach seiner Zurückkunft nach Pegu dem Könige von der Entfaltung dieser Reichthümer nichts erzählen, sowohl um ihn nicht zu betrüben, als auch um nicht als ein Prahler zu gelten, welcher unmögliche Dinge behaupte.

Hundertundvierundsechzigstes Kapitel.

Anrede des Gesandten und Entgegnung des Calaminham.

So wie der Gesandte in das Gemach trat, warf er sich fünfmal zu Boden, ohne daß er wagte, zu dem Calaminham emporzuschauen, bis ihm der Monuagaruh sagte, er möge bis zu der ersten Stufe des Throues vorgehen, was er auch ehrfurchtsvoll und mit niedergeschlagenen Augen that. Hier sprach er mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden seine Worte vernehmen konnten: „Die Wolken der Luft, welche die Früchte, von denen wir uns nähren, erquicken, haben in dem Reiche der Welt die große Herrlichkeit Deiner Macht verkündet, weshalb mein König, der mit Deiner Freundschaft wie mit einer kostbaren Perle beehrt zu werden wünscht, mich sendet, um Dir in seinem Namen zu sagen, daß Du ihm eine große Gnade erweisen wirst, wenn Du ihn als Deinen wirklichen Bruder annehmen willst, der bereit ist,

Dir stets den schuldigen Gehorsam zu leisten, weil Du älter bist, als er. Er übersendet Dir deshalb diesen Brief, welcher das schönste Kleinod seines Schatzes ist und an dem seine Augen größeres Gefallen finden, als an dem Glücke, Herr zu sein des Königreichs von Ava und aller Edelsteine des Gebirges von Falent, von Jatir und von Ponteau." Auf diese Worte erwiderte der Calaminham mit würdevollem und ernstem Gesichte: „Ich nehme die neue Freundschaft an und werde Deinen König in Allem zufrieden stellen, wie einen erst frisch aus meinen Eingeweiden geborenen Sohn." Als der Calaminham so gesprochen hatte, fingen die Frauen an auf ihren musikalischen Instrumenten zu spielen, und sechs von ihnen tanzten nach der Musik mit kleinen Knaben, welchen Tanz dann sechs kleine Mädchen mit den sechs ältesten der anwesenden Greise fortsetzten, was für uns eine eben so sonderbare als ergötzliche Augenweide war. Nachdem der Tanz beendigt, schickten sich zwölf schöne Frauen an, ein Schauspiel aufzuführen. Auf einer Bühne erschien ein gräuliches Seeungeheuer und hielt in seinem Rachen eine Königstochter, welche es vor Aller Augen verschlang. Bei diesem Anblick fingen die Frauen an entsetzlich wehzuklagen und zu weinen, eilten sogleich zu einem Einsiedler, welcher am Fuße eines nahen Berges wohnte, und kehrten alsbald mit demselben zurück. Dieser richtete ein inbrünstiges Gebet an den Quiay Potureu oder Gott des Meeres, worin er diesen ersuchte, das Ungeheuer an die Küste zu werfen, um das verschluckte Fräulein ehrenvoll und ihrem Stande gemäß begraben zu können, worauf der Quiay Patureu erwiderte, die zwölf Frauen sollten, statt zu klagen und zu weinen, lieber Musikstücke aufführen, die seinen Ohren angenehm seien, und er wolle alsdann dem Meere gebieten, den Fisch an die Küste zu schleudern und ihn todt in ihre Hände zu liefern. Es erschienen nun sechs nackte Knaben mit Flügeln, wie man bei uns die Engel abzubilden pflegt, und mit goldenen Kronen auf dem Haupte, welche den Frauen knieend drei Harfen und drei Cithern überreichten und ihnen sagten, der Quiay Patureu schicke diese Instrumente von dem Himmel des Mondes, um durch den Klang derselben das Seeungeheuer einzuschläfern, wodurch sie die Erfüllung ihrer Bitte erlangen würden. Die Frauen nahmen ohne Zögern die Instrumente aus den Händen der Knaben und sangen unter Begleitung einer lieblichen Musik ein so klägliches Lied, daß mehrere der Anwesenden zu weinen an-

singen. Als der Gesang ungefähr eine Viertelstunde gedauert hatte, sah man den Fisch unter den Meereswogen herankommen und sich wie betäubt dem Ufer nähern, wo die Frauen standen, welches so natürlich nachgemacht war, daß man wirklich das Wasser und das Ungethüm, welches die Königstochter verschlungen hatte, zu sehen glaubte. Als es nahe genug war, nahm eine der Frauen einen an ihrem Gürtel hängenden, mit Edelsteinen reich besetzten Dolch, schnitt dem Fische den Bauch auf und zog die Königstochter lebend und gesund heraus. Diese fing sogleich an, nach dem Tacte der Musik zu tanzen, und näherte sich dann dem Calaminham, um ihm die Hand zu küssen. Dieser empfing sie sehr freundlich und ließ sie neben sich Platz nehmen, denn das Mädchen war, wie man mir sagte, seine Nichte. Die übrigen mitspielenden Fräulein waren alle Töchter der Fürsten oder der angesehensten Edelleute des Landes. Sie führten noch drei oder vier ähnliche Stücke auf mit solcher Pracht und mit solcher Kunst, daß man keine schöneren Schauspiele zu sehen wünschen konnte. Gegen Abend zog sich der Calaminham in sein Gemach zurück, wohin ihm nur die Frauen folgten. Alle Uebrigen entfernten sich mit dem Monnagaruh, welcher den Gesandten bei der Hand faßte und ihn bis in den ersten Saal führte, wo er Abschied von ihm nahm und ihn dem Queitor übergab. Dieser geleitete ihn nach dem Hause, welches ihm während seiner Anwesenheit an dem Hofe als Wohnung angewiesen war. Sein Aufenthalt dauerte zweiunddreißig Tage, während welcher er von den angesehensten Edelleuten und höchsten Beamten auf das köstlichste bewirthet wurde. Auch wir alle, die wir zu seinem Gefolge gehörten, wurden mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, und außerdem suchte man uns durch die Vergnügungen der Jagd, des Fischfangs und andere Beschäftigungen zu unterhalten. Besonders angenehm war uns die Erlaubniß, uns in der Stadt und der Umgegend nach Belieben umsehen zu dürfen. Mit Erstaunen betrachteten wir die vielen und großen Gebäude, unter welchen sich die prachtvollen und mit Reichthümern angefüllten Tempel oder Pagoden auszeichneten. Alle übertraf aber an Pracht die Pagode des Quiay Pimpocau oder Gottes der Kranken. In ihm verrichteten den Dienst fortwährend mehrere grau gekleidete Priester, die hauptsächlich an einer unter den Armen zurückgeschlagenen Stola von rothem Damast kennbar waren. Sie galten für gelehrter als alle Priester

der anderen vierundzwanzig Secten des Reiches, von denen sie sich durch einen gelben Gürtel unterscheiden. Das Volk pflegt sie vorzugsweise Sigiputons oder vollkommene Menschen zu nennen, und der Gesandte besuchte deshalb fünfmal ihren Tempel, sowohl um die Merkwürdigkeiten desselben in Augenschein zu nehmen, als auch um die Lehre, welche darin gepredigt wurde, zu hören. Er überbrachte einen dicken Band, worin sie enthalten war, dem Könige von Bramah, welchem sie so wohl gefiel, daß er sie in seinem ganzen Reiche zu predigen befahl. Ich nahm eine Uebersetzung dieses Buches mit mir nach Portugal, wo ich sie einem Florentiner lieh, der später, als ich sie zurückverlangte, behauptete, er habe sie verloren. Viele Jahre nachher wurde mir gesagt, er habe sie mit sich nach Florenz genommen und dem Großherzoge von Toscana überreicht, der sie unter dem Titel: „Neuer Glaube der Heiden am Ende der Welt," drucken ließ. Eines Tages fragte der Gesandte einen der Priester, welche sich sehr freundlich und zuvorkommend bewiesen, wie viel Zeit seit der Erschaffung der Welt verflossen sei, oder ob überhaupt die Dinge, die wir täglich vor uns sähen, als der Tag, die Nacht, die Sonne, der Mond, die Sterne und die übrigen Geschöpfe, einen Anfang gehabt hätten, da man doch weder ihren Vater noch ihre Mutter kenne. Der Grepo oder Priester sagte darauf ernst und zuversichtlich: „Die Natur weiß von keiner andern Schöpfung, als von der, die aus dem Willen des Schöpfers hervorging. Dieser Schöpfer hat zu einer bestimmten Zeit, wie geschrieben steht, vor zweiundachtzigtausend Jahren, die Erde aus einem See hervorsteigen lassen. Auf dieser schuf dann Gott einen schönen Garten, und in diesen Garten setzte er den ersten Menschen, welchen er Adah nannte, und seine Frau Bazagon. Um diesem ersten Paare Gehorsam zu lehren, verbot er ihm, von den Früchten des Baumes Hilaforan zu essen, weil diese nur für ihn bestimmt seien, und drohte ihm und seinen Nachkommen mit strenger Strafe, wenn sie das Gebot übertreten würden. Als dies der große Lupantoh oder die gefräßige Schlange des tiefen Rauchhauses vernahm und fürchtete, Gott wolle den Menschen auf der Erde unterthänig machen, um ihn durch sein Verdienst im Himmel zu erhöhen, ging er zu dem Weibe und beredete sie, nicht nur selbst von der Frucht zu essen, sondern auch ihren Mann zu verführen, sie zu versuchen, indem er ihnen die Versicherung gab, daß sie auf diese Weise nicht nur beide ihre

Erkenntniß vermehren, sondern auch von der drückenden Last der Natur befreit werden würden, so daß ihr Körper in demselben Augenblicke im Stande sei, sich zum Himmel aufzuschwingen. Durch die Befriedigung ihrer Lust wurden sie aber nicht nur sogleich dem Tode unterthan, sondern auch dem Schmerze und der Armuth preisgegeben, denn Gott ließ sie jetzt wegen ihres Ungehorsams die Strenge seiner Gerechtigkeit fühlen und jagte sie aus dem anmuthigen Garten, in welchen er sie gesetzt hatte. Da Adah seinen Fehler aufrichtig und bitter bereute, so ließ Gott ihm sagen, daß ihm, wenn seine Reue fortwähre, seine Sünde vergeben werden solle.“ Der Gesandte war über diese Reden, die er noch nie vernommen hatte, sehr erstaunt und bemerkte, daß die Priester in den Tempeln des Reiches Bramah nichts Aehnliches lehrten, und als Belohnung der guten Werke nichts Anderes in Aussicht stellten, als den Besitz von Reichthümern in dieser Welt, denn nach dem Tode giebt es, wie sie sagen, keine Vergeltung, und wir müssen Alle enden wie die Thiere des Waldes, mit Ausnahme der Kühe, welche sich zur Belohnung der nährenden Milch, welche sie uns spenden, in andere Meerkühe verwandeln, aus deren Augäpfeln die kostbaren Perlen entstehen, welche man in dem Meere findet. Der Grepo, stolz auf sein Wissen, bedeutete ihn jedoch, daß kein Priester in seinem Lande weise genug sei, ihn solche Wahrheiten zu lehren. Bei dieser anmaßenden Bemerkung richtete er seine Blicke auf uns neun Portugiesen, die hinter dem Gesandten standen, und sprach in dem Wahne, daß wir ihn für eben so gelehrt hielten, als er sich selbst dünkte, zu uns in mitleidigem Tone: „Es würde mich, da ihr Fremde seid und keine Kenntniß von dieser Glaubenslehre habt, unendlich freuen, wenn ihr öfter Gelegenheit finden könntet, von mir zu erfahren, wie Gott alle Dinge erschaffen hat, und wie sehr wir verpflichtet sind, ihm für die Wohlthat dieser Schöpfung dankbar zu sein.“ Gaspar de Meyrelez, welcher uns Andere an Wißbegierde oder vielmehr an Neugierde übertraf, dankte dem Grepo im Namen von uns Allen für seine Güte und fragte ihn, ob er ihn um einige Dinge, die er gern von ihm erfahren möge, fragen dürfe. Der Grepo erlaubte dies sehr zuvorkommend mit der Bemerkung, daß es einem klugen und wißbegierigen Menschen gezieme, sich nach Allem, was ihm wissenswerth erscheine, zu erkundigen, daß es aber einen Unwissenden verrathe, auf an ihn gestellte Fragen keinen Bescheid geben zu

können. Darauf stellte Gaspar die Frage, ob sich Gott nicht durch irgend welche ungewöhnliche Großthaten offenbart habe; der Grepo erwiderte, dies sei allerdings der Fall, denn als die Sünden der Menschen bis in's Unglaubliche zugenommen hätten, habe Gott den Wolken des Himmels befohlen, unaufhörlich zu regnen, wodurch alle lebenden Wesen durch die Ueberschwemmung umgekommen seien, mit Ausnahme eines einzigen Gerechten nebst seiner Familie, welcher sich in einem großen hölzernen Hause gerettet habe und von welchem alle jetzt auf der Erde lebenden Menschen abstammten. Auf die weitere Frage, ob Gott nicht auch später Jemanden gesendet habe, um zum Sühnopfer für die Sünden der Menschen zu werden, erwiderte der Priester, dies sei ihm unbekannt, er wisse aber, daß nur Gott allein Gott Genugthuung leisten könne; auch habe er gehört, es sei einmal ein heiliger Mann, welcher Thomas Modeliar hieß, in ihr Land gekommen, welcher gepredigt habe, daß Gott selbst Mensch geworden und für die Sünden der Menschen am Kreuze gestorben sei; dieser Mann aber sei, weil die Priester des Gottes der Sonnenstäubchen seine Behauptung als Irrlehre erklärten, hingerichtet worden. Nachdem wir die Wahrheit der Lehre, welche dieser Mann gepredigt, bestätig hatten, bedankten wir uns wechselseitig für die gegebene Auskunft und nahmen herzlichen Abschied.

Hundertundfünfundsechzigstes Kapitel.

Bemerkungen über das Weltreich des Calaminham und über die Königreiche Pegu und Bramah.

Als die Anwesenheit des Gesandten in Timplan, der Residenz des Calaminham, einen ganzen Monat gedauert hatte, bat er um seine Entlassung; in einer zweiten Audienz, wodurch er dieselbe erhielt, wurde ihm ein kostbares Gegengeschenk für den König von Bramah nebst einem Schreiben an denselben eingehändigt. Der Inhalt des Schreibens lautete wie folgt: „Arm von glänzendem Rubin, den Gott kürzlich in meinen Leib eingesetzt hat und dessen Fleisch sich mit dem meinigen vereinigt wie das Fleisch meines

Bruders, ich nehme das Bündniß und die Freundschaft an, welche Du mir darbietest, und verspreche Dir Beistand zu gewähren, damit Du König von Ava sein kannst ohne Furcht vor Siam. Was die anderen Vorschläge und Bedingungen betrifft, so werde ich Dir in den nächsten Tagen einen Bevollmächtigten schicken, um Dich näher mit ihm über diese Angelegenheit zu verständigen." Als der Gesandte das Antwortschreiben in Empfang genommen hatte, wurde er auf Befehl des Calaminham von vielen Edelleuten und Beamten bis nach einem Orte, welcher Bidor hieß, begleitet, wo man ihn nach einem großen Gastmahle verabschiedete. Ehe ich aber unsere Rückreise erzähle, will ich nach meiner Gewohnheit die Beobachtungen, welche ich während meiner Anwesenheit über diese Gegenden zu machen Gelegenheit hatte, kurz zusammenstellen. Das Königreich Pegu hat einen Umfang von hundertundvierzig Meilen und wird gegen Norden von der großen Hochebene Pangaciran eingeschlossen, welche von dem Volke der Bramah bewohnt wird, und die sich auf einer Strecke von vierzig Meilen ausdehnt. Dieses ganze Land war früher ein einziges Reich, ist aber jetzt in dreizehn getrennte Staaten getheilt, deren Beherrscher sich unabhängig gemacht haben. Um zu diesem Ziele zu gelangen, vergifteten sie zuerst bei einem Gastmahle den König, das sie ihm in der Stadt Schaleu gaben. Alle diese Staaten grenzen an das Land der Bramahs, worin zwei Kaiser herrschen, von welchen der eine Siammon und der andere Calaminham genannt wird, von dessen Gebiet ich jetzt sprechen will. Dieses hat mehr als dreihundert Meilen sowohl in der Länge wie in der Breite und soll einst aus siebenundzwanzig Königreichen bestanden haben, deren Bewohner alle eine Sprache redeten, und zwar dieselbe, welche jetzt noch die gewöhnliche ist. In diesem Reiche sahen wir mehrere sehr schöne und stark bevölkerte Städte, welche so großen Ueberfluß an Fleisch, Fischen, Getreide, Gemüsen, Reis, Obst und Wein hatten, daß man ihn kaum beschreiben kann. Die Hauptstadt des Landes ist Timplan, wo auch der Calaminham seinen Hof hat. Sie erstreckt sich am Ufer eines großen Flusses, welcher Pituy heißt und auf dem ein großer Verkehr mit Ruderschiffen unterhalten wird. Die Stadt ist mit zwei Mauern von großen Steinen und mit tiefen und breiten Gräben umgeben und hat an jedem Thore ein Schloß mit hohen Thürmen. Sie zählt nach der Versicherung mehrerer kundigen Handelsleute über einmalhunderttausend Häuser,

welche aber größtentheils nur einen Stock hoch sein sollen. Sie sind jedoch sehr prachtvoll erbaut und bequem eingerichtet. Die Wohnungen der Reichen und Vornehmen haben große Vorhöfe und sind mit anmuthigen Lustgärten umgeben, in denen man Teiche, Vogelhäuser, seltene Pflanzen und überhaupt Alles sieht, was das Auge erfreut und das Leben erheitert. In der Stadt und in ihrer nächsten Umgebung zählt man über zweitausendachthundert Pagoden, von denen mehrere, die wir besuchten, mit großer Pracht ausgestattet sind. Bei diesem Volke sind sechsundzwanzig Secten anerkannt, die den buntesten Unsinn lehren und die zum Theil durch ihre blutigen Opfer, wie wir erzählt haben, Abscheu erregen. Der Götze aber, der bei ihnen im größten Ansehen steht und am meisten verehrt wird, heißt Quiay Brigau oder Gott der Sonnenstäubchen; an diesen Götzen glaubt auch der Calaminham und betet ihn an, und ihm folgen die angesehensten Edelleute des Landes; die Grepos oder Priester dieses Gottes stehen deshalb in weit größerer Achtung, als die übrigen, und gelten als Heilige. Ihre Oberen, welche sie Cabizondos nennen, erkennen, wie sie behaupten, keine Weiber, fröhnen aber ihrer Sinnlichkeit auf eine teuflische und weit schmählichere Weise, weshalb ich diese Dinge mit Stillschweigen übergehen will, um keine christlichen Ohren zu beleidigen. Auf den gewöhnlichen Märkten dieser Stadt, welche Schanduhos heißen, sahen wir alle möglichen Waaren des Morgenlandes zum Verkaufe ausgeboten und in unglaublicher Fülle. Die Frauen dieses Volkes sind im Allgemeinen sehr weiß und schön, aber auch, was noch mehr an ihnen zu schätzen ist, sehr keusch, liebenswürdig, munter und mitleidig. Es wird hier ein lebhafter Handel getrieben, doch bedient man sich keines gemünzten Goldes und Silbers, sondern die Waaren werden gegen einander abgewogen. Der Hof des Calaminham ist sehr glänzend, der Adel sehr fein, wohlthätig und höflich, der Kaiser wird auf eine erstaunliche Art gefürchtet und verehrt. Er ist von mehreren fremden Hauptleuten umgeben, denen er einen sehr hohen Sold reicht, um sich ihrer Treue zu versichern; auch glaubte er auf diese Weise am besten seine Person zu schützen. Dem Gesandten wurde von glaubwürdiger Seite versichert, daß er in der Stadt Timplan allein stets mehr als sechzigtausend Pferde und mehr als zehntausend Elephanten zu seiner Verfügung habe. Die Edelleute leben sehr üppig und speisen gewöhnlich auf Silber, zuweilen auch

auf Gold; das Volk aber bedient sich meist des Porzellans oder des Zinns bei seinen häuslichen Bedürfnissen. Im Sommer trägt man Kleider von Seide, Damast oder gestreiftem Taffet, welche Zeuge aus Persien eingeführt werden, im Winter mit Marderfellen besetzte Röcke. Es giebt selten Zänkereien unter ihnen, und wenn es zu Streitigkeiten unter Leuten aus dem gemeinen Volke kommt, so entscheiden dieselben gewöhnlich die Viertelmeister; erhebt sich aber ein Zwist zwischen angeseheneren Personen, so werden gewisse Mönche, welche zu diesem Zwecke in bestimmten Häusern wohnen, zur Beilegung desselben herbeigerufen; gelingt diesen die Vermittelung nicht, so geht die Sache an den Queitor der Gerechtigkeit, gegen dessen Urtheil keine Berufung an ein höheres Gericht möglich ist, so wichtig auch der Rechtshandel sein mag. Das ganze Reich ist in siebenhundert Provinzen eingetheilt, und in der Hauptstadt einer jeden wohnt ein Statthalter; keiner hat aber eine größere Macht als der andere. Jeder Statthalter muß einmal des Monats die ihm überlassenen Streitkräfte mustern, welche aus zweitausend Mann zu Fuß, fünfhundert Pferden und achtzig Kriegselephanten, von denen einer den Namen der Hauptstadt der Provinz führt, besteht, und wenn man diese Kriegsmacht zusammenzählt, so wird man genau ein Heer von einer Million siebenmalhundertfünfzigtausend Mann haben, bei welchem sich dreimalhunderttausend Pferde und hundertundfünfzigtausend Elephanten befinden. Wegen der großen Anzahl dieser riesigen und eben so klugen Thiere in diesem Lande führt der Beherrscher desselben auch den Titel: „Herr der unbezwingbaren Stärke der Elephanten.“ Die Einkünfte, welche der Calaminham aus den Zollgefällen, welche der Preis des Scepters heißen, zieht, sowie diejenigen, welche die Bergwerke abwerfen, belaufen sich auf zwanzig Millionen Goldstücke, ohne die Geschenke, welche er von den Fürsten, Hauptleuten und reichen Handelsherren erhält, und ohne die freiwillige Beisteuer, welche diese zur Ausrüstung des Kriegsheeres liefern. In diesem ganzen Reiche schätzt man am meisten die Perlen, den Ambra und das Salz, weil diese Gegenstände aus dem Meere gewonnen werden, welches sehr weit von der Stadt Timplau entfernt ist; alle anderen Bedürfnisse sind in unglaublich großer Fülle vorhanden. Die Natur hat diese Gegenden mit allen ihren Gaben reichlich versehen, und wir sahen allenthalben Vorräthe von Eisen, Stahl, Blei, Kupfer, Salpeter, Schwefel, Oel, Zinnober, Honig,

Wachs, Zucker, Lack, Benzoe, Seidenstoffen und anderen werthvollen Zeugen, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Flachs, Wolle, Alaun, Carneol, Krystall, Kampfer, Moschus, Elfenbein, Cassia, Rhabarber, Thurbithwurzel, Muscat, Azur und anderen Malerfarben, Weihrauch, Cochenill, Saffran, Myrrhen, Porzellanerde, Gold, Silber, Rubinen, Diamanten, Smaragden, Saphiren und anderen Gegenständen, deren Namen ich nicht weiß. Das ganze Land ist überdies sehr gesund und fruchtbar und hat überall vortreffliches Wasser. Wenn die Eingeborenen niesen, pflegen sie sich mit dem Kreuze zu bezeichnen und zu sprechen: „Quiay dooh sam rorpy," was nichts Anderes heißt als: der Gott der Wahrheit ist drei und eins, woraus man ersehen kann, daß diese Völker einmal Kenntniß von der wahren Religion und von dem Evangelium müssen erlangt haben. Der oben erwähnte Thomas Modeliar, welcher die christlichen Wahrheiten lehrte, aber wegen seiner Lehre hingerichtet wurde, soll der Schüler eines gewissen Johannes gewesen sein, welcher die Stadt Timplau besuchte und als ein heiliger Mann betrachtet wurde. Man weiß jedoch nicht mehr, woher er kam. Seine Predigten erregten aber so großes Aufsehen und fanden solchen Beifall, daß viele Leute an seine Worte glaubten, wodurch die Grepos, welche den Verlust ihres Ansehens und ihres Einflusses befürchteten, ihre ganze Macht aufboten, ihn zu verderben. Als wir bemerkten, Thomas Modeliar habe, wer er auch gewesen und woher er auch gekommen sei, die Erkenntniß der richtigen Lehre gehabt, warf sich der Grepo in unserer Gegenwart auf die Kniee, erhob die Augen zum Himmel und sprach mit Thränen in den Augen: „Herr der Schönheit und der Güte, wovon der Himmel und die Sterne Zeugniß geben, ich bitte Dich aus ganzem Herzen, mir die Gnade zu verleihen, daß noch zu meiner Zeit der Tag erscheinen möge, an welchem die Leute am Ende der Welt Dir für eine so große Wohlthat danken werden." Ich könnte noch Aehnliches mittheilen, was zu der Vermuthung führen könnte, daß früher irgend ein Glaubensprediger in diese Gegenden gekommen sei, ich muß jetzt aber zur Erzählung unserer weiteren Reiseabenteuer schreiten.

Hundertundsechsundsechzigstes Kapitel.

Reise nach Pavel; verschiedene bis jetzt unbekannte Völker.

Von der Stadt Bidor setzten wir auf dem großen Flusse Pituy unsere Reise stromabwärts fort und nahmen an demselben Tage unser Nachtlager in einer Abtei, welche dem Quiay Jarem oder Gotte der Verehlichten geweiht war; sie liegt in einer sehr reizenden Gegend an einem stehenden Gewässer, welches mit Baumpflanzungen und schönen Gebäuden umgeben ist. Nach einer weiteren Fahrt von sieben Tagen gingen wir bei der Stadt Pavel vor Anker, wo wir mehrere Tage blieben, um uns mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Der Gesandte kaufte hier auch eine Menge chinesischer Waaren, wie Moschus, feines Porzellan, gedrehte seidene Schnüre und mehrere Arten von Pelzen, welche man in dieser Gegend, wo es während des Winters sehr kalt ist, zu tragen pflegt. Alle diese Gegenstände sind um einen sehr billigen Preis zu haben, obschon sie zum Theil durch Caravanen von Elephanten und Rhinocerossen aus fernen Gegenden gebracht werden. So kamen, wie uns Handelsleute versicherten, viele Waaren, besonders manche Arten von Rauchwerk, aus einem Lande, welches Frioucaranjah heißt, und an welches weiterhin das Gebiet der Calogens und Funcaos stößt, welche sehr vorzügliche Bogenschützen sind; sie sollen statt der gewöhnlichen Füße runde Klauen haben, wie die Ochsen, aber Hände wie die Menschen, nur daß sie sehr behaart sind. Diese Leute, welche sehr zur Grausamkeit geneigt sind, haben ganz unten am Rückgrate eine faustdicke Beule und sind schrecklich anzusehen. Sie wohnen auf hohen Bergen und in dichten, von tiefen Gräben durchschnittenen Wäldern, aus denen von Zeit zu Zeit ein klägliches Geschrei erschallt. Noch weiterhin wohnen, wie man uns erzählte, die Calouhos, Timpaten, Bugems, Oqueus und Magoren, welche von dem Fleische der wilden Thiere, auf welche sie Jagd machen, leben, außerdem aber auch Eidechsen, Schlangen und anderes ekelhaftes Gewürm verzehren. Sie bedienen sich zum Reiten, sowie auch zum Tragen, sonderbar gestalteter Thiere, welche etwa die Größe unserer Pferde haben, aber in der Mitte des Kopfes mit drei Hörnern versehen sind. Ihre Füße sind dick und kurz, über den Rücken zieht sich eine

Reihe Stacheln, womit sie stechen, wenn sie gereizt werden. Im Ganzen gleichen sie großen Eidechsen, haben am Kopfe noch längere Stacheln, als auf dem Rücken, und an den Schultern zwei kurze Flügel wie Floßfedern, mit deren Hülfe sie fünfundzwanzig bis dreißig Schritte weit fliegend springen. Auf solchen Thieren, welche Banazas heißen, machen diese wilden Völker Einfälle in das Land der angrenzenden Völker, mit denen sie beständig Krieg führen. Viele ihrer Nachbarn bezahlen ihnen deshalb, um Ruhe zu haben, einen jährlichen Tribut an Salz, dessen diese Wilden so sehr bedürfen, weil sie weit von dem Meere entfernt sind. Von anderen Völkern nennen wir noch die Bumioens, welche auf hohen Bergen wohnen und viele Alaungruben und Minen von Kreidefarben besitzen. Wir begegneten einer Schaar dieser Leute, welche über zweitausend Ochsen mit sich führten, auf denen sie ihre Waaren fortbrachten; sie waren sehr groß und hatten Augen und Bärte, wie die Chinesen. Andere Leute aus noch ferneren Gegenden trugen lange Bärte und goldene Zierstücke in den durchstochenen Nasen und Ohren; sie nannten sich Gynaphogaos und das Land, aus welchem sie stammten, Suroboson, waren in Häute mit der Haarseite nach außen oder in gegerbtes und gefärbtes Leder gekleidet und gingen einher mit nackten Füßen und bloßem Haupte. Sie besitzen nach der Aussage der Kaufleute große Reichthümer, handeln mit Silber und sollen am See Schiammay wohnen. Wir lernten auch die Tuparoens kennen, welche den Freuden der Tafel und den fleischlichen Lüsten vorzugsweise ergeben sind. Wir wurden, als wir sie besuchten, freundlicher als von allen anderen Fremden aufgenommen und sammt dem Gesandten zu einem Schmause eingeladen, bei welchem ein Portugiese sie zum Trinken herausforderte und ihrer zwölf niedertrank, worüber sie sehr ärgerlich waren, obschon sie ihre Verwunderung nicht bergen konnten, daß ihm dieses gelungen war, ohne irgend ein Unwohlsein zu verspüren. Als die Besiegten sich wieder im nüchternen Zustande befanden, versammelte ihr Sapiton oder Häuptling, in dessen Wohnung der Schmaus stattgefunden hatte, alle seine Leute, deren über dreihundert waren, setzte den siegreichen Portugiesen auf einen Elephanten und ließ ihn mit einer lärmenden Musik von Trommeln und Hörnern durch die ganze Stadt führen; der Gesandte und wir übrigen Portugiesen folgten mit grünen Baumzweigen in der Hand, und zehn Herolde ritten voraus

und riefen fortwährend zu der den Triumphzug umgebenden zahllosen Volksmenge: „Ihr Leute, preist fröhlich die Strahlen, welche ausgehen von der Mitte der Sonne, welche die Göttin ist, welche unsern Reis wachsen läßt, preiset sie, daß ihr das Glück habt, zu dieser Zeit zu leben und einen so heiligen Mann zu sehen, welcher besser zu trinken versteht, als alle Mitlebende, und zwei unserer besten Leute zu Boden trank, wodurch sein Ruhm von Tag zu Tag herrlicher strahlen wird.“ Die ganze Volksmenge antwortete jedesmal mit so fürchterlichem Beifallsgeschrei, daß uns ein unheimliches Gefühl beschlich. Als man bei der Wohnung des Gesandten angelangt war, hoben die Tuparoens den Portugiesen mit vielen Höflichkeitsbezeigungen von dem Elephanten, ließen sich vor ihm auf die Kniee nieder und baten den Gesandten, ihn ja in Ehren zu halten, da Gott ihm die Gabe des Trinkens in so hohem Grade verliehen habe. Darauf überreichten sie ihm ein Geschenk von etwa vierhundert Thalern, welche sie unter den Theilnehmern des festlichen Zuges sammelten. Fortan ließen die Einwohner bis zu unserer Abreise keinen Tag vorübergehen, ohne unsern Heiligen zu besuchen und ihm Gaben an kostbaren Stoffen darzubringen. Bei diesen Gelegenheiten sahen wir auch mehrere Leute von dem Volke der Pamlens von ziemlich weißer Farbe, welche als gute Bogenschützen und Reiter bekannt und in seidene Stoffe gekleidet sind, wie die Japanesen. Sie sagten uns, daß ihre Heimath Binagoren heiße und ungefähr zweihundert Meilen von Pavel aufwärts an demselben Flusse liege. Sie treiben Tauschhandel mit Goldstaub, Lack, Aloe, Zinn, Kupfer, Seide und Wachs gegen Pfeffer, Ingwer, Salz, Wein und Reis. Die Frauen dieses Volkes haben eine sehr weiße Hautfarbe und sind lebhaft und liebenswürdig. Als wir sie nach ihrer Religion und nach der Gottheit, welche sie anbeten, fragten, antworteten sie uns, ihre Götter seien die Sonne, der Himmel und die Sterne, durch welche der Erde alles Gute zukäme; die Seele des Menschen sei, behaupteten sie, nur ein Hauch, der nach dem Tode des Körpers in die Luft fliege und sich mit den Wolken vermische, bis er sich im Wasser auflöse und ebenfalls sterbe; auch erzählten sie uns noch andere Thorheiten, die ich mit Stillschweigen übergehen will. Aus dem Gesagten kann man übrigens ersehen, daß es in diesem Weltreiche noch mehrere unentdeckte Gegenden giebt, von welchen wir keine Kenntniß haben.

Hundertundsiebenundsechzigstes Kapitel.

Heimkehr des Gesandten. Feierlichkeiten bei dem Tode des Rolim von Mounay.

Von der Stadt Pavel gelangten wir am folgenden Tage nach dem Flecken Luncor, welcher auf einer Strecke von mehreren Meilen mit Benzoebäumen umgeben ist und von wo dieses Räucherwerk nach den Königreichen Pegu und Siam gebracht wird. In den neun folgenden Tagen, in denen wir stromabwärts weiter fuhren, sahen wir viele schöne Städte und setzten dann auf einem Flußarme, welcher Ventrau hieß, unsere Reise fort nach Penauchim, dem ersten festen Platze des Königreiches Jangumah, wo der Gesandte nach der Vorschrift ein Verzeichniß seiner Schiffe und aller darin befindlichen Leute abgab. Darauf nahmen wir unser Nachtlager zu Rauditens, einer Festung des Fürsten von Pancanor, und erreichten dann die Stadt Magadeleu, von wo der Goldlack nach Martaban gebracht wird. Während unseres Aufenthaltes führte der Fürst dem Gesandten seine Truppen vor, welche er gegen Lauhos zusammengezogen hatte, mit welchem er in einen Krieg gerathen war, weil er seine Frau, mit welcher er schon drei Jahre vermählt war, verstoßen wollte, um ein Mädchen, welches ihm einen Sohn geboren hatte, zu heirathen und diesen Sohn zu seinem rechtmäßigen Nachfolger zu wählen. Nachdem wir durch die Straße von Madur, mit deren Durchschiffung wir fünf Tage zubrachten, gekommen waren, gelangten wir zu der Stadt Monschel, dem ersten Orte des Königreiches Pegu, wo uns noch ein großes Unglück erwartete. Der berüchtigte Seeräuber Schalagonim, welcher in dieser Meeresgegend mit dreißig wohlbemannten Schiffen kreuzte, griff uns in einer Nacht an und wir verloren in dem Kampfe, der bis zum Morgen dauerte, von unseren zwölf Schiffen fünf, und konnten Gott danken, daß wir mit den anderen sieben dem Feinde entgingen. Wir vermißten hundertundachtzig Leute, worunter sich auch zwei Portugiesen befanden; der Gesandte, welcher einen Arm verloren und zwei Pfeilwunden erhalten hatte, war dem Tode nahe, und das Geschenk des Calaminham an den König von Bramah, welches auf hunderttausend Ducaten geschätzt wurde, und viele andere kostbare Waaren waren in die Hände des Seeräubers gefallen. In diesem

traurigen Zustande kamen wir drei Tage später zu Martaban an, und der Gesandte schickte sogleich ein Schreiben an den König, worin er ihn von dem Erfolge seiner Reise und von dem ihm in den letzten Tagen widerfahrenen Unglück in Kenntniß setzte. — Der König ließ sogleich, um diesem Unfuge nachdrücklich zu steuern, eine Flotte von sechsundzwanzig wohlausgerüsteten Schiffen auslaufen, und unter der Bemannung befanden sich auch hundert Portugiesen. Die Flotte war wirklich so glücklich, den Seeräuber aufzufinden, welcher bereits seine Schiffe in Sicherheit gebracht und sich mit seiner reichen Beute in eine Festung geworfen hatte. Unsere Mannschaft griff sogleich mit großer Tapferkeit den Platz an und erstürmte ihn nach einem kurzen Kampfe und mit einem nur geringen Verluste an Leuten. Die darin befindlichen Vertheidiger mußten über die Klinge springen, und nur der Corsar und zwanzig seiner Leute wurden lebendig vor den König von Bramah gebracht, der sie in der Stadt Pegu zur Strafe ihrer Verbrechen den Elephanten vorwerfen ließ, von denen sie in wenigen Augenblicken in Stücke zertreten wurden. Die Portugiesen erhielten für die Dienste, die sie bei der Einnahme der Festung geleistet hatten, eine reichliche Belohnung, so daß mehrere für ihren Antheil zwanzig bis dreißigtausend Ducaten bekamen. Der Gesandte begab sich, nachdem er von seinen Wunden geheilt war, ohne Aufenthalt nach Pegu an den Hof des Königs von Bramah, um den Brief des Calaminham, worin dieser den Freundschaftsantrag annahm, zu überreichen. Der König ließ den Gesandten durch seinen Milchbruder Schaumigrem ehrenvoll empfangen, bei welchem Empfange auch tausend Portugiesen, welche bei den Bramahs Kriegsdienste leisteten, gegenwärtig waren. Antonio Ferreira von Braganza, ein eben so tapferer als umsichtiger Mann, war der Anführer derselben, erhielt einen jährlichen Sold von zwölftausend Ducaten, außer den Geschenken, womit er beehrt wurde und die eine nicht viel geringere Summe ausmachten. Der König, welcher sehr großen Werth auf das Bündniß mit dem Calaminham legte, gab seine Freude durch große Feste, die er in seinem ganzen Lande feiern ließ, zu erkennen. Es wurden Opfer in allen Tempeln dargebracht und zu diesem Zwecke mehr als tausend Hirsche, Kühe und Schweine geschlachtet; auch theilte man große Geldsummen und Kleider unter die Dürftigen aus. Diese Festlichkeiten, an denen der König und alle Großen des Reiches

eifrigen Antheil nahmen, hatten bereits sieben Tage gedauert, als sie durch die Nachricht, daß Airquendo, der Rolim oder oberste Priester von Mounay, gestorben sei, unterbrochen wurden. Alle Lustbarkeiten und Aeußerungen der Freude wurden sogleich eingestellt und Jeder bereitete sich zur allgemeinen Trauer vor. Die Märkte hörten auf, die Kaufläden, die Thüren und Fenster wurden geschlossen, und die ganze Stadt schien auf einmal wie ausgestorben. Man sah in ihren Tempeln und Pagoden nur Büßende jeder Art, welche nicht aufhörten zu jammern und Thränen zu vergießen, und in ihrem Schmerze so weit gingen, daß sie demselben erlagen. Der König brach noch in derselben Nacht nach der zwanzig Meilen entfernten Insel Mounay auf, denn es mußte nach einer alten Sitte der Beherrscher von Pegu dieser Leichenfeierlichkeit beiwohnen. Er kam des andern Morgens daselbst an und gab Befehl, sogleich alle Vorbereitungen zu treffen, und diese wurden noch an demselben Tage beendet. Gegen Abend wurde die Leiche aus dem Sterbehause geholt und nach einem Gerüste, das man auf einem freien Platze errichtet und mit weißem Sammet bekleidet hatte, gebracht und, in einen Kasten gelegt, der unseren Todtensärgen glich, auf einen durch zwölf Stufen erhöhten Thron gestellt. Rings um denselben wurden eine Menge Lichter angezündet und ganze Massen von Wohlgerüchen verbrannt, weil der Leichnam schon in Fäulniß überzugehen anfing. Man hielt während der ganzen Nacht Wache bei ihm, und es waren wohl an dreißigtausend Priester und Mönche versammelt. Nach Mitternacht zogen aus einem Tempel des Quiay Figrau oder Gottes der Sonnenstäubchen mehr als fünfhundert völlig nackte Knaben, welche am Halse und am Gürtel mit eisernen Ketten und Stricken gefesselt waren; sie trugen auf ihren Köpfen Holzbündel und Messer in ihren Händen, und sangen eine so wehmüthige und jämmerliche Weise, daß man nicht umhin konnte, Thränen zu vergießen. Einer der Knaben sprach, den Gesang zuweilen unterbrechend, die Worte: „Du, der Du heimgegangen bist, die Freuden des Himmels zu genießen, laß uns nicht als Gefangene in diesem Jammerthale zurück,“ worauf ein Chor von anderen Knaben antwortete: „Auf daß wir mit Dir die Freuden des Herrn genießen.“ Nach diesem in demselben Tone wiederholten, einer Litanei ähnlichen Gesange warfen sich die Knaben vor dem Gerüste auf die Kniee, und ein über hundert Jahre alter Priester erneuerte mit zum Himmel er-

hobenen Händen die Bitte der Knaben, worauf ein anderer neben dem Sarge stehender Priester gleichsam im Namen des Gestorbenen antwortete: „Da es Gott in seinem heiligen Willen gefallen hat, mich aus Erde zu bilden, so hat es ihm auch gefallen, mich wieder in Erde aufzulösen, er ermahnt euch, meine Kinder, die Stunde zu fürchten, in welcher die Hand des Herrn uns auf die Wage der Gerechtigkeit legt.“ Alle Anwesenden ließen einen gellenden Schrei hören und erwiderten: „Möge es dem höchsten Herrn, der die Sonne lenkt, gefallen, uns nicht nach unseren Werken zu richten, damit wir von den Todesstrafen erlöset werden.“ Als die kleinen Kinder sich zurückgezogen hatten, erschienen andere zehn bis zwölf Jahre alte Knaben mit goldenen Ketten an den Füßen und Edelsteinen und Perlen am Halse und in langen Gewändern, die sie, als sie dem Todten ihre Ehrfurcht bezeigt hatten, abwarfen, um völlig nackt mit ihren Schwertern, die sie in den Händen trugen, in der ganzen Umgebung des Sarges um sich zu schlagen, als wollten sie den Teufel verscheuchen, indem sie mit lauter Stimme riefen: „Entferne Dich, Verfluchter, in die Tiefe des Rauchhauses, dort sterbe in fortwährender Pein und höre nicht auf zu sterben; büße und höre nicht auf zu büßen nach der Gerechtigkeit des höchsten Herrn.“ Nach ihnen entfernten sie sich mit Geberden, als hätten sie die Seele des Verstorbenen aus der Gewalt der Teufel befreit, und im Triumphe. Darauf erschienen sechsundzwanzig ihrer angesehensten Talagrepos, von denen jeder wenigstens achtzig Jahre zählte, in Talaren von veilchenblauem Damast, geführt von zwölf mit silbernen Keulen bewaffneten Trabanten. Die Priester beräucherten mit silbernen Rauchfässern, die sie in den Händen trugen, mit vielen Förmlichkeiten den Sarg von allen Seiten wiederholt, und einer von ihnen richtete, während sich die anderen mit dem Gesichte auf den Boden warfen, gleichsam an den Verstorbenen die Worte: „Wenn die Wolken des Himmels im Stande wären, unsern Schmerz den Thieren des Feldes kund zu geben, so würden sie ihre Weide verlassen, um uns beizustehen, Deinen Tod zu beweinen und die große Noth zu beklagen, in welche wir dadurch versetzt worden sind. Sie würden Dich, o Herr, bitten, uns mit Dir in diesem traurigen Hause zu bergen, wo wir Dich Alle sehen, ohne daß Du uns siehst, weil wir einer so großen Gunst nicht würdig sind. Damit sich aber dieses gesammte Volk in Dir tröste, bevor das

Grab uns Deinen Körper verbirgt, offenbare uns durch irgend ein sichtbares Zeichen die Ruhe und Zufriedenheit, deren Du Dich jetzt erfreust, damit Alle aus dem schweren Schlafe erwachen, womit sie die Finsterniß des Fleisches umhüllt, auf daß wir Dir nachzuahmen und nach unserem letzten Athemzuge zu Dir zu kommen streben in dem fröhlichen Hause der Sonne." Bei diesen Worten brach das gesammte Volk in ein fürchterliches Geheul aus und schrie: „Miday Talemba," was so viel heißt als: Der Herr verleihe uns diese Gnade. Nach dieser Rede machten die Diener mit ihren Keulen einen Weg durch das Gedränge, und als dies mit großer Mühe und Anstrengung gelungen war, kamen aus einer rechts von dem Scheiterhaufen befindlichen Thür vierundzwanzig reich gekleidete Knaben mit goldenen Ketten und Perlenschnüren um den Hals und knieten in zwei Reihen am Sarge nieder. Sie fingen an, auf verschiedenen Instrumenten zu spielen, zu deren Klängen zwei dieser Knaben ein Lied anstimmten, bei dessen einzelnen Abtheilungen alle übrigen im Chore einfielen, wodurch bei dem Volke reichliche Thränen hervorgerufen wurden, und dessen Inhalt mehrere angesehene Zuhörer veranlaßte, sich das Antlitz zu zerkratzen und ihr Haupt auf die Stufen des Thrones zu stoßen, worauf der Sarg stand. Während dieser und anderer Feierlichkeiten opferten sich sechs junge Edelleute, indem sie aus einem auf einem Tische stehenden Gefäße einen gelblichen Trank schlürften, welcher ein so heftiges Gift enthielt, daß sie nach dem Genusse desselben augenblicklich todt zu Boden stürzten. Eine solche tolle Handlung versetzt diese Märtyrer des Teufels sogleich unter die Heiligen dieses Volkes, so daß jeder der Zuschauer sie beneidete. Man hob ohne Verzug die Leichname auf und trug sie unter großer Begleitung zu einem mit wohlriechendem Holze angefachten Feuer, wo sie zu Asche verbrannt wurden. Nachdem man am folgenden Morgen die kostbarsten Stoffe von dem Trauergerüste hinweggenommen hatte, wurde auch an dieses unter erschrecklichem Geheul und Seufzen und bei einer lärmenden Musik Feuer gelegt und das Ganze, während es verbrannte, mit einer Menge wohlriechender Salben begossen; auch warfen der König und seine Hofleute vieles Geschmeide und andere Kostbarkeiten in die Flamme, so daß diese Bestattung über hunderttausend Ducaten kostete, ohne die kostbaren Stoffe, welche der König und die Großen den Priestern schenkten. Die Portugiesen

benützten eifrig diese Gelegenheit, um ihre aus Bengalen mitgebrachten Stoffe möglichst theuer zu verkaufen. Das Feuer verzehrte allmälig den Körper und die Knochen des Verstorbenen nebst der ganzen Zurüstung, worauf die Versammlung auseinander ging.

Hundertundachtundsechzigstes Kapitel.

Wahl eines neuen Rolim von Mounay.

Am andern Morgen, als die Asche der Gebeine des Verschiedenen zu erkalten anfing, begaben sich der König und die Großen des Reiches in feierlichem Gepränge an die Brandstätte, wobei alle Grepos sie umringten. Unter diesen befanden sich über hundert mit silbernen Rauchfässern und viele mit goldenen Mützen auf dem Haupte, welche in lange Gewänder von gelbem Atlas gehüllt waren; die übrigen Grepos, deren Zahl sich auf siebentausend belief, trugen Kleider von gelbem Taffet. Als sie an die erwähnte Stelle gekommen waren, bestieg ein Talagrepo, der Oheim des Königs, eine Erhöhung und hielt eine Rede, worin er zuerst die Tugenden des verstorbenen Rolim pries und dann, zu dem Könige gewendet, mit Thränen in den Augen und mit nachdrücklicher Stimme fortfuhr: „Wenn die Könige, welche zu der Zeit, in welcher wir leben, herrschen oder vielmehr ihre Unterthanen knechten, bedenken würden, wie kurze Zeit sie zu leben haben und wie strenge sie einst von der gerechten Hand des Allmächtigen für ihre Laster bestraft werden müssen, so würden sie besser auf den Feldern die Weide besuchen, wie die wilden Thiere, als daß sie sich unbeschränkt geberden in ihrem Willen und Handeln, und grausam sind gegen die Rechtschaffenen und nachsichtig gegen die Bösen. Wahrlich sind die Menschen am meisten zu beklagen, welche durch ihr Glück zu dem gefährlichen Stande der Könige emporgehoben worden sind, und in ihrem Uebermuthe dahin wandeln, ohne auch nur einen Augenblick Reue oder Scham zu fühlen. Aber ihr solltet doch einsehen, ihr Blinden und Bethörten dieser Welt, daß Gott euch nur zu Königen gemacht hat, um euch nachsichtig gegen die Menschen zu zeigen, sie zurecht zu weisen und sie,

wenn es nöthig ist, zu bestrafen, aber nicht auf tyrannische Weise zu behandeln und zu tödten. Aber ihr schlimmen Könige, ihr benützt nur den hohen Standpunkt, auf den ihr erhoben worden seid, um der Natur, in der euch der Herr hat geboren werden lassen, entgegen zu handeln, ihr nehmt eine Menge verschiedener Gestalten an, wie es euch gerade gut dünkt, und zeigt euch entweder als Blutegel, welche den Unterthanen ihr Gut und Blut aussaugen, und laßt nicht eher ab, als bis sie keinen Tropfen desselben mehr in den Adern haben, gegen Andere geberdet ihr euch wie brüllende Löwen, die, um ihren Ehrgeiz zu verhüllen, übertrieben strenge Gesetze geben, um bei dem geringsten Vergehen fremdes Eigenthum sich anzueignen, was in Wahrheit der Zweck ihres Bestrebens ist; wenn ihr dagegen Jemand hold seid, weil er euch mit dem schönen Namen der Großen beehrt, so seid ihr sehr nachsichtig in der Bestrafung seines Uebermuths und sucht ihn sogar auf Kosten der Armen zu bereichern, die ihr nackt auszieht und bis auf die Knochen schindet, ohne zu bedenken, daß diese euch einst vor Gott anklagen, wo ihr keine Entschuldigung vorzubringen wißt und in schrecklicher Verwirrung und Beschämung dastehen werdet.“ Nach diesen Worten erhob er großes Wehklagen und vergoß aus Mitleid für die Armen eine solche Fülle von Thränen, daß der König sehr gerührt und ganz außer sich war. Auch ließ dieser sogleich Brazagaran, den Statthalter von Pegu, zu sich rufen und befahl ihm, sogleich alle Abgeordneten der Provinzen des Königreichs zu entlassen, welche in der Stadt Cosmin versammelt worden waren, um von ihnen eine große Summe Geldes zu verlangen, welche dazu dienen sollte, das Königreich Savady anzugreifen, gegen welches er vor kurzer Zeit den Krieg beschlossen hatte. Bei derselben Gelegenheit schwur er bei der Asche des Verstorbenen einen Eid, daß er während seiner ferneren Regierung nicht mehr seine Unterthanen mit Abgaben belasten und sie nicht mehr mit Gewalt zwingen werde, ihm Kriegsdienste zu leisten, wie er seither gethan habe, daß er im Gegentheile stets bereit sein werde, die Klagen der Geringen und Dürftigen zu hören und sie gegen die Gewaltthaten der Mächtigen und Reichen zu schützen, so wie auch Jeden seinem Verdienste gemäß zu behandeln. Nach der Rede des Talagrepo wurde die eingesammelte Asche des Verstorbenen gleich dem Ueberreste eines Heiligen in vierzehn goldene Becken vertheilt, von denen der König sofort eins

auf sein Haupt nahm, die vornehmsten Grepos trugen die übrigen. Der Zug entfernte sich in derselben Ordnung, wie er gekommen war, und man trug die Asche in einen etwa einen Büchsenschuß weit entfernten Tempel, welcher dem Gotte Quiay Docoh oder dem Gotte der Betrübten der Erde geweiht war. Hier wurde sie in eine an der Oberfläche des Bodens befindliche Vertiefung gebracht, aber ohne alle eitle Pracht und Feierlichkeit, weil es der verstorbene Rolim so befohlen hatte. Das Grab wurde mit drei Gittern, zwei von Silber und einem von Messing, eingefaßt und durch den ganzen Tempel drei eiserne Stangen gezogen, woran an Ketten zweiundsiebenzig silberne Lampen, jede mit zehn oder zwölf Lichtern hingen; auf den Stufen, die in das Grab hinabführten, standen sechsunddreißig mit Ambra und Benzoe angefüllte Gefäße, welche Wohlgerüche verbreiteten, mit welchen Vorbereitungen man bis zum Abend beschäftigt war. Während dieser Zeit ließ man eine unzählige Menge von Vögeln fliegen, welche man in mehr als dreihundert Käfigen herbeigebracht hatte, da diese Heiden den festen Glauben haben, daß diese Vögel eben so viele Seelen von Verstorbenen seien, welche in dem Leibe dieser Vögel Zuflucht gesucht hätten, bis sie bei einer solchen Gelegenheit befreit würden, um die Seele des verstorbenen Rolim zu begleiten. Ebenso verfahren sie mit einer Menge kleiner Fische, die man in Behältern aufgestellt hatte und jetzt in den nahen Fluß warf, um der Seele des in Asche verwandelten Oberpriesters zu dienen. Man brachte auch viel Wild herbei, um es als Almosen unter die Armen, die sich von allen Seiten her bei dieser feierlichen Handlung eingefunden hatten, zu vertheilen. Nach der Beendigung derselben zog sich der König, da es bereits Nacht geworden war, in seine Wohnung, die aus einem Zelte bestand, zurück; auch alle Hofleute schliefen zum Beweise ihrer Trauer unter Zelten. Am folgenden Morgen, sogleich bei Tagesanbruch, ließ der König überall bekannt machen, daß Jeder, wessen Standes er sei, sich alsbald von der Insel zu entfernen habe; auch von den Priestern durften nur neunzig bleiben, um die Wahl eines neuen Rolim vorzunehmen, aber alle erhielten den Befehl, sich zurückzuziehen und zur Erzielung einer glücklichen Wahl dem Gebete obzuliegen. Darauf versammelten sie sich in dem Hause des Statthalters, um die Wahl vorzunehmen, da aber diese am Abende des zweiten Tages, welchen man als Ziel gesetzt hatte, noch nicht erfolgt war, weil die Mei-

nungen zu sehr von einander abwichen, so befahl der König der Versammlung, im Verlaufe von fünf Tagen zwei Männer zu wählen, welchen die Entscheidung zustehen solle. Während dieser Zeit wurde viel geopfert, gebetet und gefastet, auch wurden Kleider und andere Almosen unter die Armen vertheilt. Endlich wurde man einig, und die Wahl fiel auf Manica Muschan, Oberpriester an einer Pagode des Gottes der Sonnenstäubchen in der Stadt Digum, einen Mann von großer Heiligkeit und Gelehrsamkeit, welcher achtundsechzig Jahre zählte und überall wegen seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen sehr beliebt war. Auch der König und der Hof zeigten ungewöhnliche Zufriedenheit mit dieser Wahl, und Schaumigrem, der Bruder des Königs, wurde sogleich mit hundert Ruderschiffen, worauf sich die vornehmsten Bramahs befanden, abgeschickt, um Manica Muschan seine Erhebung zu verkündigen. Er nahm ihn sogleich auf sein Geschwader und brachte ihn unter großen Ehrenbezeigungen am neunten Tage nach dem fünf Meilen von der Insel Munay entfernten Hafen Tagalah, bis wohin ihm der König auf einer Flotte von mehr als zweitausend Schiffen mit seinem ganzen Hofstaate und mit einem glänzenden Gefolge entgegenfuhr. Als der König des neuen Rolim ansichtig ward, fiel er vor ihm nieder, küßte dreimal den Boden und begrüßte ihn mit folgender Anrede: „O heilige Perle von veilchenblauem Glanze, die in der Mitte der Sonne prangt, hauche auf mich durch Deinen lieblichen Athem die Weihe des Herrn der unerschaffenen Macht, damit ich nicht auf Erden das unerträgliche Joch meiner Feinde zu fürchten habe.“ Bei diesen Worten gab ihm der Rolim mit ausgestreckter Hand ein Zeichen, sich zu erheben, und erwiderte auf dessen Ansprache: „Bemühe Dich, mein Sohn, auf daß Deine Werke Gott angenehm seien, und ich werde für Dich ohne Unterlaß beten.“ Als der König sich von dem Boden erhoben hatte, ließ der Rolim ihn an seiner Seite sitzen und legte ihm dreimal die Hand auf das Haupt, was der König als die größte Ehre betrachtete, die ihm widerfahren konnte; nachdem er dann noch einige Worte zu ihm gesprochen hatte, die wir, weil wir in zu großer Entfernung standen, nicht verstehen konnten, blies er ihm dreimal über das Haupt, während der König und das ganze versammelte Volk auf dem Boden lag. Darauf erhob sich der Rolim unter dem Zujauchzen der Versammlung, dem Geläute aller Glocken und bei den Tönen einer lärmenden Musik,

um das Fahrzeug des Königs zu besteigen. Er setzte sich in demselben auf einen goldenen, mit Edelsteinen verzierten Sessel und der König zu seinen Füßen, was für denselben ebenfalls als eine große Ehre galt. Um ihn saßen in geringer Entfernung zwölf kleine, in gelbe Seide gekleidete Kinder mit goldenen Keulen und Sceptern in den Händen, und die Stelle der Ruderknechte versahen die Edelleute des Reiches, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich vergoldeter Ruder bedienten. Auf dem Hinter- und Vordertheile standen Chöre roth gekleideter junger Knaben, welche auf verschiedenen Instrumenten spielten und das Lob Gottes sangen, und zwar in so angenehmer Weise, daß alle Zuhörer zur Andacht und zu Thränen gerührt wurden. Als der Rolim in diesem prachtvollen Aufzuge nach der Stadt Martaban gekommen war, wurde er, da seine hohe Würde ihm nicht erlaubte, mit seinen Füßen den Boden zu berühren, von dem Könige auf den Schultern an das Land gebracht und von den Prinzen und Hofleuten abwechselnd bis zur Pagode des Quiay Ponuedeh, der größten und schönsten der ganzen Stadt, getragen und auf ein kleines goldenes Ruhebett gelegt, wo er sich todt stellte. Alsbald ertönte dreimal eine Glocke, bei deren Tönen sich die Priester auf das Antlitz niederwarfen und eine halbe Stunde liegen blieben, während die Umstehenden mit trauriger Geberde die Hände vor das Gesicht hielten und laut sprachen: „Herr, rufe diesen Deinen heiligen Diener in das Leben zurück, damit wir Jemand haben, der für uns bete.“ In demselben Augenblicke wickelten sie ihn in einen Rock von gelber Seide und legten ihn in ein mit demselben Stoffe ausgeschlagenes Grab, wobei sie mit Thränen in den Augen rührende Worte sangen. Darauf legten sie ihn, nachdem sie dreimal die Runde um den Tempel gemacht hatten, in eine Vertiefung und bedeckten ihn mit einem Tuche von schwarzem Sammet. Während sie nun ein Gebet über ihn sprachen, wurde der ganzen Versammlung Schweigen geboten, und auf das Zeichen einer großen Glocke fingen alle Glocken der ganzen Stadt an zu läuten und verursachten einen so fürchterlichen Lärm, daß die Erde ringsum erzitterte. Als dieses Getöse aufgehört hatte, stiegen zwei Talegrepos, sehr gelehrte und in hoher Achtung stehende Männer, auf zwei zu diesem Zwecke hergerichtete Kanzeln, gaben einen Bericht über das Leben des verstorbenen Rolim und priesen die Tugenden des neugewählten, worüber das Volk sehr erbaut war. Nach

dem Ende der Rede und nachdem die Kanzeln mit ihrem ganzen Schmucke dem Feuer übergeben waren, sah man aus einem nicht weit entfernten Tempel eine Schaar kleiner, zum Zeichen ihrer Unschuld in weißen Taffet gekleideter Kinder sich in Bewegung setzen. Sie trugen Schnüre von Juwelen um den Hals, goldene Schmuckketten an den Füßen und seidene, mit Gold gestickte und mit Edelsteinen verzierte Mützen auf dem Kopfe. In der Mitte dieses Zuges gewahrte man eine kostbare, mit einem goldverbrämten Tuche bedeckte Truhe, welche zwölf dieser Kinder auf ihren Schultern trugen und welche von silbernen Rauchpfannen umgeben war, von welchen kostbare Gerüche ausströmten. Die übrigen Kinder spielten auf mancherlei musikalischen Instrumenten und sangen Lieder, in welchen sie Gott baten, den Todten wieder zu erwecken. Als sie an die Stelle kamen, wo der Rolim lag, zogen sie das Tuch von der Truhe, und aus ihr stieg ein kleines, ungefähr drei bis vier Jahre altes Kind, welches völlig nackt, aber am ganzen Körper mit Edelsteinen bedeckt war, so daß man seine Blöße nicht gewahrte. Da es überdies mit goldenen Flügeln versehen war und eine reiche Krone auf dem Kopfe trug, so glich es einem Engel, wie man sie gewöhnlich abzubilden pflegt. So wie es aus der Truhe stieg, warfen sich die Umstehenden auf den Boden und schrieen mit furchterregender Stimme: „Engel Gottes, der Du zu unserm Heil vom Himmel gesandt bist, bitte für uns, wenn Du dahin zur guten Stunde zurückkehrst." Der König, welcher sich unterdessen dem Kinde genähert hatte, nahm es mit großer Ehrfurcht auf seine Arme und trug es an den Rand der Vertiefung. Während es nun die Decke von dem Rolim hinwegzog, erhoben alle Anwesenden die Hände und Augen zum Himmel, und nachdem die Priester ihn fünfmal beräuchert hatten, sprach es zu ihm: „Du, der Du empfangen bist in der Sünde und in dem Elend und Schmutze des Fleisches, Gott sendet mich, um Dir durch mich zu sagen, daß Du aufwachest zu einem neuen Leben, das ihm wohlgefällig ist, und Du stets die Züchtigung seiner mächtigen Hand fürchtest, damit Du bei Deinem letzten Lebenshauche nicht strauchelst, wie die Kinder der Welt, und damit Du Dich von dieser Stelle, wo Du todt hingestreckt liegst, sogleich erhebest, wie es von dem Größten der Größten im Tempel der Erde beschlossen ist; folge mir, folge mir, folge mir." Der König nahm nun wieder das Kind auf seine Arme, der Rolim aber stieg,

gleichsam erstaunt über diese Erscheinung, aus dem Grabe, warf sich vor dem Kinde, das der König trug, auf die Kniee und sprach zu ihm: „Ich nehme diese neue Gnade von der Hand Gottes in dem Sinne, wie Du mir in seinem Namen aufgetragen hast, an und verspreche bis an meinen Tod ein Muster der Demuth zu sein und der Geringste von den Seinigen, damit die Kröten der Erde nicht im Ueberflusse der Welt zu Grunde gehen." Darauf machte sich das Kind zum zweiten Mal aus den Armen des Königs los und reichte, indem es sich geradezu dem Grabe näherte, dem Rolim die Hand, um ihn herauszuholen. Als sie auf der ersten Stufe standen, wurde fünfmal an eine Glocke geschlagen, auf welches Zeichen sich das versammelte Volk wieder auf den Boden warf und rief: „Sei gepriesen, Herr, für eine so hohe Gnade." In diesem Augenblicke fingen wieder alle Glocken der Stadt an zu läuten und man löste das Geschütz auf den Wällen der Festung und auf den Schiffen der Flotte, welche in dem Hafen vor Anker lag, wodurch ein so fürchterliches Getöse entstand, daß die Ohren dasselbe kaum ertragen konnten.

Hundertundneunundsechzigstes Kapitel.

Einsetzung des neugewählten Rolim in sein Amt auf der Insel Mounay.

Der Rolim wurde nun aus dem Tempel auf einem vergoldeten Sessel, welchen die angesehensten Edelleute des Königreichs auf ihren Schultern trugen, in den königlichen Palast gebracht; der König selbst ging mit einem kostbaren Säbel auf der Schulter vor ihm her, und der Rolim zog auf diese Weise in den Palast ein, wo er bleiben sollte, bis die Vorbereitungen zu seinem Empfange auf der Insel Mounay getroffen seien. Während dieser Zeit wurden ihm zu Ehren und zu seiner Unterhaltung mancherlei Festlichkeiten angeordnet, an denen auch der Hof Antheil nahm. Als endlich der Tag gekommen war, an welchem der Rolim die Insel, welche ihm zum Amtssitze angewiesen war, betreten sollte, sammelte sich eine Flotte von mehr als zweitausend größeren und kleineren

Fahrzeugen, welche auf sinnreiche und prachtvolle Weise ausgeschmückt und in zwei Reihen von dem Hafen bis zu der Insel in bestimmten Zwischenräumen aufgestellt wurden, und zwischen welchen die Fahrt des neuen Würdenträgers stattfinden sollte. Die Eigenthümer der Schiffe hatten dieselben auf die mannichfachste Weise und mit großen Kosten um die Wette verziert, weil bei diesen Leuten der Glaube herrscht, daß ihnen zum Lohne dieser Bereitwilligkeit bei dem Empfange eines Rolim Verzeihung aller früheren Vergehen gewährt werde; auch alle begangenen Diebstähle und Betrügereien werden ihnen nach ihrer Ansicht vergeben, ohne daß dafür irgend ein Ersatz nöthig ist. Auf diese Weise sollen auch alle sonstigen Schändlichkeiten ihres verruchten Lebens gesühnt werden; ich will diese Abscheulichkeiten, welche größtentheils in fleischlichen Ausschweifungen bestehen, nicht weiter berühren, um sittsame Ohren nicht zu beleidigen. In der Begleitung des Rolim befanden sich dreißig mit Edelleuten angefüllte Barken, er selbst saß in einem reich verzierten Fahrzeuge auf einem erhabenen silbernen Throne mit einem golddurchwirkten Baldachin über seinem Haupte; der König saß, von reich gekleideten Knaben umgeben, zu seinen Füßen, jeder derselben schwang ein Rauchfaß, aus welchem liebliche Wohlgerüche aufstiegen. Der Rolim verließ die Stadt Martaban zwei Stunden vor Tagesanbruch, und bei seiner Abreise wurden alle Geschütze gelöst und alle Glocken geläutet, und das zahlreich versammelte Volk vermehrte durch sein Freudengeschrei diesen Lärm. Als er an dem Hafendamm der Insel landete, wurde er durch eine große Schaar von Menigrepos oder Einsiedlern, welche unseren Kapuzinern gleichen und bei diesem Volke ihrer Armuth und Enthaltsamkeit wegen in großem Ansehen stehen, empfangen. Sie waren alle in schwarze Matten gehüllt und gingen mit bloßen Füßen einher, um dadurch die Verachtung der Welt darzuthun; sie trugen Schädel auf dem Kopfe und an Schnüre geheftete Gebeine von Todten um den Hals; das Gesicht hatten sie mit Koth bestrichen und auf einer Tafel, welche sie emporhielten, standen die Worte: „Koth, Koth, wirf nicht Deine Augen auf Deine Niedrigkeit, sondern auf die Belohnung, welche Gott denen versprochen hat, welche sich erniedrigen, um ihm zu dienen.“ Als sie dem Rolim, der sie sehr freundlich begrüßte, nahe genug waren, warfen sie sich mit dem Gesichte auf den Boden, und nachdem sie einige Zeit in dieser Lage geblieben waren,

sprach der Angesehenste von ihnen, indem er seine Augen auf den Rolim richtete: „Möge es demjenigen, von dem Du erst den großen Vorzug erhalten hast, das Haupt Aller, die auf der Erde leben, zu sein, gefallen, Dich zu einem so tadellosen und heiligen Menschen zu machen, daß alle Deine Werke ihm so angenehm sind wie die Unschuld der Säuglinge, welche schweigen, wenn die Mutter ihnen die Brust reicht." Welche Worte alle Uebrigen mit großem Geschrei und mit den Worten: „So möge es die mächtige Hand des Allmächtigen verleihen," wiederholten. Der Rolim schritt nun, von dieser Schaar begleitet, vorwärts nach dem Begräbnißorte seines Vorgängers, wo er, zur Erde gebeugt, mit thränenden Augen und gerührter Stimme zu dem Verstorbenen sprach: „Möge es dem, der über der Schönheit der Gestirne lebt und herrscht, gefallen, mich der Ehre zu würdigen, Dein Sclave zu sein, damit ich in dem Hause der Sonne, wo Du jetzt lustwandelst, Dir zum reinigenden Besen Deiner Füße werden möge; denn auf diese Weise werde ich zu einem Edelsteine von solchem Werthe werden, daß die Welt und alle ihre Reichthümer mir nicht gleichkommen." Nach welcher Anrede Alle einstimmig in den Wunsch einfielen: „Gott möge es geben." Der Rolim nahm darauf einen Rosenkranz, welcher seinem Vorfahren gehört hatte und auf dessen Grabe lag, und schlang ihn als ein Andenken von bedeutendem Werthe um den Hals. Er zog sich nun, nachdem er einige silberne Lampen und mehrere Stücke veilchenblauen Damast geopfert hatte, in seinen Palast zurück, wohin ihm der König, die Hofleute und die versammelten Priester folgten und mit ihm in seine Wohnung eintraten, aus welcher er durch die Fenster einige Händevoll Reis auf das Volk hinabwarf, wie man bei uns mit Weihwasser den Segen spendet. Die Versammlung fing denselben knieend und ehrfurchtsvoll mit den Händen auf. Nach dieser Segenspendung läutete man dreimal mit einer Glocke, bei welchem Zeichen sich der Rolim gänzlich zurückzog, seine Begleiter Abschied nahmen und die Flotte nach dem Hafen zurückkehrte. Der König nahm schon am folgenden Morgen seinen Weg nach der etwa achtzehn Meilen entfernten Stadt Pegu, ohne jedoch daselbst aus Schmerz über den Tod des Rolim, welchem er sehr zugethan gewesen sein soll, einen feierlichen Einzug zu halten.

Hundertundsiebzigstes Kapitel.

Von den weiteren Kriegsunternehmungen und Thaten des Königs von Bramah.

Da der König hier nach reiflicher Ueberlegung fand, daß es nicht thunlich sei, vor dem Bündniß mit dem Calaminham, welches dieser erst in Jahresfrist abschließen zu können glaubte, einen Angriff auf das Königreich Ava zu unternehmen, so schickte er seinen Bruder Schaumigrem mit einem Heere von hundertundfünfzigtausend Mann, worunter sich etwa dreißigtausend Fremde von verschiedenen Völkern befanden, und fünftausend Kriegselephanten gegen die etwa dreißig Meilen in nordöstlicher Richtung entfernte Stadt Savady, um dieselbe zu erobern. Schaumigrem segelte am 5. März mit einer Flotte von dreizehnhundert Schiffen ab und landete nicht weit von Savady an der großen Ebene Gumpalaor, um die zu Lande heranrückenden Elephanten zu erwarten. Nach der Ankunft derselben begann er sogleich die Belagerung der Stadt; er wurde aber bei einem dreimaligen Sturme von der sich tapfer vertheidigenden Besatzung mit großem Verluste zurückgeschlagen; auch machte dieselbe einen Ausfall, zerstörte die gegen die Stadt aufgeführten Wälle und tödtete über achttausend Mann des Belagerungsheeres. Schaumigrem beschloß deshalb bei diesem entmuthigenden Anfang des Unternehmens die umliegenden Orte, welche die Stadt mit Lebensmitteln versahen, zu zerstören und schickte den Heerführer Diosanay, dessen Sclaven wir Portugiesen waren, nach der Burg Valeutay; aber auf dem Wege wurde er von zweitausend Leuten von Savady unvermuthet angegriffen, und der von ihm geführte Haufen wurde in weniger als einer halben Stunde auseinander gesprengt, wobei Alle, die in die Hände des Feindes fielen, über die Klinge springen mußten. Uns Portugiesen gelang es, sich während der Nacht durch die Flucht zu retten und unsere Freiheit zu erlangen. Wir nahmen, ohne zu wissen, wohin wir gingen, unsern Weg nach einem sehr rauhen Gebirge, in welchem wir drei und einen halben Tag mit großer Anstrengung und Beschwerde fortwanderten, bis wir in eine sumpfige Ebene gelangten, wo wir keinen Fußpfad gewahrten, aber sehr viele Tiger,

Schlangen und andere wilde Thiere sahen, welche uns nicht geringe Furcht einflößten. Nach einiger Zeit bemerkten wir jedoch durch die Barmherzigkeit Gottes, die wir ohne Unterlaß anriefen, in östlicher Richtung ein Feuer. Wir schlugen am Morgen die Richtung ein, wo wir den Schein wahrgenommen hatten, und kamen zu einem großen See, an welchem einige Hütten lagen, die dem Anscheine nach von sehr dürftigen Leuten bewohnt waren. Da wir uns nicht zu zeigen wagten, verbargen wir uns während des Tages in einigen Vertiefungen, welche von Blutegeln wimmelten, die uns arg zurichteten. In der Nacht setzten wir unsern Weg fort bis zu einem großen Flusse, an dessen Ufer wir fünf Tage lang weiter wanderten und uns von wilden Früchten nährten. Endlich gelangten wir zu einem weit größeren See, an welchem ein kleiner Tempel stand, der einer Einsiedelei glich. Der Eremit, den wir darin antrafen, nahm uns sehr freundlich auf und erlaubte uns, bei ihm zwei Tage zu rasten, auch gab er uns auf die vielen Fragen, die wir an ihn richteten, bereitwillig Bescheid. Von ihm erfuhren wir, daß wir uns noch im Gebiete des Königs von Savady befanden, daß der See Oreguantor oder das Gähnen der Nacht und die Einsiedelei Quiay vogarem oder Gott der Hülfe heiße. Als wir uns nach der Bedeutung dieser Benennungen erkundigten, legte der Einsiedler seine Hand auf ein ehernes Pferd, welches als Götze auf dem Altare stand, und erzählte uns aus einem Buche, das von der Gründung dieses Königreichs handelt, folgende Sage: „Der See hier,“ sagte er, „war vor mehr als zweihundert Jahren eine große Stadt, welche durch einen König, Namens Ava, erobert wurde. Dieser König, welcher gänzlich unter dem Einflusse seiner Priester stand, ließ auf den Rath derselben alle kleinen Kinder, welche sich unter den Gefangenen befanden und deren Zahl sich auf hundertundfünfundachtzigtausend belaufen haben soll, niedermetzeln und dann als Opfer für den Kriegsgott Quiay Guatur verbrennen. In der folgenden Nacht entstand aber ein entsetzliches, von Donner und Blitz begleitetes Erdbeben, welches die Stadt mit dem König Ava und seinen dreißigtausend Priestern verschlang. Seit dieser Zeit hörte man aus dem See, welcher an der Stelle der untergegangeuen Stadt entstand, bei allen Neu- und Vollmonden ein jämmerliches Wehklagen dieser Priester, wodurch die Einwohner des Landes in solche Furcht versetzt wurden, daß sie nach allen Richtungen hin auswanderten und das

Land öde ließen. Nur hundertundfünfundachtzig Einsiedeleien, welche zum Andenken der geschlachteten Kinder erbaut worden waren, sind bis jetzt geblieben."

Hundertundeinundsiebzigstes Kapitel.

Fernere Reiseabenteuer der portugiesischen Flüchtlinge.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in der Einsiedelei, welcher zu ihrer Erholung sehr nöthig war, setzten die Portugiesen ihre Wanderung noch einen Tag und eine Nacht längs des Flußufers fort, welches an vielen Stellen mit Zuckerrohr bewachsen war und das ihnen als Speise dienen mußte, weil ihnen keine anderen Nahrungsmittel zu Gebote standen. Bei einem Dorfe, welches auf unserm Wege lag und Pommiseray hieß, erzählt Pinto weiter, verbargen wir uns, um nicht entdeckt zu werden, und machten uns fortan nur bei Nacht auf den Weg, wobei wir jedoch solche Mühseligkeiten erduldeten, daß wir uns oft den Tod wünschten, der uns von allen Leiden befreit hätte. Wir hatten bereits siebenzehn Nächte unsere Wanderung fortgesetzt, als wir in einer sehr regnerischen Nacht in der Entfernung eines Büchsenschusses ein Licht entdeckten, welchem wir uns zuerst aus Furcht nicht zu nähern wagten; als wir aber nach genauer Beobachtung bemerkten, daß das Licht sich schwankend bewegte, woraus wir schlossen, daß es sich auf einem Schiffe befinden müsse, schlichen wir vorsichtig herbei und sahen eine Barke mit neun Leuten, welche nahe bei uns in einer Bucht an's Land gingen und sogleich Feuer anzündeten, um ihr Mahl zu bereiten. Nachdem sie sehr behaglich und lustig das zubereitete Essen, welches aus Fleisch bestand, verzehrt und sich hinlänglich an einem Trank gelabt hatten, legten sie sich nieder und fielen bald in einen tiefen Schlaf. Wir säumten nicht, diese günstige Gelegenheit zu unserm Vortheil und zu unserer Rettung zu benutzen, schoben, da unsere Gesellschaft aus acht kräftigen Männern bestand, die zur Hälfte auf den Strand gezogene Barke in das Wasser und ruderten, da uns der Wind sehr günstig war, eine gute Strecke den Fluß abwärts, so daß wir uns am folgenden

Morgen bereits ungefähr dreißig Meilen von der Stelle befanden, wo wir den Diebstahl begangen hatten. Wir landeten bei einer Pagode, welche Quiay Hinarel oder Gott des Reises hieß, fanden aber in derselben nur einen einzigen Mann und siebenunddreißig größtentheils bejahrte Frauen, welche uns, wie es schien mehr durch Furcht bewogen als aus Gutmüthigkeit, freundlich empfingen. Auf unsere Erkundigungen nach mancherlei unsere Angelegenheiten berührenden Verhältnissen erwiderten sie uns, sie seien arme Nonnen, die durch ihr Gelübde von der Welt getrennt und an ihr Kloster gebunden, uns mit Neuigkeiten nicht dienen könnten, auch sei ihre einzige Beschäftigung, zu dem Quiay Ponuedeh zu beten, damit dieser ihnen Regen verleihe zum Gedeihen des Reises. Wir benutzten den Tag, welchen wir bei ihnen zubrachten, um unsere Barke auszubessern und uns auf Kosten der Nonnen mit Reis, Zucker, Bohnen, Zwiebeln und geräuchertem Fleisch, an welchem ein großer Vorrath in dem Kloster vorhanden war, zu versehen. Darauf setzten wir noch acht Tage lang unsere Fahrt fort, ohne zu landen, weil uns die Ufer nicht sicher schienen. Da es aber dem Menschen nicht möglich ist, einem vom Himmel über ihn verhängten Unglück zu entgehen, so geriethen wir am neunten Tage vor Aufgang der Sonne bei der Einmündung eines Kanals zwischen mehrere Schiffe von Räubern, welche uns mit solcher Wuth angriffen und mit einem so dichten Regen von Pfeilen überschütteten, daß sogleich drei von uns getödtet wurden und wir fünf Anderen uns nur dadurch zu retten wußten, daß wir über Bord sprangen, so sehr wir auch aus unseren Wunden bluteten, an welchen auch bald darauf noch zwei von uns starben; wir erreichten glücklich das Ufer und verbargen uns im Walde, wo wir den ganzen Tag damit zubrachten, unser Schicksal zu beklagen und unser baldiges Ende zu wünschen. Am folgenden Morgen setzten wir verwundet und hungrig unsern Weg fort, ohne daß wir Mittel fanden, uns einander aufzurichten und zu trösten, da wir fast keine Möglichkeit vor uns sahen, uns zu retten. Während wir so verzweifelt am Ufer umherirrten, ruderte zufällig ein Schiff an uns vorüber, worin sich eine an den Eigenthümer desselben, einen Heiden, verheirathete Christin befand. Sie hatte uns, da sich einer von uns bekreuzigte, sogleich als Glaubensgenossen erkannt, ließ ihr Schiff, das mit Baumwolle befrachtet war, landen und nahm uns in dasselbe auf. Sie verband mit Hülfe ihres Mannes un=

sere Wunden, und wir erreichten nach fünf Tagen die Stadt Cosmin, einen Seehafen im Königreich Pegu, wo wir Herberge und Pflege im Hause des Schiffspatrons fanden. Wir waren bald von unseren Wunden geheilt, und da gerade ein von Loys von Montarroyo geführtes Schiff in diesem Hafen lag, welcher im Begriff war, nach Bengalen unter Segel zu gehen, so nahmen wir von unseren Wirthen herzlichen Abschied und gingen zu Montarroyo an Bord, welcher uns mit allem Nöthigen reichlich versah und uns nach Schattigan in Bengalen brachte, wo wir viele Portugiesen fanden. Ich schiffte mich sogleich wieder auf einem dem Kaufherrn Fernand Caldeyra gehörenden Fahrzeuge, welches nach Indien ging, ein. So erreichte ich mit Gottes Hülfe wohlbehalten Goa, wo ich Pero de Faria, den früheren Befehlshaber in Malacca, welcher mich, wie ich erzählt habe, als Gesandten nach Martaban zu dem Schaubainha geschickt hatte, aufsuchte. Ich fand bei ihm eine wohlwollende Aufnahme, und er war über meine Schicksale, die ich ihm erzählte, sehr betrübt. Er ließ mir eine seiner Rechtlichkeit und Großmuth entsprechende Belohnung zukommen; da diese jedoch noch nicht ausreichte, um von meinem Vermögen anständig leben zu können, so wollte ich die günstige Jahreszeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen und schiffte mich von Neuem ein, um mein Glück in China und Japan wiederholt und hoffentlich mit besserem Erfolge zu versuchen.

Hundertundzweiundsiebzigstes Kapitel.

Reise nach Sunda und Aufenthalt daselbst.

Ich begab mich also an Bord einer Junke, welche Pero de Faria gehörte und in Handelsgeschäften nach Sunda segelte, und gelangte in siebenzehn Tagen nach Bantam, wo die Portugiesen einen ausgedehnten Handel treiben; da aber in diesem Jahre großer Mangel an Pfeffer war und unser Schiff mit diesem Gewürze, welches wir gerade suchten, nicht sogleich befrachtet werden konnte, so waren wir gezwungen, den Winter hier zuzubringen, um dann im nächsten Jahre beim Eintritt der günstigen Fahrzeit sogleich

nach China unter Segel zu gehen. Wir waren etwa schon zwei Monate anwesend und mit dem Ankauf von Tauschwaaren beschäftigt, als im Auftrage des Kaisers der Insel Java und des übrigen dazu gehörigen Archipels, Nhay Pombaya, eine alte Matrone von etwa sechzig Jahren, bei Tagaril, dem Könige von Sunda, welcher ebenfalls ein Vasall des erwähnten Kaisers ist, eintraf, um ihm anzukündigen, daß er in anderthalb Monaten in der Stadt Japara, wo man große Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen das Königreich Passervan machte, mit seiner Mannschaft einzutreffen habe. Der König suchte diese Frau, sobald er ihre Ankunft erfuhr, am Bord ihres Schiffes auf und führte sie mit großem Gepränge nach seinem Palaste, um sie von seiner Gemahlin bedienen zu lassen, während er selbst sich entfernte, um einen andern Aufenthaltsort zu wählen. Ich muß hier bemerken, daß es in diesen Ländern Sitte ist, die wichtigsten Angelegenheiten durch Frauen mit einander zu verhandeln, weil man von der Ueberzeugung ausgeht, daß Gott den Frauen größere Sanftmuth, mehr Gefühl für Schicklichkeit und Höflichkeit und sogar mehr Geschicklichkeit in der Führung solcher Geschäfte verliehen habe, als den Männern, welche barscher und unüberlegter in ihren Ausdrücken seien. Von einer Frau, die solche Gesandtschaften übernehmen will, werden daher mehrere dazu nothwendige Eigenschaften verlangt. Sie darf nämlich kein Mädchen mehr sein, weil sonst nicht nur unter Männern ihre Unschuld in Gefahr kommen würde, sondern sie auch durch ihre Schönheit unter denselben Zwietracht stiften könnte, sie muß ferner verheirathet oder Wittwe nach einer rechtmäßigen Ehe sein, sie muß ihre Kinder selbst gesäugt haben oder ein Zeugniß beibringen, daß ihr aus natürlichen Ursachen das Stillen unmöglich gewesen sei. Auf diese Sitte wird sehr streng gehalten, weil man eine Frau, welche aus Leichtsinn oder Trägheit nicht selbst säugt, als unsittlich betrachtet. Auch darf sie sich, wenn sie Wittwe geworden, nicht wieder verheirathet haben, weil man eine solche mannsüchtige Wittwe für wollüstig und wenig tugendhaft hält, sie soll vielmehr, um ihre Keuschheit sicher zu stellen, in ein Kloster gehen und sich Gott weihen, ebenso soll eine Frau, wenn sie sich schwanger fühlt, keinen weiteren Umgang mit ihrem Manne haben. Nha Pombaya, welche alle diese Bedingungen gewissenhaft erfüllt hatte, reiste, nachdem sie ihren Auftrag ausgerichtet, unverzüglich wieder ab; der König aber rüstete möglichst

bald eine Flotte von vierzig Schiffen aus und bemannte sie mit siebentausend rüstigen Leuten, unter denen sich auch außer mir noch vierzig andere Portugiesen befanden.

Hundertunddreiundsiebzigstes Kapitel.

Feldzug gegen den König von Passervan.

Wir verließen am 5. Januar 1546 den Hafen von Sunda und erreichten am neunzehnten Tage desselben Monats die Stadt Japara auf Java; die Flotte, welche bereits versammelt war und aus siebenzehnhundert Fahrzeugen bestand, segelte schon vierzehn Tage darauf nach der feindlichen Küste, als aber der Admiral sich überzeugte, daß der Fluß Hicandureh der vielen Sandbänke wegen bis zur Hauptstadt für größere Schiffe nicht fahrbar war, ließ er die Mannschaft an's Land setzen, und die Barken, welche auf der Rhede vor der Stadt lagen, in Brand stecken. Das Heer schlug ein Lager nicht weit von den Stadtmauern auf und begann die Vorbereitungen zur Belagerung. Die Einwohner, welche nicht ruhig zusehen zu dürfen glaubten, wie der Feind sich festsetzte und verschanzte, drangen in ihren jugendlichen König, welcher bei ihnen sehr beliebt war und schon wiederholt Beweise seines Muthes abgelegt hatte, dies durch einen Ausfall zu verhindern. Er versammelte deshalb seinen Kriegsrath, welcher beschloß, daß es besser sei, zur Rettung der Stadt und ihrer Selbstständigkeit das Leben zu wagen, als den Glauben der Väter zu verlassen, und den Glauben Muhamed's, den man ihnen aufdringen wolle, anzunehmen. Es wurde also ein Ausfall für die folgende Nacht beschlossen, um die von den Feinden bereits aufgeführten Werke zu zerstören. Der Kriegsrath war deshalb einstimmig dieser Ansicht, weil um den König die tapfersten Leute versammelt und diese bereit waren, ihr Leben für ihren Fürsten, der die Liebe seiner Unterthanen durch rechtliche und gütige Behandlung gewonnen hatte, zu wagen, denn durch wohlwollenden Umgang mit seinen Untergebenen macht man Lämmer zu Löwen, während entgegengesetzte Behandlung die Löwen zu Schafen herabwürdigt. Der Beschluß des Kriegsrathes erregte

allgemeinen Jubel in der Stadt, und man erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo der Befehl zum Angriff sollte gegeben werden. Die Belagerer waren indeß keineswegs müssig, denn sie hatten schon am zweiten Tage die Stadt mit Erdwällen umgeben und diese durch starke Balken zu schützen gesucht. Sie verfügten auch über zahlreiches Belagerungsgeschütz, welches ihnen die Türken geliefert hatten und dessen Anfertigung von einem portugiesischen Renegaten besorgt worden war. Alle diese Anstalten vermochten aber keineswegs den Muth der Belagerten zu schwächen, weil sie auf ihre Einmüthigkeit und auf den Sieg der gerechten Sache vertrauten.

Hundertundvierundsiebzigstes Kapitel.

Ausfall der Vertheidiger und Erfolg.

Zwei Stunden nach Mitternacht versammelten sich die Bewohner und Vertheidiger der Stadt auf dem Platze, wo man gewöhnlich Markt zu halten pflegte, in der Nähe des Palastes; der König, welcher die Bevölkerung so bereitwillig und muthig eintreffen sah, empfand keine geringe Freude, wählte aber unter den siebenzigtausend, welche zusammengekommen waren, nur zwölftausend zur Ausführung des Vorhabens, welche er in vier Haufen, jeden von dreitausend Mann, theilte. Den ersten Haufen führte sein Eidam, ein Mann, welcher sich schon bei ähnlichen Unternehmungen hervorgethan hatte, an der Spitze des zweiten stand Quiay Anceda, einer der vornehmsten Mandarine, der dritte und der vierte wurde zwei tapferen Kriegern anvertraut. Nachdem alle Kämpfer bereit standen, hielt der König eine Anrede an sie, worin er sein Vertrauen auf sie aussprach, indem er bemerkte, daß ihr Heil auch das seinige sei, und nahm einen goldenen Becher, aus dem er mit den Anführern trank. Nachdem er auf diese Weise sich die Zuneigung der Hauptleute gesichert hatte, salbten sich die Krieger mit Minha-mundi, wie man ein wohlriechendes Oel nennt, dessen man sich bedient, wenn man sich dem Tode weihen will. Zur bestimmten Zeit öffnete man vier Thore der

Stadt, aus welchen die vier Haufen mit ihren Anführern an der Spitze hervorbrachen und sich zugleich mit unwiderstehlichem Ungestüm auf die Belagerer stürzten. In weniger als einer Stunde fanden mehr als zwölftausend Javaner ihren Tod, und die Zahl der Verwundeten war noch bei weitem größer. Drei Könige wurden gefangen genommen und unter diesen auch der König von Sunda, bei welchem wir vierzig Portugiesen uns befanden, die fast Alle Wunden davon trugen. Das ganze Lager gerieth in so große Unordnung, daß beinahe Alles verloren schien, und dem Kaiser von Demah, welcher von einem Wurfspieße getroffen worden war, es kaum gelang, sich durch Schwimmen zu retten, woraus man ersehen kann, was eine kleine Anzahl entschlossener Leute auszurichten vermag. Sobald es Tag zu werden anfing, zogen sich die Passarvans in die Stadt zurück. Sie hatten etwa neunhundert Todte und zwei- bis dreitausend Verwundete. Durch diesen Sieg wuchs nicht wenig das Vertrauen der Belagerten und die Niedergeschlagenheit der Feinde, welche die Veranlassung zu noch größeren Nachtheilen ward, wie sich bald zeigen wird, da die Fürsten den gesunkenen Muth ihrer Leute nicht wieder anzufachen vermochten.

Hundertundfünfundsiebzigstes Kapitel.

Wiederholter glücklicher Ausfall der Passervans.

Der Unmuth des Kaisers von Bramah über den unglücklichen Anfang der Belagerung, verbunden mit dem Gefühl der Schande über die erlittene Niederlage läßt sich kaum beschreiben; er suchte deshalb die Schuld auf den König von Sunda zu schieben, weil dieser nicht für die Ausstellung aufmerksamer Schildwachen gebührend Sorge getragen habe. Nachdem er für die Pflege der Verwundeten Anstalten getroffen hatte, legte sich indessen sein ungerechter Zorn und er ließ die Könige, Fürsten und Hauptleute zu einem Kriegsrathe berufen, in welchem er erklärte, daß er ein feierliches Gelübde gethan und auf den Mozapho oder Alcoran Muhamed's geschworen habe, die Belagerung nicht aufzuheben, bis

die Stadt genommen und dem Erdboden gleich gemacht sei, und wenn er darüber sein ganzes Reich verlieren sollte. Auch wolle er Jeden hinrichten lassen, der es wagen würde, diesem Entschlusse in den Weg zu treten. Diese Drohung verbreitete einen solchen Schrecken in dem ganzen Lager, daß sich Jeder beeilte, den kühnen Vorsatz des Kaisers zu rühmen. Dabei bot man die größte Anstrengung auf, das Lager besser zu befestigen und mit Gräben zu umgeben, worüber die Belagerten fortwährend ihrem Spotte Luft machten und behaupteten, aus den Belagerern seien Belagerte geworden, und sie würden bei weitem klüger handeln, wenn sie nach Hause gingen und ihren Weibern die Spindel drehten. Die Belagerung hatte bereits drei Monate gedauert und immer war noch kein besonderer Vortheil gegen die Stadt errungen worden, als der hauptsächlichste Leiter derselben, ein Renegat von Majorca, ein anderes Mittel zu versuchen beschloß, durch welches er zu seinem Ziele zu gelangen gedachte. Er ließ nämlich einen über die Stadtmauer emporragenden Erdwall aufwerfen, ihn mit hinreichender Mannschaft besetzen und sein schwerstes Geschütz auf demselben aufpflanzen, um das Innere der Stadt zu beschießen. Die Kugeln, welche man fortwährend und in großer Menge in die Stadt warf, brachten zwar sehr großen Schaden, der König der Passervans verzweifelte aber noch nicht, und nahm das Anerbieten von zehntausend Verschworenen an, welche sich verbindlich machten, den Feind von dem gefährlichen Walle zu vertreiben. Der König stellte sich selbst an die Spitze dieser verwegenen Leute, welche sich Tiger der Welt nannten, und führte sie eines Morgens bei Tagesanbruch gegen die stark besetzte Verschanzung. Die Erstürmung derselben, welche mit ungestümem Eifer und Nachdruck unternommen wurde, gelang schnell, obwohl der Kaiser von Pate, als er die Niederlage der Seinigen wahrnahm, ihnen mit einer Verstärkung von zwanzigtausend seiner tapfersten Leute zur Hülfe eilte. Die Passervans behaupteten aber ihre Eroberung und steckten den Wall, der größtentheils aus Holz bestand, in Brand. Sie hatten jedoch diesen Sieg mit großen Opfern erkauft, denn es waren sechstausend der Verschworenen gefallen, der Verlust der Feinde belief sich jedoch auf vierzigtausend Mann.

Hundertundsechsundsiebzigstes Kapitel.

Geschichte eines gefangenen Portugiesen.

Die darauf folgende Nacht wurde mit großem Jammer und Wehklagen zugebracht, denn von beiden Seiten war man damit beschäftigt, die Todten zu begraben oder in den Fluß zu werfen; der Kaiser oder Pangorang von Java konnte trotz des großen Verlustes und trotz der geringen Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens seinen Schwur nicht zurücknehmen, und traf von Neuem Anstalten zur Erstürmung der Stadt, wozu er seine Truppen durch das Vorgeben anzufeuern suchte, daß die Feinde, deren Vertheidigungsmittel sehr geschwächt seien, und deren König an einer gefährlichen Wunde darnieder liege, nicht mehr lange Widerstand leisten könnten. Um sich von dem Zustande der Stadt zu überzeugen, befahl er den Bewohnern, welche Lebensmittel aus der Umgegend in die Stadt brachten, aufzulauern und einige derselben festzunehmen. Es gelang auch wirklich, neun Leute zu ertappen, von welchen acht, weil sie keine Auskunft geben wollten, auf der Folter starben, der neunte sich aber dadurch zu retten suchte, daß er schrie, er sei ein Portugiese. Der König von Sunda ließ ihn deshalb, um die Wahrheit zu ermitteln, uns vorstellen; wir baten deshalb inständigst, unsern Landsmann zu verschonen, was uns auch in Anbetracht der von uns bereits geleisteten Dienste gern gewährt wurde. Wir führten den Portugiesen, welcher in seinem heidnischen Anzuge und an seiner fremdartigen Sprache kaum zu erkennen war, an den Ort, wo unsere verwundeten Genossen lagen, und wo er uns über sein früheres Leben folgende Auskunft gab. „Ich bin," erzählte er uns, „von portugiesischen Eltern geboren, heiße Rodriguez Taborda, und verließ im Jahre 1513 Portugal mit den Truppen des Hauptmanns Diaz Pereira, ich diente unter verschiedenen Befehlshabern und bei mancherlei Unternehmungen zur Zufriedenheit meiner Obern in dem königlichen Heere, bis ich bei der Flotte, mit welcher Francisco de Saa eine Festung erbauen und besetzen sollte, Befehlshaber einer Brigantine wurde; ein heftiger Sturm zerstreute aber dieses Geschwader und mein Fahrzeug scheiterte an der Küste von Java; nur drei Leute retteten sich aus dem Schiffbruche und von diesen

drei bin ich noch allein am Leben. Ich siedelte mich auf der Küste von Java an und wohne daselbst schon dreiundzwanzig Jahre. Lange Zeit widerstand ich den Verlockungen der Eingeborenen, meinem Glauben untreu zu werden, aber das Fleisch ist schwach und die Gunst, in welcher ich bei dem Könige des Landes stand, bestimmte mich endlich, ihrem Verlangen nachzugeben.“ Wir waren über das Geständniß dieses Menschen nicht wenig erstaunt und suchten ihn über sein Schicksal, welches ihn sehr unglücklich zu machen schien, so gut es uns möglich war, zu trösten. Wir machten ihm das Anerbieten, mit uns nach Sunda zu gehen, wo er leicht Gelegenheit finden würde, nach Malacca zu kommen und in dem Glauben seiner Väter zu sterben. Er nahm unsern Vorschlag mit Dank an, wir schenkten ihm deshalb einen portugiesischen Anzug und hielten ihn, so lange die Belagerung noch währte, bei uns.

Hundertundsiebenundsiebzigstes Kapitel.

Tod des Kaisers oder Pangorang von Java.

Der Kaiser von Java versammelte, als er die Belagerung noch neun Tage fortgesetzt hatte, noch einmal den Kriegsrath, um dessen Meinung zu vernehmen. Es wurde ein allgemeiner Sturm beschlossen, die Meinungen aber, wie derselbe am besten auszuführen sei, waren so verschieden, daß der Kaiser sich gezwungen sah, die Ansicht eines jeden insbesondere zu vernehmen; es wurde ihm aber bei der langen Unterhaltung die Kehle sehr trocken, so daß er von dem hinter ihm stehenden Knaben Bethel verlangte. Dieses Kraut wird nämlich von den asiatischen Völkern gekaut, weil es nicht nur einen wohlriechenden Athem verursacht, sondern auch den Magen stärkt. Der Knabe, welcher das Kraut in einer goldenen Büchse trug, überhörte den Befehl, und achtete auch darauf nicht, als derselbe wiederholt wurde, weil er seine Aufmerksamkeit zu sehr auf die Verhandlungen richtete. Als der Kaiser zum dritten Male Bethel verlangte, zupfte einer der Hofleute den Knaben am Kleide und machte ihn auf den Befehl seines Gebieters aufmerksam, worauf erst der Knabe sich auf die Kniee nieder-

ließ und die Büchse darreichte. Der Kaiser nahm nur nach seiner Gewohnheit einige Blätter, wobei er dem Knaben sanft auf das Haupt schlug und warnend zu ihm sprach: „Bist Du taub, weil Du nicht hörest, was ich Dir sage?" worauf die Berathung fortgesetzt wurde. Da aber das Volk der Javaner sehr empfindlich ist und schnell vom Zorne überwältigt wird, da es ferner bei ihnen als die größte Schande und Beleidigung gilt, wenn man sie am Kopfe berührt, so fing der Edelknabe, welcher ungefähr zehn Jahre alt sein mochte, zuerst an zu weinen, weil ihn diese Beleidigung tief kränkte, und er, als der Sohn eines angesehenen Fürsten, dadurch für immer ehrlos geworden zu sein glaubte, drängte sich aber dann nahe zu dem Kaiser und stieß ihm einen kleinen Dolch, den er am Gürtel trug, in die linke Brust, so daß er augenblicklich mit den Worten: „Ich bin ermordet," todt niedersank, da ihm der Dolch durch das Herz gedrungen war und alle Versuche ihm zu helfen, vergeblich blieben. Man brachte den Knaben sogleich auf die Folter, weil man vermuthete, daß der Mord in Folge einer Verschwörung begangen worden sei; da er aber erklärte, er habe die That nur vollbracht, weil er durch den Schlag an seiner Ehre gekränkt worden sei, so wurde er an einen Pfahl, welchen man ihm durch den Leib stieß, daß er zum Munde herauskam, gespießt. Dieselbe grausame Strafe mußten sein Vater, seine Brüder und alle seine Verwandten erleiden, wodurch auf Java und den umliegenden Inseln große Unruhen und lange Rachekriege entstanden. Neue Zweifel entstanden über die Bestattung des Königs, denn man wollte ihn nicht in dem Lande der Passervans und in ihrer Gewalt zurücklassen, auch wagte man nicht, seinen Leichnam nach Demah zu bringen, wo das königliche Grab war, weil man ihn nicht so lange vor der Verderbniß schützen zu können glaubte. Endlich folgte man dem Rathe eines unserer Portugiesen und legte den Körper in einen mit Kalk und Kampfer angefüllten Sarg und grub denselben in eine mit Erde befrachtete Junke, wodurch man vollkommen den beabsichtigten Zweck erreichte und den Körper wohlerhalten nach Demah brachte.

Hundertundachtundsiebzigstes Kapitel.

Aufhebung der Belagerung und Wahl eines neuen Kaisers

Sogleich nach der Abfahrt des Leichnams ließ der König von Sunda, welcher jetzt den Oberbefehl über die Truppen übernahm, das Geschütz und andere Kriegsgeräthe einschiffen und suchte auch die Schätze des Lagers in Sicherheit zu bringen. So still und vorsichtig dies auch geschah, so konnten doch diese Arbeiten der Aufmerksamkeit des Feindes nicht entgehen, weshalb der König der Passervans mit dreitausend der Verschworenen einen Ausfall unternahm und die mit der Einschiffung ihrer Geräthe beschäftigten Belagerer, welche diese Keckheit gar nicht vermutheten, in einem so günstigen Augenblicke überfiel, daß in weniger als einer halben Stunde ihrer mehr als zehntausend in Stücke gehauen und mehrere ihrer Könige und Fürsten gefangen wurden. Auch vierhundert Schiffe mit Verwundeten, die auf der Rhede lagen, gingen in Flammen auf. Das Heer ging, nachdem es sich am 9. März eingeschifft hatte, sogleich unter Segel und erreichte glücklich Demah. Als man hier eine Musterung über die Leute hielt, welche in den Krieg gezogen waren, fand man, daß hundertunddreißigtausend fehlten, während, wie man später erfuhr, die Passervans nur fünfundzwanzigtausend verloren hatten. Man schritt jetzt sogleich zur Wahl eines neuen Kaisers oder Pangorangs, welchen die Chinesen und die Nachbarvölker Raterra vendau oder Augenlid der Welt zu nennen pflegen. Da kein rechtmäßiger Nachkomme vorhanden war, so versammelten sich zur Wahl die Häuptlinge des ganzen Volkes, da diese aber sich nicht einigen konnten und jeder einen seiner Anverwandten auf den Thron erhoben wissen wollte, so geriethen die noch versammelten Krieger, über den langen Aufschub in Aufruhr und fingen an die befrachteten Schiffe der Kaufleute, welche im Hafen vor Anker lagen, zu plündern, wobei sechstausend Menschen ihr Leben verloren. Der König von Panaruca, der Admiral der Reichsflotte, eilte auf diese Nachricht sogleich herbei und ließ vierundzwanzig der Diebe, die man auf der That ertappt hatte, an der Küste aufhängen, um eine heilsame Furcht zu verbreiten, über diese willkürliche Bestrafung ohne seine Erlaubniß gerieth Quiay Ansedah, der Befehlshaber der Stadt, in

große Wuth und sammelte sechs bis siebentausend Krieger, um den Panaruca in seinem Palaste zu überfallen, und tödteten ihm ungefähr vierzig Leute, aber auch die Anhänger des Admirals rotteten sich zusammen und gingen während der Nacht an's Land, um blutige Rache zu nehmen. Bei dieser Meuterei, welche drei Tage währte, verloren der Quiay Ansedah und zehntausend seiner Anhänger das Leben, die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt und es entstand eine allgemeine Verwirrung, bei der hunderttausend Häuser sollen in Flammen aufgegangen, eben so viele Einwohner in Stücke gehauen und nicht weniger in die Sclaverei geführt worden sein; der Verlust aber an Hab und Gut soll sich auf hundert Millionen Ducaten belaufen haben. Das ganze Unheil wurde durch den Uebermuth eines unvernünftigen Königs, welcher nur dem Rathe junger Leute folgte, und wohlgemeinten Warnungen kein Gehör gab, veranlaßt.

Hundertundneunundsiebzigstes Kapitel.

Abreise der Portugiesen nach China.

Die Anstifter des Aufstandes warfen sich, ehe zur Wahl eines Pangorangs, von dem sie strenge Bestrafung befürchteten, geschritten werden konnte, auf die Schiffe und suchten sich auf diese Weise der ihnen drohenden Gefahr zu entziehen. Die zurückgebliebenen Häuptlinge aber beschlossen, sich in die etwa fünf Meilen entfernte Stadt Japara, wo größere Ruhe herrschte, zu begeben und die Wahl zu vollbringen. Hier erhoben sie Pate Sudayo, Fürsten von Surubaya, welcher sich nicht unter den Bewerbern befand, auf den Thron, weil sie so am besten für die Ruhe des Landes sorgen zu können glaubten; auch war die Bevölkerung sehr mit dieser Wahl zufrieden. Man schickte sogleich den Admiral Panaruca nach Pissammanes, wo sich Pate Sudayo aufhielt, ab, um ihm die freudige Nachricht zu bringen. Neun Tage darauf erschien auch der neue Kaiser mit einer Flotte von fünfzehnhundert Schiffen und einem Heere von mehr als zweimalhunderttausend Mann und wurde von dem Volke mit großen Freudenbezeigungen empfangen.

Darauf nahm er seinen Weg nach Demah, um die Stadt wieder aufzubauen und Alles in den früheren Stand zu setzen. Bei seiner Ankunft ließ er zuerst die noch vorhandenen Missethäter, welche sich der Plünderung und Einäscherung der Stadt schuldig gemacht hatten, aufsuchen, und es fanden sich, obgleich die meisten die Flucht ergriffen hatten, noch deren fünftausend vor, die zum Theil an Pfähle gespießt und zum Theil mit den Schiffen, worin sie sich versteckt hatten, verbrannt wurden. Da uns der Anblick aller dieser Hinrichtungen sehr aufregte, so ersuchten wir den König von Sunda, uns zu entlassen, damit wir unser Schiff, welches zu Banta lag, aufsuchen könnten, um die zur Fahrt nach China günstige Zeit nicht zu versäumen. Er gewährte nicht nur unsere Bitte, sondern schenkte auch jedem von uns, welche bei dem Kriege mit dem Leben davon gekommen waren, zweihundert Ducaten, der Familie eines jeden der im Kampfe Gebliebenen dreihundert Ducaten. Wir sprachen ihm dafür unsern Dank aus und begaben uns ohne Zögern nach Banta, wo wir die nöthigen Vorbereitungen zur Reise trafen und in Gesellschaft von vier anderen Schiffen unter Segel gingen. Der Portugiese Juan Rodriguez, welcher Heide und unter dem Namen Guaritau Facalem oder heiliger Rath Priester einer Pagode geworden war, kehrte nach Malacca zurück, wo er wieder Christ wurde und als Diener eines Hospitals als reumüthiger Sünder sein Leben beschloß. Als wir in dem Hafen Chincheu, wo die Portugiesen zu jener Zeit einen starken Handel trieben, ankamen, fanden wir die ganze Küste durch die Landungen der Seeräuber in Aufruhr versetzt, und die Kaufleute hatten keine Lust, sich aus ihren Häusern oder auf die See zu wagen; wir segelten deshalb nach Schabaquai, wo wir aber unter ein Räubergeschwader von hundertundzwanzig Junken geriethen, die sogleich von unseren Handelsschiffen fünf hinwegnahmen, wobei vierhundert Christen umkamen. Nur zwei Schiffe, auf deren einem ich mich befand, entschlüpften wie durch ein Wunder den Verfolgungen der Seeräuber und suchten die Küste von Java wieder zu gewinnen. Nachdem wir zweiundzwanzig Tage umhergeirrt waren und große Gefahr und Noth erduldet hatten, entdeckten wir endlich die Insel von Pulo Condor und die Rhede von Camboja; als wir aber hoch erfreut über diesen Anblick uns der Rhede näherten, erfaßte uns ein heftiger Südweststurm, der uns so lange zwischen Sandbänken und Klippen umherschleuderte, bis unser Schiff

ein starkes Leck bekam und zu sinken drohte. Wir kappten zwar unsere beiden Masten und warfen unsere Waaren über Bord, aber bei Einbruch der Nacht stieß unser Fahrzeug auf den Grund, wobei zweiundsechzig Leute ertranken. Wir Portugiesen waren so sehr unserer Besinnung beraubt, daß wir auf unsere Rettung gar nicht bedacht waren, als wir bemerkten, daß unsere chinesischen Matrosen die Vorsicht gebraucht hatten, aus Balken und Brettern, die sie mit Tauen aneinander befestigten, ein Floß zu bauen. Da aber in einer solchen Noth der Vater nichts für den Sohn und der Sohn nichts für den Vater thut, so verweigerten sie selbst dem Eigenthümer des Schiffes und ihrem Herrn die Aufnahme auf das gebrechliche Floß, über welche Rücksichtslosigkeit einer der Unsrigen, obschon er schwer verwundet war, so sehr ergrimmte, daß er uns mit nachdrucksvollen Worten aufforderte, über die Chinesen herzufallen und das Floß zu erobern. Da wir aber in Allem nur achtundzwanzig Portugiesen zählten, so griffen die Chinesen selbst, deren wenigstens vierzig waren, uns mit ihren eisernen Aexten zuerst an, sie fanden aber alle durch unsere guten Schwerter ihren Tod, obschon auch auf unserer Seite sechzehn erschlagen und zwölf nicht unbedeutend verwundet wurden, von denen noch vier am folgenden Tage starben, woraus man ersehen kann, wie weit der Jammer im menschlichen Leben geht, denn vor einem halben Tage hatten wir noch in Frieden und Freundschaft gelebt, und jetzt schlugen wir uns mit der grausamsten Erbitterung um einen Fuß breiten Raum auf dem Flosse, wie die erbittertsten Feinde.

Hundertundachtzigstes Kapitel.

Rettung der schiffbrüchigen Portugiesen.

Als wir mit so schweren Opfern den Besitz des Flosses erkauft hatten, theilten sich achtunddreißig Leute, unter denen sich mehrere Knechte und Kinder befanden, in den schmalen Raum desselben, wodurch es aber so sehr beschwert wurde, daß wir bis an dem Halse im Wasser stehen mußten. Es war an einem Samstage und gerade am Weihnachtsfeste, als wir uns von dem

Felsen entfernten, ohne Compaß und ohne irgend ein anderes Mittel, wodurch wir uns auf dem weiten Meere zurecht finden konnten; ein alter Lappen diente uns als Segel, und unsere einzige Hoffnung war der Herr, den wir ohne Unterlaß und inbrünstig anriefen. Als nun nach vier Tagen uns die Lebensmittel gänzlich ausgingen, so waren wir gezwungen, das Fleisch eines Caffern, der am Tage vorher gestorben war, zu verzehren und fristeten damit unser Leben weitere fünf Tage. Darauf aber bestand unsere Nahrung nur aus Meerschlamm und Triebsand, denn wir konnten es nicht über uns gewinnen, das Fleisch der vier Portugiesen, welche ihren Wunden erlegen waren, zu berühren. Am Tage der heiligen drei Könige entdeckten wir endlich Land, dessen Anblick uns so sehr überraschte, daß vier von unserer Gesellschaft vor Freude plötzlich starben. Es waren also von den Unglücklichen, welche sich auf das Floß gerettet hatten, noch elf übrig, nämlich sieben Portugiesen und vier Knaben. Wir erreichten die Küste an einer Bai und als wir uns, nachdem wir Gott für unsere Rettung gedankt hätten, nach der Beschaffenheit derselben umsahen, überzeugten wir uns bald, daß sie öde und unfruchtbar war, bemerkten aber überall Spuren von Tigern und Elephanten; wir stiegen deshalb, um uns gegen ihre Angriffe zu sichern, des Nachts in dem nahen Walde auf die Bäume und setzten während des Tages unter stetem großen Geschrei, um sie dadurch zu verscheuchen, unsern Weg fort, bis wir an einen Kanal mit süßem Wasser gelangten, auf welchem wir eine mit Holz beladene Barke, die von Negern, Javanern und Papuas geführt wurde, herabkommen sahen. Diese Leute, welche uns bei dem ersten Anblick für Teufel hielten, sprangen in's Wasser und stiegen erst wieder, als sich die Furcht allmälig gelegt hatte, in ihr Fahrzeug. Wir baten sie, uns aufzunehmen und an irgend einem beliebigen Marktplatze zu verkaufen, aber erst nach langen Verhandlungen versprachen sie uns an Bord zu nehmen, wenn wir zuvor ihnen unsere Waffen abliefern würden. Da wir uns auf keine Weise zu helfen wußten, so entsprachen wir, so ungern wir es auch thaten, ihrem Verlangen, und ein Portugiese und zwei von unseren Dienern sprangen sogleich in's Wasser, um die Barke zu erreichen, wir waren schon bereit, ihnen nachzufolgen, als wir sahen, wie sie alle drei von großen Krokodilen verschlungen wurden und ihr Blut ringsum das Wasser färbte. Wir standen, vor Schrecken regungslos, am Ufer,

während die Schiffsleute nicht im mindesten betroffen oder gerührt schienen, sondern vielmehr gleichgültig äußerten, daß diese drei glücklich seien, weil ein schneller Tod sie von ihren Leiden für immer befreit habe. Als sie jedoch sahen, daß wir bis zum halben Leibe im Schlamme staken und uns nicht mehr von der Stelle bewegen konnten, sprangen fünf von ihnen aus der Barke, banden Stricke um uns und zogen uns unter vielen Schimpfreden und Mißhandlungen an Bord. Sie brachten uns nach Scherbom, einem etwa zwölf Meilen weit entfernten Flecken, wo sie uns alle acht um den geringen Preis von etwa zwei Ducaten an einen Handelsmann von der Insel Celebes verkauften. Bei diesem blieben wir ungefähr einen Monat und erfreuten uns nicht nur einer freundlichen Behandlung, sondern wurden auch mit der nöthigen Kleidung versehen und mit hinreichender Nahrung versorgt. Darauf verkaufte uns derselbe Handelsmann für zwölf Pistolen an den König von Calapa, welcher eine seltene Großmuth gegen uns bewies und uns freiwillig nach dem Hafen von Sunda schickte, wo drei portugiesische Schiffe vor Anker lagen, in welchen wir eine bereitwillige Aufnahme und Unhalt fanden, bis sie die Anker lichteten, um nach Siam unter Segel zu gehen.

Hundertundeinundachtzigstes Kapitel.

Krieg gegen den König von Schiammay.

Während meines Aufenthaltes zu Sunda lernte ich zwei portugiesische Kaufleute kennen, welche mit ihren Waaren in einer Junke nach Siam zu gehen gedachten, und ich benützte gern ihr Anerbieten, mit ihnen zu gehen, da sie sich erboten, mir ein Darlehen zu machen, um Waaren auf meine Rechnung einzukaufen und noch einmal mein Glück zu versuchen. Ich schiffte mich also mit ihnen ein und gelangte in sechsundzwanzig Tagen nach Odiah, der Hauptstadt des Reiches Sournau, welches bei uns gewöhnlich Siam heißt, wo wir von unseren daselbst sich aufhaltenden Landsleuten sehr freundlich aufgenommen wurden. Während ich mich zu Odiah aufhielt und meine Vorbereitungen traf, mit den eingekauften Waaren nach China und von da nach Japan zu gehen,

lief bei dem Könige von Siam, welcher damals seinen Hof in Odiah hatte, die Nachricht ein, daß der König von Schiammay in Verbindung mit den mächtigen Beherrschern der Timocouhos, Laos und Gueos, weiter nordöstlich wohnender Völker, den Oyah Capimper, Statthalter der Grenzprovinz, mit einem Verluste von dreißigtausend Mann geschlagen habe und die Stadt Quitiruam belagere. Der König war über diese Meldung nicht wenig betroffen, sammelte aber sogleich seine Truppen und machte unter schrecklichen Drohungen bekannt, daß Jeder, welcher noch fähig sei, Waffen zu tragen, sich in dem Lager, welches er sogleich aufschlug und bezog, längstens in zwölf Tagen einzufinden habe, die anwesenden Portugiesen aber, welche seither sehr große Vergünstigungen in Siam genossen hatten, ließ der König ersuchen, sich seinem Heere anzuschließen, und versprach ihnen für diese Dienstleistung sehr große Vorrechte und freie Religionsübung. Hundertundzwanzig unserer hier anwesenden Landsleute, zu welchen auch ich gehörte, entschlossen sich, der Einladung zu folgen und begaben sich zu dem Heere, welches viermalhunderttausend Mann stark sich einschiffte und bis nach Suropisem, einer etwa zwölf Meilen von Quitiruam entfernten Grenzfestung, segelte. Hier blieben wir länger als eine Woche, um viertausend Kriegselephanten, welche zu Land kamen, zu erwarten; nach dem Eintreffen derselben rückte der König, weil er hörte, daß die belagerte Stadt hart bedrängt sei, sogleich vor, wurde aber von der überlegenen Reiterei, welche seine Nachhut angriff, zurückgeworfen und erlitt große Verluste, so daß er beschloß, die Vereinigung seines ganzen Heeres, der Kriegselephanten und seines zahlreichen Geschützes abzuwarten. Nachdem diese erfolgt war, stürzte er mit seiner ganzen Macht auf den Feind, wobei er besonders die Elephanten und die Feuerschlünde gegen die Reiterei wirken ließ. Die Gegner wurden gänzlich geschlagen und eine Strecke weit an dem Flußufer verfolgt, da sie aber sich wieder sammelten und von ihren Schiffen unterstützt Widerstand zu leisten entschlossen waren, so wagte der König von Siam, weil die Zahl seiner Verwundeten sehr groß war, keinen weiteren Angriff, sondern schickte sich, nachdem er die Befestigungen der Stadt Quitiruam noch verstärkt hatte, zum Rückzuge an.

Hundertundzweiundachtzigstes Kapitel.

Vergiftung des Königs von Siam.

Bei einer Heerschau, welche der König von Siam vornahm, stellte sich heraus, daß etwa fünfzigtausend Mann vermißt wurden, der Verlust der Feinde aber betrug hundertunddreißigtausend Mann. Um nun den Beherrscher des Reiches von Guibem, welcher dem Heere des Königs Schiammay den Durchzug gestattet hatte, zu züchtigen, setzte er sich mit einem Heere von viermalhunderttausend Mann nach Guibem in Marsch, nahm die Festung Fumbacor, welche er zerstörte, und belagerte die Hauptstadt Guitor, wo sich der minderjährige König aufhielt, der unter der Vormundschaft seiner Mutter regierte. Da diese sich nicht stark genug fühlte, dem König von Siam Widerstand zu leisten, so entschloß sie sich, demselben einen jährlichen Tribut von sechzigtausend Ducaten zu bezahlen und ihren Sohn dem Könige von Siam als Vasall folgen zu lassen. Dieser hob also die Belagerung auf und setzte seinen Weg in nordöstlicher Richtung fort nach der Stadt Taysiran, wo er erfuhr, daß der König von Schiammay sich von dem Bündnisse gegen Siam losgesagt habe, aber dennoch alle Orte, die auf seinem Wege lagen, zerstörte und die männlichen Bewohner ohne Gnade über die Klinge springen ließ; so kam er bis zu dem See Singapamor, welchen man gewöhnlich Schiammay nennt, wo er sechsundzwanzig Tage blieb und mehrere um denselben liegende schöne Flecken besetzte, welche aber nur schlecht befestigt und bewaffnet waren, so daß sie ohne Widerstand in seine Hände fielen. Da aber jetzt der Winter, begleitet von regnerischem Wetter, herannahte, und der König von Siam sich unwohl fühlte, so zog er sich nach der Stadt Quitiruam zurück, wo er, da er die nöthigen Anstalten zur künftigen Vertheidigung derselben getroffen hatte, sich mit dem Heere auf seine, aus dreitausend Schiffen bestehende Flotte begab und nach der Stadt Odiah zurückkehrte, wo er unter dem Jubel der Bevölkerung einen glänzenden Einzug hielt. Während seiner Abwesenheit war die Königin von einem der Hofbedienten, mit welchem sie in den vertraulichsten Verhältnissen lebte, schwanger geworden, und beschloß nun, um der Schande und der verdienten Strafe zu entgehen, ihren Gemahl durch Gift aus dem

Wege zu räumen. Sie vollbrachte auch alsbald durch einen Trank in einer Schale mit kühlender Milch, die sie dem Könige reichte, diese That; vor seinem Tode, der in fünf Tagen erfolgte, ordnete er jedoch noch die Angelegenheiten seines Reiches und vergaß nicht, die Belohnungen, die er den Portugiesen, welche mit ihm in den Krieg gezogen waren, versprochen hatte, festzusetzen. Auch versammelte er die höchsten Würdenträger Siams um sich und ließ seinen noch unmündigen Sohn, ein Kind von einigen Jahren, als König anerkennen und ausrufen. Bei dieser Feierlichkeit zeigte der Oya Passiloco oder höchste Staatsbeamte dem versammelten Volke das Kind an einem Fenster mit folgender Anrede: „Glückliches Kind, das vom Himmel zur Herrschaft über das Reich Surnau bestimmt ist, welches von Gott durch mich in Deine Hand gelegt wird; ich fordere Dich jetzt auf, durch einen Schwur zu versprechen, daß Du dem göttlichen Willen gehorchen, gegen alle Deine Unterthanen ohne Unterschied Gerechtigkeit üben, die Guten belohnen und die Uebelthäter bestrafen, und Dich nicht durch menschliche Rücksichten zum Gegentheile verleiten lassen willst, auf daß Du nicht einst wegen Verletzung dieses Eides in dem Abgrunde des Rauchhauses, dem brennenden See des unerträglichen Gestankes, wo die Gottlosen weinend und heulend in finsterer Nacht weilen, unendliche Strafe leiden mußt. Zum Zeichen Deines aufrichtigen Willens sprich jetzt Xamraimpom.“ Als das Kind weinend dieses Wort, welches soviel heißt als unser Amen, wiederholte, war das versammelte Volk sehr gerührt und brach in lautes Schluchzen aus. Der Passiloco sprach nun weiter: „Das bloße Schwert, welches ich Dir in die Hand gebe, soll Dir dienen, die Rebellen niederzuschlagen und die Stolzen zu demüthigen, damit sie die Geringen und Schwachen nicht zu Boden werfen durch den Hauch ihres Uebermuthes.“ Nachdem der Prinz seinen Beifall durch die dreimalige Wiederholung der Worte: Marinau, Marinau, welche bedeuten: Ich versprech' es, gegeben hatte, erschien der älteste Talagrepo oder Oberpriester, warf sich vor dem Kinde nieder und leistete ihm den Eid auf ein mit Reis gefülltes Becken, worauf der Passiloco den Prinzen wieder niederstellte, weil der König, sein Vater, in den letzten Zügen lag und die Aufmerksamkeit der Umstehenden ausschließend in Anspruch nahm.

Hundertunddreiundachtzigstes Kapitel.

Tod des Königs von Siam.

Der Tod des vergifteten Königs wurde von allen Bewohnern des Landes aufrichtig beklagt, weil er sich sehr vortheilhaft von den meisten Beherrschern des Morgenlandes unterschied, denn er war rechtlich in seinen Handlungen, wohlthätig gegen die Armen und sehr freigebig gegen seine Freunde. Zum Beweise dieser Thatsachen will ich nur einige Handlungen anführen, die mir während meines Aufenthaltes in diesen Gegenden bekannt geworden sind und deren Wahrheit ich verbürgen kann. Im Jahre 1540 schrieb der König Joao III. von Portugal einen Brief an Pero de Faria, Statthalter von Malacca, worin er diesen ersuchte, sein Möglichstes zu thun, um einen gewissen Dominico de Seixas, welcher schon seit dreiundzwanzig Jahren als Sclave in Siam lebte, loszukaufen, weil er vernommen habe, daß er von diesem die zuverlässigste Auskunft über den Zustand dieses Reiches erhalten könne. Faria ließ sogleich Francisco de Crasto als Gesandten nach Odiah gehen, wo er von dem Könige von Siam sehr wohlwollend aufgenommen wurde. Dieser schickte auch sogleich nach der Stadt Goutalen, wo Seixas unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Befehlshaber einer Abtheilung der Grenztruppen stand, und entließ ihn reich beschenkt nach der Heimath. Als im Jahre 1545 Luis de Montarroyo, ein reicher Kaufmann, auf einer Reise aus China nach Patane durch einen Sturm bei Chatir nicht weit von Lugor mit seinem Schiffe auf den Strand gerieth, wurde er von dem Xabandar oder Befehlshaber der Küste mit achtundzwanzig Portugiesen, die sich auf demselben Fahrzeuge befanden, gefangen genommen und seine Ladung, deren Werth sich auf fünfzehntausend Ducaten belief, mit Beschlag belegt, wie es in diesem Lande Sitte ist. Mehrere in Odiah wohnende Portugiesen, welche Luis de Montarroyo von seinem Unglück in Kenntniß gesetzt und um Hülfe angerufen hatte, stellten sich an einem Feste, welches der Tag des weißen Elephanten heißt, und an dem viele Wohlthaten gespendet werden, auf eine Straße, wo der König vorüberging, und baten ihn um Gnade für ihre unglücklichen Landsleute. Diese wurde ihnen nicht nur gewährt und ihre Freilassung befohlen, sondern sie er=

hielten auch ihre Waaren zurück. Einige Monate später, als der König sich genöthigt sah, gegen seinen Gegner, den Beherrscher der Tuparahas, zu Felde zu ziehen, schickte er seine Hauptleute aus, alle waffenfähigen Männer zu sammeln und nur die Greise und Untauglichen zu verschonen. An die Grenze von Blanschah schickte er Quiay Raudivah, einen reichen und mächtigen Mann. Dieser ließ sich von den Bewohnern von Blanschah, welche durch ihren großen Reichthum verdorben und den Lüsten des Fleisches ergeben waren, durch Geld bestechen und nahm nur die Greise und Kranken, welche man ihm überlieferte, während die Gesunden und Kampffähigen sich in ihren Häusern versteckten. Als Quiay Raudivah mit diesen unbrauchbaren Leuten zu Odiah erschien und der König sie von einem Fenster seines Palastes aus sah, fragte er einige nach der Ursache ihres jammervollen Zustandes, und als diese ihm das schmutzige Benehmen Raudivah's schilderten, gerieth er in so unbändigen Zorn, daß er den treulosen Beamten an Händen und Füßen fesseln und ihm einige Pfund geschmolzenes Silber in den Mund gießen ließ, woran er auf der Stelle starb. Die große Summe Geldes, durch die er sich hatte bestechen lassen und die man in seinem Hause vorfand, vertheilte er unter die Greise und Kranken und schickte sie wieder in ihre Heimath, den Feiglingen von Blanschah aber, welche sich durch Geld vom Kriegsdienste loskaufen wollten, ließ er Frauenkleider anlegen und verbannte sie, nachdem er ihnen ihre Habe hinweggenommen hatte, auf die Insel Pullo Caton. Ich könnte noch mehrere solcher Züge erzählen, welche beweisen, wie lobenswerth die Gesinnungen dieses Königs waren und wie sehr das abscheuliche Benehmen seiner sittenlosen Gemahlin gebrandmarkt werden muß, aber ich will mich nicht länger dabei aufhalten, sondern zur Schilderung der Beisetzung ihres Gemahls übergehen.

Hundertundvierundachtzigstes Kapitel.

Feierlichkeiten bei der Verbrennung und Beisetzung des Königs.

Nach dem traurigen Tode dieses guten Königs versammelten sich die Großen und Priester des Reiches, um über die Leichenfeierlichkeiten zu berathen, und es wurde beschlossen, den Körper zu verbrennen, ehe er durch die Wirkung des Giftes in Fäulniß übergehe und einen übeln Geruch verbreiten würde, weil in diesem Falle seine Seele nach dem Glauben dieser Völker in keinem Falle in die himmlischen Räume könne aufgenommen werden. Man errichtete also einen großen Scheiterhaufen mit allerlei wohlriechendem Holze, und nachdem der Körper unter großem Wehklagen des Volkes verbrannt war, barg man die Asche in einem silbernen Kästchen und brachte es in ein mit großem Aufwande ausgerüstetes Schiff, welches in Begleitung einer Flotte, worauf sich die Talagrepos und die anderen Würdenträger und angesehensten Leute des Landes befanden, nach der Pagode Quiay Pontar, wo die Asche mit großem Gepränge beigesetzt werden sollte. Bei der Flotte befanden sich auch hundert große Barken, welche mit Götzenbildern verschiedener Art beladen waren, die Schlangen, Krokodile, Löwen, Elephanten, Tiger, Vögel, Böcke, Hunde, Katzen, Geier, Raben und andere Thiere vorstellten und alle am Kopfe in seidene Trauerbinden gehüllt waren. Zu diesen Binden hatte man nach Berichten von Augenzeugen fünftausend Stücke Seidenzeug verbraucht. In einem großen Fahrzeuge sah man den König aller dieser Götzen, welchen die Eingeborenen die gefräßige Schlange der tiefen Höhle des Rauchhauses nennen. Er hatte die Größe einer ungeheuerlichen Schlange von der Dicke einer Tonne und war in neun Windungen gedreht, so daß sie ausgestreckt eine Länge von hundert Spannen gehabt haben würde. Sie trug den Kopf und den Hals hoch, und aus den Augen, der Kehle und der Brust sprühte künstliches Feuer, so daß ihr Anblick Alle, die sie sahen, mit Furcht und Grausen erfüllte. Dabei stand auf einer drei Klafter hohen Bühne ein etwa fünf Jahre alter, reich mit Gold und Perlen geschmückter Knabe, welcher einen Säbel in der Hand trug, und von welchem die Anwesenden sagten, er sei ein von Gott gesandter Engel des Himmels, welcher verhindern werde, daß

die Seele des Königs nicht, bevor sie an den Ort der Ruhe gelangt sei und den Lohn ihrer guten Handlungen erlangt habe, von den Teufeln geraubt würde. Als die Flotte bei der Pagode angekommen und das Kästchen mit der Asche sammt dem Knaben, welcher den Engel vorstellte, in dieselbe gebracht war, warf man unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und Gelärm der Trommeln und Posaunen Feuer in die Barken, welche mit Götzen angefüllt waren, und in weniger als einer Stunde gingen diese aus Pappe und Stroh verfertigten Götzen sammt den Barken, welche mit Pech und Harz bestrichen waren, in Flammen auf, so daß sie ein getreues Bild der Hölle, wie man diese gewöhnlich schildert, darstellten. Nach diesem Schauspiele, dessen Vorbereitungen ungeheure Summen gekostet hatten, zerstreute sich das in großer Menge anwesende Volk in seine Wohnungen, in welchen es bei verschlossenen Thüren und Fenstern vierzehn Tage seiner Trauer Genüge that. Nach Ablauf dieser Frist schmückte man die Straßen und ergab sich der Freude und den Lustbarkeiten und zog zu dem Tempel des Quiay Fanarel oder des Gottes der Edelsteine, welchem man Weihrauch spendete und mancherlei andere Opfer darbrachte. Nach diesen Festlichkeiten versammelten sich die Großen des Reiches und ernannten, da der neue König erst neun Jahre alt war, die Königin-Mutter zu seiner Vormünderin und Regentin des Reiches. Sie verwaltete ihr Amt in den ersten Monaten sehr gewissenhaft und zur Zufriedenheit ihrer Unterthanen; als sie aber nach einiger Zeit dem Buhlen, von dem sie schwanger und in den sie sehr verliebt war, einen Sohn gebar, faßte sie den Plan, ihren rechtmäßigen Sohn aus dem Wege zu räumen und das Reich auf ihr uneheliches Kind zu bringen. Sie fing damit an, daß sie mehrere treue Diener des verstorbenen Königs des Verraths beschuldigen und hinrichten ließ, sich mit einer Leibwache ihr ergebener Anhänger ihres Buhlen umringte, dem rechtmäßigen Sohne Gift reichte und endlich Ucunschenirat, wie ihr Verführer hieß, heirathete und im Jahre 1545 zum Könige krönen ließ. Aber schon im folgenden Jahre erreichte sie beide die verdiente Strafe, indem Oya Passiloco, der erste Beamte des Reiches, sie beide an dem Feste des Quiay Figrau oder Gottes der Sonnenstäubchen festnehmen und hinrichten ließ, ohne daß Jemand sie zu rächen suchte oder bedauerte.

Hundertundfünfundachtzigstes Kapitel.

Der König von Bramah sucht das Reich Siam zu gewinnen.

Man wählte deshalb, da kein rechtmäßiger Nachkomme vorhanden war, den Mönch Pretiem, welcher ein natürlicher Bruder des vergifteten Königs und Talagrepo an einer Pagode war, zum Nachfolger desselben und krönte ihn mit vielen Feierlichkeiten zum Könige. Da er aber seit dreißig Jahren die Pagode nicht verlassen hatte und überdies nicht nur feig, sondern auch sehr grausam war, so machte er sich bald bei dem Volke sehr verhaßt, so daß der König von Bramah, der zu dieser Zeit schon tyrannisch in Pegu herrschte, durch den schlimmen Zustand des Reiches von Surnau bewogen, den Entschluß faßte, dieses Reich zu erobern. Er berief also seinen großen Rath zu sich in seine Residenzstadt Anaplen, um dessen Meinung zu hören. Dieser bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorhaben durch die Aussicht, daß er durch das Gelingen seines Unternehmens Gebieter des größten Theiles der Welt werden und den Titel Herr der weißen Elephanten erlangen würde, wodurch es ihm mit Hülfe dieser eroberten Länder möglich sei, auch das chinesische Reich, das reichste der Erde, zu erobern. Der König ging sogleich, durch diese verlockende Bestimmung seines Rathes aufgestachelt, nach Martaban, wo er ein Heer von zweimalhunderttausend Mann sammelte, wobei sich vierzigtausend Reiter und fünftausend Kriegselephanten befanden. Dazu gehörten auch tausend Portugiesen, deren Anführer Diego Suarez d'Albergaria, gewöhnlich Galego genannt, war. Dieser Diego Suarez war im Jahre 1538 mit der Flotte des Vicekönigs Dom Garcia de Noronha nach Indien gekommen und später in die Dienste des Königs von Bramah getreten, von welchem er einen Sold von zweimalhunderttausend Ducaten bezog und den Titel eines Bruders des Königs und Statthalters des Reiches Pegu trug. Der König von Bramah zog mit diesem furchtbaren Heere, welches auch tausend Stück Geschütze mit sich führte, nach Siam vor die Festung Tapurau, welche er einigemal bestürmte; die tapfere Besatzung schlug aber jedesmal den Angriff siegreich ab, bis er auf den Rath Diego's durch vierzig schwere Geschütze eine breite Bresche in die Mauer schießen und dann seine besten Truppen eindringen ließ.

Die Belagerten wehrten sich tapfer und fielen alle im Kampfe, da sich keiner ergeben wollte, wodurch der unmenschliche Eroberer in solche Wuth gerieth, daß er auch alle weiblichen Bewohner über die Klinge springen ließ.

Hundertundsechsundachtzigstes Kapitel.

Erster Angriff des Königs von Bramah auf die Stadt Odiah.

Das Heer des Königs stand bereits fünf Tage vor Odiah und hatte die Belagerungsarbeiten begonnen, ohne daß die Bewohner sich zur Gegenwehr zu regen schienen. Diego Suarez, der Befehlshaber des Heeres, welcher ein solches Verhalten einem so mächtigen Feinde gegenüber nicht begreifen konnte, entschloß sich, einen Angriff zu versuchen, theilte deshalb seine Leute in zwei große Haufen und ließ sie am 19. Juni 1548 gegen die beiden Stellen; welche er als die schwächsten betrachtete, mit Sturmleitern anrücken, aber jetzt erschienen plötzlich die Belagerten, und es entstand ein so erbitterter Kampf, daß in weniger als einer halben Stunde auf beiden Seiten mehr als zehntausend Leute fielen. Bei einem zweiten Angriffe, wobei auch die Kriegselephanten mitwirkten und das von denselben getragene Geschütz die Mauern fegte, wurden zwar die Vertheidiger zurückgedrängt; als aber die türkischen Hülfstruppen, welche den Preis von fünfmalhunderttausend Ducaten, der denjenigen, welche zuerst in die Stadt dringen würden, versprochen war, verdienen wollten, über die Mauer stiegen und ein Thor öffnen wollten, wurden sie von dreitausend entschlossenen Javanern, welche sich in der Stadt befanden, in Stücke gehauen, so daß nicht ein Einziger von ihnen übrig blieb. Als der König von Bramah trotzdem den Sturm fortsetzte, eilte Oya Passiloco, der Befehlshaber der Stadt, mit fünfzehntausend Mann auserlesener Truppen, welche er aus Borneo und anderen Inseln angeworben hatte, herbei, öffnete selbst das Thor und ließ dem Könige melden, er öffne jetzt selbst das Thor und habe Lust, den ausgesetzten Preis zu verdienen, über welchen Scherz der König so sehr ergrimmte, daß er nochmals einen allgemeinen Sturm unternehmen

ließ, wobei ein solches Gemetzel entstand, daß unter dem Gelärm der Trommeln, Kanonen und Glocken, dem Gebrülle der Elephanten und dem fürchterlichen Schlachtgeschrei der Kämpfenden die Erde erzitterte. Der Boden war ringsum mit Leichen bedeckt und das Blut floß in Strömen; da aber dennoch kein Erfolg zu erwarten war und die Elephanten, durch das Geschützfeuer erschreckt und größtentheils verwundet, nicht mehr gegen die Stadtmauer heranzubringen waren, so begab sich Diego Suarez, als es Nacht zu werden anfing, zu dem Könige, und rieth ihm, zum Rückzuge blasen zu lassen, was dieser, als er sah, daß Suarez selbst und die meisten der Portugiesen verwundet waren, nothgedrungen zugab. Die Portugiesen freute am meisten die Niederlage, welche die Türken bei ihrem Versuche, das Stadtthor zu öffnen erlitten hatten, da diese in dem ganzen Heere ihres Uebermuthes wegen verhaßt waren.

Hundertundsiebenundachtzigstes Kapitel.

Letzter und heftigster Sturm auf die Stadt Odiah.

Der König von Bramah selbst hatte eine nicht unbedeutende Wunde davon getragen, aber dieselbe in der Hitze des Kampfes wenig gefühlt; als er aber in sein Gezelt zurückgekehrt war, fing dieselbe an, ihn heftig zu schmerzen, und er sah sich genöthigt, um dieselbe zu heilen, mehrere Wochen das Bett zu hüten. Nach seiner Genesung faßte er von Neuem den Entschluß, die Belagerung nicht aufzuheben und sollte er dabei sein Reich und sein Leben verlieren. Auf den Rath eines griechischen Kriegsbaumeisters, der ihm schon mehrere listige Anschläge gegeben hatte, bereitete er jetzt, da noch mehrere Stürme abgeschlagen worden waren, einen nächtlichen Sturm vor, der ihm einen besseren Erfolg versprach, weil das Dunkel der Nacht den Angreifern die Größe der Gefahr verberge und ihren Muth erhöhe. Er ließ zur leichteren Ausführung dieses Planes sechsundzwanzig große Thürme erbauen, welche auf Räder gestellt wurden und im entscheidenden Augenblicke an die Stadtmauer geschoben werden sollten. Sie waren mit Holz und Pech

gefüllt, wurden an langen eisernen Ketten fortbewegt und unter dem Donner der großen und kleinen Geschütze, welche einen Kugelregen auf die hart bedrängte Stadt spieen, dicht an die Mauer geschleppt, wo man sie in Brand steckte. Da nun in dieser Nacht das fürchterliche Feuer durch ein der in dieser Gegend sehr heftigen Gewitter noch vermehrt wurde und zu gleicher Zeit ein allgemeiner Angriff des ganzen Belagerungsheeres unter großem Geschrei und dem Lärme kriegerischer Instrumente unternommen wurde, so glaubte man ein getreues Bild der Hölle vor sich zu haben, und die beherztesten Leute ergriff eine unüberwindliche Angst, so daß sie sich in den Gräben oder hinter den Mauern zu bergen suchten oder sich wenigstens auf den Boden hinstreckten. Die Belagerten ließen sich aber durch alle diese Anstalten nicht schrecken und verloren weder ihre Besinnung noch ihren Muth, sondern vertheidigten die Stadt mit unerschütterlicher Tapferkeit und mit der größten Kaltblütigkeit, da die brennenden Thürme eine solche Gluth verbreiteten, daß selbst die Angreifer sich an diesen Stellen der Mauer nicht nähern konnten. Als nun diese Holzmassen, ohne den geringsten Vortheil zu bringen, bis auf den Boden niedergebrannt waren und die letzte Hoffnung auf Erfolg verschwunden war, so befahl der König von Bramah zum Rückzuge zu blasen, um die Todten begraben und die Verwundeten, die unzählbar auf dem Schlachtfelde lagen, sammeln und nothdürftig verbinden zu lassen.

Hundertundachtundachtzigstes Kapitel.

Aus welchem Grunde die Belagerung von Odiah endlich aufgehoben wurde.

Als der König von Bramah sah, daß weder mit Gewalt noch mit List den Belagerten beizukommen sei, versammelte er seinen Kriegsrath und fragte ihn, nachdem er ihm die Sachlage dargestellt hatte, um seine Meinung. Nach reiflicher Ueberlegung wurde endlich beschlossen, die Belagerung in keinem Falle aufzugeben, weil dadurch die bereits verwendeten Kosten und Anstrengungen verloren

seien und der Lohn eines so viel versprechenden Unternehmens ausbleiben würde. Dem Könige gefiel dieser Entschluß, der mit seinen Ansichten völlig übereinstimmte, er belohnte die Rathgeber und versprach noch größere Belohnungen im Falle des Gelingens. Er ließ nun nach der Angabe des Diego Suarez und des griechischen Kriegsbaumeisters einen hohen, die Stadtmauer überragenden Wall von Reiserbündeln und Erde erbauen, um alles Geschütz darauf aufzustellen und dadurch die Befestigungswerke der Belagerten zu vernichten. Man hatte den Wall bereits beendigt und die schwersten Geschütze mit großer Mühe hinaufgebracht, als Briefe in dem Lager einliefen, welche die Nachricht brachten, daß ein Feldherr in Pegu, welcher den Namen Xemindo führte, sich empört und fünfzehntausend Bramahnen habe über die Klinge springen lassen, und daß bereits die bedeutendsten Städte des ganzen Landes in seine Hände gefallen seien; auf den König machte diese Kunde einen so niederschlagenden Eindruck, daß er ohne Säumen die Belagerung aufhob. Er schiffte sich noch in derselben Nacht auf dem Flusse Pacarau ein und eilte, nachdem er am folgenden Tage seine Geschütze in Sicherheit gebracht und das Lager in Brand gesteckt hatte, nach der Stadt Martaban, wo er am 5. October 1548 ankam und sogleich Anstalten traf, mit seinem Heere, welches ihm nachfolgte, sobald es eingetroffen sein würde, den Empörer anzugreifen. Da aber in einigen Tagen, während welchen er in Martaban verweilte, sehr viele seiner Leute, die fast alle Peguaner waren, zu Xemindo, welcher ebenfalls aus Pegu stammte, übergingen, so glaubte er nicht länger zögern zu dürfen und ging dem Feinde, obgleich ihm dieser an Zahl überlegen war und den Angriff erwartete, muthig entgegen. Am 26. November des erwähnten Jahres kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher man auf beiden Seiten mit eben so großer Tapferkeit als hartnäckiger Erbitterung kämpfte, in welcher aber der König von Bramah zuletzt die Oberhand behielt. Xemindo mußte, nachdem er dreimalhunderttausend Leute verloren hatte, mit wenigen Getreuen die Flucht ergreifen und sich in die nicht weit entfernte Veste Batelor flüchten, wo er nach einem Aufenthalte von kaum einer Stunde ein kleines Fahrzeug bestieg und in der Nacht auf dem Flusse aufwärts nach Cedah davonging. Der König von Bramah aber zog frohlockend über den errungenen Sieg am folgenden Tage gegen die nur zwei Meilen entfernte Stadt Pegu, welche sich ihm unter der Bedin-

gung, daß das Leben der Bewohner nicht gefährdet werden dürfe, ergab, und wo er für die Pflege der Verwundeten Sorge trug. In der Entscheidungsschlacht blieben über sechzigtausend seiner Leute, unter diesen zweihundertundachtzig Portugiesen, und überdies waren alle übrigen dieser Abenteurer schwer verwundet.

Hundertundneunundachtzigstes Kapitel.

Von der Beschaffenheit des Königreiches Siam.

Das Reich Siam, über welches ich noch einige Bemerkungen beifügen will, erstreckt sich in einer Länge von über siebenhundert Meilen und hat eine Breite von hundertundsechzig Meilen; es besteht größtentheils aus schönen Ebenen, welche gut angebaut und sehr fruchtbar sind, weil zahlreiche Flüsse sie durchschneiden und bewässern. An Schlachtvieh und sonstigen Lebensmitteln ist deshalb nirgends Mangel. Manche Strecken sind auch mit dichten Wäldern bedeckt, besonders von Angelinholz, welches ganz vorzüglich zum Schiffsbau taugt, und aus welchem man jährlich viele Tausende von Fahrzeugen herstellen könnte; auch Ebenholz und andere nutzbare Bäume sind nicht selten; Seide, Aloe, Indigo, Lack und Baumwolle findet man allenthalben. Die Berge liefern Gold, Silber, Stahl, Eisen, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel in großer Menge, zuweilen gewinnt man auch Edelsteine, besonders Rubine und Saphire. Jedes Jahr befrachtet man mehr als hundert Junken mit dem erwähnten Nutzholze, welche es nebst Wachs, Honig und Zucker nach China, Hainan, den Lekiosinseln, Schampoja, Schampa und anderen Gegenden bringen. Dieses Land zählt mehr als zweitausendsechshundert Städte, welche man Probou nennt; die kleineren Orte und Dörfer sind fast unzählbar, und die Steuern betragen in jedem Jahre zwölf Millionen Goldstücke, wobei die bedeutenden Geschenke, welche die Großen dem Könige zu bestimmten Zeiten darbringen müssen, nicht mitgerechnet sind. Trotz allen diesen Abgaben ist der Vertheidigungszustand des Reiches sehr schlecht beschaffen, denn die meisten Orte

haben keine andere Befestigung als ein Pfahlgehege. Dabei sind die Bewohner sehr entnervt und feige, und tragen keine Sorge für Waffen, um einen Feind abwehren zu können. Da das Land auf zwei Seiten vom Meere umgeben ist, so treibt es einen bedeutenden und ergiebigen Verkehr mit China und anderen benachbarten Gegenden, aus denen jährlich über zehntausend Junken in den verschiedenen Häfen anlangen; außerdem ist die Bewegung auf den Flüssen, welche nach dem Innern führen, sehr lebhaft, und der Gewinn, welchen die Kaufleute von dem Absatze ihrer Waaren an die Pagoden und an die zahlreichen Klöster ziehen, sehr ansehnlich, da diese Anstalten auf Kosten des Staates unterhalten werden und die Handelsleute, die mit ihnen in Verbindung stehen, keine anderen Abgaben zu bezahlen brauchen, als was ihr Wohlthätigkeitssinn freiwillig spenden will. Man zählt in Siam zwölf heidnische Secten, und der Landesherr, welcher sie alle zu schützen verpflichtet ist, führt den Titel Prechau Saleu, welches so viel heißt als heiliges Glied Gottes. Er läßt sich in jedem Jahre nur höchstens zweimal in seiner Pracht und Herrlichkeit sehen, nennt sich aber trotz dieser Macht und Würde Vasall des Kaisers von China, weil er durch die Anerkennung der Oberhoheit desselben seinen Unterthanen die Erlaubniß erwirkt, alle Häfen des chinesischen Reiches zu besuchen und daselbst freien Handel zu treiben. Die befrachteten Schiffe bringen außer den schon erwähnten Gegenständen auch Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Kampfer, Alaun, Cassien, Tamarinden und Cardamome, so daß man Siam, welches alle diese Waaren erzeugt, mit Recht zu den fruchtbarsten und reichsten Ländern der Welt rechnet. Die Hauptstadt des Landes ist Odiah, von welcher schon die Rede war; sie ist von einer starken Backsteinmauer umgeben und zählt viermalhunderttausend Feuerstellen. Unter den Einwohnern befinden sich hunderttausend Fremde aus allen Gegenden der Welt, welche sich hauptsächlich der vorheilhaften Handelsgeschäfte wegen hier aufhalten. Ich könnte aus Erfahrung noch weit mehr von merkwürdigen Dingen, die ich in Odiah und der Umgegend gesehen habe, erzählen, um darzuthun, daß die Eroberung dieses Staates uns keine große Anstrengung kosten und uns größeren Vortheil bringen würde, als alle Länder, die wir bis jetzt in Indien erworben haben; ich will aber diesen Gegenstand nicht weiter berühren, um bei dem Leser nicht den Aerger und den Schmerz zu erregen, welchen ich fühle, wenn ich bedenke,

daß wir nur um unserer Sünden willen nicht in den Besitz dieser unerschöpflichen Quelle des Reichthums gekommen sind.

Hundertundneunzigstes Kapitel.

Ereignisse in Pegu bis zu dem Tode des Königs von Bramah.

Als der König von Bramah nach der Niederlage des Xemindo sich wieder im ungestörten Besitze des Reiches Pegu sah, beschloß er Rache an den Empörern zu nehmen, und ließ zuerst den Fürsten, Heerführern und Hauptleuten, welche Theil an dem Aufstande genommen hatten, die Köpfe abschlagen und ihre sämmtliche Habe einziehen, so daß er dadurch in den Besitz eines Schatzes von mehr als zehn Millionen Goldstücken gelangte und viele der angesehensten Leute wegen des Vergehens eines Einzigen Leben und Vermögen verlieren mußten. Dieses grausame Verfahren, welches er länger als zwei Monate fortsetzte, erregte große Erbitterung gegen ihn, welche wieder andere Empörungen hervorrief und ihm endlich den Untergang brachte. Zuerst fiel der Statthalter von Martaban von ihm ab, ließ die aus zweitausend Bramahnen bestehende Besatzung ermorden und erklärte sich für Xemindo, der auch nach seiner Niederlage noch viele Anhänger zählte, denn dieser war vor seiner Erhebung ein allgemein beliebter und wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit geachteter Priester, welcher es durch seine begeisterten Reden gegen die verhaßten Bramahs bei den leicht erregbaren Peguanern allmälig dahin gebracht hatte, daß sie ihn zu ihrem rechtmäßigen Könige ausriefen und krönten, bei welcher Feierlichkeit fünftausend Bramahs ermordet wurden und alle Schätze ihres Königs in Xemindo's Hände fielen. Seine Herrschaft war aber nur von kurzer Dauer, da er sie in einer Schlacht gegen den König von Bramah verlor und seine Zuflucht in einem fremden Lande suchen mußte. Eben so leicht dachte der König mit dem Statthalter von Martaban fertig zu werden; nachdem er aber seinen Leuten befohlen hatte, sich zu dem bevorstehenden Feldzuge in der Stadt Mouchan zu sammeln, wollte er vorher noch Xemin, den Befehlshaber der nahen Stadt Satan, welcher den Xemindo mit einer ansehnlichen Geldsumme unterstützt hatte, züchtigen, und

befahl ihm, vor ihm zu erscheinen. Xemin, welcher die Ursache des Befehles sehr wohl einsah, stellte sich krank und versammelte seine Verwandten und Freunde, um sich mit ihnen zu berathen. Diese waren einstimmig der Ansicht, daß sich kein anderes Mittel zu ihrer Rettung auffinden lasse, als die Ermordung des Königs von Bramah, und daß die möglichst schnelle Ausführung dieses Vorsatzes eben so unbedingt nöthig sei. Man ging also sogleich an's Werk, und da man in Erfahrung gebracht hatte, daß der König in einer Pagode bei Satan seine Wohnung aufgeschlagen habe, wagte man einen heftigen Angriff auf dieselbe, und war so glücklich den König in dem Ankleidezimmer zu finden, wo man ihn ermordete, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen. Als aber die That alsbald ruchbar wurde, entspann sich in dem Vorhofe mit der Leibwache ein erbitterter Kampf, in welchem achthundert Leute, größentheils Bramahs, umkamen. Xemin sammelte, nachdem ihm dieser Streich gelungen war, die Peguaner der Umgegend und stürzte sich mit ihnen auf die Bramahs, gegen welche alle einen tödtlichen Haß hegten. Die Schaar, welche der König mit sich geführt hatte und die aus mehr als dreitausend Mann bestand, wurde niedergemetzelt, da sich die Krieger unvorsichtiger Weise nach allen Seiten hin zerstreut hatten. Mit ihnen fanden auch achtzig Portugiesen, welche in der Leibwache des Königs dienten, ihren Tod; den übrigen unserer Landsleute, welche die Waffen streckten und sich ergaben, wurde das Leben geschenkt, nachdem sie das Versprechen geleistet hatten, Xemin treu dienen zu wollen. Nach dem Tode des Königs von Bramah sammelte sich ein großes Heer von Peguanern um Xemin und riefen ihn zum Könige von Pegu aus. Er stellte sich sogleich an die Spitze desselben, um die Bramahs gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und warf sich, da er erfahren hatte, daß das von dem Könige von Bramah zurückgelassene Heer im Anmarsche sei, um mit ihm gegen die im Aufstande befindliche Stadt Martaban zu ziehen, da es von seiner Ermordung noch keine Kunde hatte, welche Schomigrem, dem Bruder des ermordeten Königs, der das Heer anführte, erst durch einen Bramah, welcher bei dem Blutbade in der Pagode sein Leben gerettet hatte, zukam. Er war nach einem beschwerlichen Wege, den er verwundet und in steter Furcht vor den Peguanern zurückgelegt hatte, in dem Lager Schomigrem's angelangt und hatte ihm die Trauerkunde überbracht. Schomigrem, dessen Heer größtentheils aus Peguanern, auf deren

Treue er sich nicht verlassen konnte, bestand, war klug genug, den Tod des Königs geheim zu halten und dieser Meldung eine andere unterzuschieben, welche einen Befehl des Königs enthielt, den aus Peguanern gebildeten Theil des Heeres nach verschiedenen Orten an der Grenze zu vertheilen, um als Besatzung daselbst zu dienen. Durch diese List entfernte er die ihm Gefahr drohenden Peguaner, ging dann eilig mit den anderen, welche alle Bramahs waren, nach der Stadt, wo sich der über dreißig Millionen Goldstücke betragende Schatz des ermordeten Königs befand, vernagelte die Kanonen, steckte die Magazine, worin die Vorräthe aufbewahrt waren, in Brand und tödtete sämmtliche Kriegselephanten. Darauf nahm er die daselbst befindlichen Weiber und Kinder der Bramahs in die Mitte und machte sich vor Tagesanbruch auf den Weg nach Tanguh, welches Land ihm angehörte und aus welchem er ausgezogen war, um Pegu erobern zu helfen. Obschon das Land Tanguh über hundertundsechzig Meilen entfernt war, so erreichte er es doch, da die Furcht die Füße beflügelt, in vierzehn Tagen. Auch die Peguaner, zu welchen die Nachricht von dem Tode des Königs von Bramah zwei Tage nach dem Abzuge Schomigrem's gelangt war, setzten sich sogleich in Marsch, um die Bramahs noch zu erreichen und sie sämmtlich über die Klinge springen zu lassen; da es ihnen aber nicht gelang, dieselben zu erreichen, so kehrten sie dahin zurück, woher sie gekommen waren, und unterwarfen sich Xemin, welcher sie mit Freuden aufnahm und ihnen große Belohnungen und Ehrenstellen versprach. Xemin zog nun mit ihnen nach der Hauptstadt Pegus, wo er mit großem Jubel empfangen und bald darauf zum Könige gekrönt wurde.

Hundertundeinundneunzigstes Kapitel.

Eine schlimme That des portugiesischen Hauptmanns Diego Suarez.

Sobald Xemin sich im Besitz des Reiches und der Stadt Pegu befand und fortan keinen Gegner befürchten zu müssen glaubte, so fing er an, die Besitzungen und Schätze des Landes ganz nach Willkür und nach seinem Gutdünken zu vertheilen und

fortwährend manche Ungerechtigkeiten zu begehen, wodurch eine allgemeine Unzufriedenheit entstand. Viele der angesehensten Unterthanen wanderten aus nach anderen Ländern, und manche begaben sich sogar zu Xemindo, dessen Ansehen wieder zuzunehmen und dessen Anhang immer mehr zu wachsen anfing. Er lebte in dem Reiche Anseda und bewirkte durch seine Frömmigkeit und durch seine Reden, daß sich alsbald eine große Schaar von streitbaren Männern um ihn sammelte, mit welchen er nach der Stadt Meidoo zog, wo er mit Freuden aufgenommen wurde. Ehe ich aber über seine weiteren Fortschritte berichte, will ich eine abscheuliche That, die sich Diego Suarez, der Hauptmann der im Solde Xemin's stehenden Portugiesen, zu Schulden kommen ließ, und aus welcher man ersehen kann, wie vergänglich das Glück ist, und wie Diego, der sich zum Statthalter des Königreichs Pegu emporgeschwungen hatte, durch eine Thorheit seinen Untergang herbeiführte. In der Stadt Pegu lebte ein reicher Kaufmann, welcher Mambogoh hieß und im Begriffe stand, seine Tochter an einen andern Kaufmann, welcher sich Manicamandarin nannte, zu verheirathen. Die Hochzeitsgäste hatten sich schon in dem Hause eingefunden und es war großer Jubel in demselben, als gerade Diego Suarez, welcher jetzt auf der höchsten Stufe des Glücks und des Ansehens stand, indem er den Ehrennamen eines Bruders des Königs führte und über allen Prinzen des Reiches stand, mit seinem gewohnten glänzenden Gefolge vorüberkam, und, durch den Lärm aufmerksam gemacht, nach der Ursache desselben fragte. Als man ihm erwiderte, daß Mambogoh seine Tochter verheirathe, hielt er sogleich den Elephanten, worauf er ritt, an und ließ dem Vater der Braut seine Glückwünsche darbringen. Dieser, sich durch die Aufmerksamkeit des mächtigsten Mannes im Reiche geschmeichelt fühlend, glaubte ihm dafür gebührend danken zu müssen, nahm seine Tochter bei der Hand und trat mit ihr vor die Thüre, wo er sich nach der Sitte des Landes auf den Boden warf und Diego mit ehrerbietigen Worten seinen Dank abstattete. Auch die Braut ließ sich auf den Befehl ihres Vaters auf die Kniee nieder und reichte dem gefürchteten Fremden einen kostbaren Ring dar. Dieser, von Natur anmaßend und üppig, faßte die Hand der Braut und hielt sie, alle Schicklichkeit vergessend, nicht nur mit Gewalt fest, sondern sprach auch dabei die verletzenden Worte: „Der Himmel wolle nicht zugeben, daß ein so schönes Mädchen in andere Hände falle,

als in die meinigen.“ Der Vater, ein schon bejahrter Mann, über diese Ungebührlichkeit nicht wenig bestürzt, warf sich vor Diego auf den Boden, erhob seine Hände gen Himmel und sprach zu ihm flehentlich mit Thränen in den Augen: „Ich bitte Dich, Herr, bei der Achtung vor dem großen Gotte, welchen Du anbetest und der ohne Makel in dem Leibe der Jungfrau empfangen wurde, wie man mir gesagt hat, Du wollest mir meine Tochter nicht rauben, sonst werde ich vor Schmerz und Kummer sterben; wenn Du aber ihr Heirathsgut verlangst und Alles, was ich besitze, so werde ich es gern geben; auch will ich Dir gern, wenn Du es verlangst, als Sclave dienen, nur lasse die Braut dem für sie bestimmten Manne, denn sie ist das höchste Gut, das ich in dieser Welt besitze, und ohne welches das Leben für mich keinen Werth hat.“ Als der betrübte Greis bei diesen Worten seine Tochter ergriff und mit sich fortziehen wollte, wandte sich Diego, vor Zorn außer sich, um zu dem Befehlshaber seiner Leibwache, einem Türken, und sprach die scheußlichen Worte: „Tödte diesen Hund!“ Der gehorsame Diener griff sogleich nach seinem Säbel, um dem Befehle Folge zu leisten. Der Alte entfloh aber und ließ seine Tochter in den Händen Diego's. Bei dem durch diesen Vorfall entstandenen Lärm sprang auch der Bräutigam herbei, wurde aber nebst seinem Vater und den ihn begleitenden Verwandten niedergehauen, während die in dem Hause befindlichen Frauen ein betäubendes und herzzerreißendes Zetergeschrei erhoben, und wenn ich es unterlasse, die Einzelheiten dieser abscheulichen Handlung zu schildern, so geschieht dies aus Achtung vor dem portugiesischen Volke. Ich will deshalb nur kurz erwähnen, daß die Braut, welcher Gewalt angethan werden sollte, sich, um der Schmach der Entehrung zu entgehen, mit ihrem Gürtel erwürgte, ihr Vater aber in den nächsten vier Jahren nicht mehr das Haus verließ, bis er sich endlich entschloß, öffentlich seinen tiefen Schmerz dadurch zu offenbaren, daß er, in eine alte zerrissene Matte gehüllt, umherging, um Almosen einzusammeln, und nur auf dem Boden liegend und mit thränenden Augen die ihm gespendeten Gaben verzehrte. In dieser traurigen Lage fristete er sein Leben, bis endlich die Zeit gekommen zu sein schien, wo es möglich war, Gerechtigkeit zu verlangen. Als nämlich in dem Reiche später ein anderer König herrschte, andere Statthalter die Geschäfte führten und eine andere Gerechtigkeitspflege eingeführt war, trat er eines

Tages in seinem ärmlichen Anzuge und mit einem dicken Stricke um den Hals aus seiner Wohnung und begab sich an einen öffentlichen Platz, wo sich ein Tempel des Quiay Fentaren oder Gottes der Kummervollen befand; hier nahm er das Bildniß des Gottes von dem Altar und erhob, nachdem er ihm die üblichen Ehrenbezeigungen erwiesen hatte, ein lautes Geschrei, bei welchem das Volk von allen Seiten herbeiströmte, um die Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu erfahren. Als es in ansehnlicher Menge versammelt war, hielt der Greis weinend folgende Ansprache: „Leute, die ihr mit reinem und friedfertigem Herzen diesen Gott der Betrübten, den ihr in meinen Händen seht, verehrt, brecht wie Blitze in einer dunkeln und stürmischen Nacht hervor und erhebt ein so lautes Geschrei, daß es zum Himmel dringt und das mitleidige Ohr des Herrn unsere Seufzer hört, durch welche ihm kund wird, weshalb wir zu ihm um Gerechtigkeit flehen gegen diesen verruchten Fremden und abscheulichsten der Menschen, die unter der Sonne leben, welcher, nicht damit zufrieden, uns um unsere Habe zu bringen, sich auch noch erfrecht, unsere Familien zu entehren; wer mit mir gleiches Verlangen hat, begleite mit mir den Gott, welchen ich in meinen Händen trage und den ich mit meinen Thränen benetze, indem ich die scheußliche Gräuelthat verabscheue, wegen der die gefräßige Schlange der tiefen Rauchhöhle die Tage dieses Elenden abkürzen und seinen Leib in der Mitte der Nacht zerfleischen möge." Diese Worte brachten die Zuhörer in solche Aufregung, daß sich im Verlaufe einer Viertelstunde ihrer mehr als vierzigtausend voll Wuth nach dem Palaste des Königs in Bewegung setzten und bei der Ankunft in dem Vorhofe in das wiederholte Geschrei ausbrachen: „Komm heraus, o König, aus dem Gemache, worin Du Dich eingeschlossen hast, und vernimm die Stimme des Gottes, welche zu Dir durch den Mund Deines armen Volkes um Gerechtigkeit fleht." Der König kam bei diesem Lärm erschreckt an das Fenster, um zu fragen, was man von ihm verlange, worauf das Volk einstimmig rief: „Gerechtigkeit gegen einen Ungläubigen und Verruchten, welcher, um sich unserer Habe zu bemächtigen, unsere Eltern, unsere Kinder, unsere Brüder und unsere Verwandten gemordet hat." Als auf die weitere Frage, wer dieser Verruchte sei, die Antwort erfolgte: „Ein verfluchter Räuber, welcher Theil hat an den Werken der Schlange, welche in den Gefilden der Lust den ersten Menschen, welchen Gott ge-

schaffen hat, verführte.“ Der König hielt sich, als er dies vernahm, vor Erstaunen die Ohren zu und wollte nicht glauben, daß ein so elender Mensch vorhanden sei. Als man erwiderte, daß dies der abscheulichste Mensch sei, der je auf der Erde gelebt habe, weshalb das versammelte Volk zu dem Gotte der Bedrängten flehe, daß die Adern dieses Elenden so arm an Blut würden, als die Hölle reich sei an bösen Thaten. Der König wandte sich darauf an die Umstehenden und fragte sie um Rath, was er in dieser ungewöhnlichen Sache thun solle, worauf diese ihm bedeuteten, daß er, wenn er auf den Gott der Betrübten, der sich an ihn wende, nicht hören wolle, so würde er Gefahr laufen, daß auch dieser Gott verschmähe, ihm Beistand zu leisten, wenn er in der Noth zu ihm flehe. Der König wendete sich nun zu der im Hofe versammelten Menge und forderte sie auf, nach dem Marktplatz zu gehen, wohin er den bezeichneten Mann bringen lassen wolle, um mit ihm nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Zugleich ließ er den Schirka (Vorsteher) der Gerechtigkeit zu sich bescheiden und befahl ihm, Diego Suarez zu verhaften, um ihn mit gebundenen Händen und Füßen dem Volke, das von ihm Rechenschaft verlangen wolle, zu überliefern.

Hundertundzweiundneunzigstes Kapitel.

Gerechte Strafe des Diego Suarez.

Der Schirka der Gerechtigkeit verfügte sich sogleich in die Wohnung des Diego Suarez und meldete ihm, daß der König nach ihm verlange. Der Besuch des Schirka brachte aber Diego, der sich seiner Schuld bewußt war, in solche Verwirrung, daß er lange kein Wort erwidern konnte. Nachdem er seine Besinnung wieder erlangt hatte, bat er den Beamten, er möge ihm für diesmal die Nothwendigkeit, ihn zu begleiten, erlassen, weil er an heftigen Kopfschmerzen leide, und versprach ihm, diese Gefälligkeit mit einem Geschenke von vierzig Pfund Gold zu vergelten. Der Schirka aber erwiderte, daß diese Summe für ihn zu gering sei, um das heftige Kopfweh, welches ihn plage, auf sich zu nehmen,

und forderte ihn auf, ihm freiwillig zu folgen, oder gewärtig zu sein, daß man Gewalt brauche und ihn fortbringe. Als nun der Portugiese sah, daß ihm kein Ausweg blieb, wollte er sich von sechs oder sieben seiner Leute begleiten lassen; auch dieses wurde ihm nicht gestattet, und der Schirka, welcher sich mit dem Befehle, ihn allein zu dem Könige zu bringen, entschuldigte, setzte noch hinzu: „Die Zeit ist jetzt vorüber, wo Du Dich auf ein großes Gefolge zu verlassen pflegtest. Deine Stütze hast Du mit dem Tyrannen von Bramah, durch dessen Hülfe Du Dich zu einem unerträglichen Stolze aufblähtest und zu abscheulichen Thaten verleiten ließest, welche Dich jetzt vor der Gerechtigkeit Gottes anklagen, verloren." Nach diesen Worten ergriff der Schirka, welcher von einer aus dreihundert Schergen bestehenden Wache umgeben war, Diego bei der Hand und führte ihn von Straße zu Straße bis zu der Halle, wo die Lebensmittel zum Verkaufe ausgesetzt sind. Auf diesem Gange begegnete ihm sein Sohn Balthasar, welcher, als er seinen Vater wie einen Gefangenen geleiten sah, sogleich vom Pferde sprang und sich mit Thränen in den Augen nach der Ursache dieses Aufzugs erkundigte. „Frage meine Sünden," antwortete Diego, „und sie werden Dir dieselbe kund thun, denn ich gestehe Dir, mein Sohn, daß mir Alles wie ein Traum erscheint." Als Vater und Sohn sich nun längere Zeit weinend umarmt hielten, stießen die Schergen den Sohn so unsanft zurück, daß er eine Kopfwunde davontrug, und versetzten ihm überdies noch mehrere Hiebe, so daß Diego besinnungslos niederfiel und erst, als man ihm Wasser reichte, sich wieder aufraffte und seinen Weg fortsetzen konnte. Als er auf dem Marktplatze ankam und die hier versammelte Menge gewahrte, fragte er bestürzt, ob alle diese Leute erschienen seien, um bei dem Könige Klage gegen ihn zu erheben. „Du siehst," bemerkte der Schirka, „vor Augen den Lohn, welchen die Welt gewöhnlich denen bereitet, welche während ihres Lebens versäumt haben, an die göttliche Gerechtigkeit zu denken, wie Du es gethan hast." Als Diego nun ahnte, was mit ihm geschehen solle, erhob er weinend die Hände zum Himmel und betete: „Mein Herr und Erlöser, verleihe, daß die Anklage dieser hunderttausend hungrigen Hunde als Sühne meiner Sünden gelte und das Werk Deiner Erlösung für mich nicht verloren gehe." Als er nach diesen Worten die Stufen, welche zu dem Bazar führen, betrat, erhob der Greis, welcher das schon erwähnte Götzen-

bild trug, seine Stimme und rief, so daß alle Anwesende es vernehmen konnten: „Wer zur Ehre des Gottes der Betrübten keinen Stein auf diese verfluchte Schlange wirft, möge für immer elend sein, und das Gehirn seiner Kinder möge sich in der Mitte der Nacht verzehren, damit die Strafe für eine so große Sünde sich an ihnen offenbare und die strenge Gerechtigkeit des Allerhöchsten beweise." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als man eine solche Menge von Steinen auf Suarez niederfallen sah, daß er in weniger als einer Viertelstunde vollständig unter denselben begraben war. Man verfuhr dabei mit solchem Ingrimme und mit solcher Unvorsichtigkeit, daß viele der Anwesenden durch ihre eigenen Würfe verwundet wurden. Nach einer Stunde zog man den Unglücklichen Diego mit großem Geschrei unter dem Steinhaufen hervor, zerriß ihn in mehrere Stücke und schleifte diese durch die Straßen, womit man ein gutes Werk zu Ehren des Gottes zu verrichten glaubte, und spendete dem Pöbel, der sich bei dieser Grausamkeit auszeichnete, reichliche Almosen. Darauf strömte man nach dem Hause des verhaßten Portugiesen, wo man keinen Stein auf dem andern ließ und solche Grausamkeit gegen dessen Diener verübte, daß ihrer mehr als dreißig todt auf dem Platze blieben, obschon sie an dem Verbrechen ihres Herrn unschuldig waren. Auch der König schickte Leute, um die Schätze des Suarez in Beschlag zu nehmen, man fand aber nur dreißigtausend Ducaten und keine sonstigen Kostbarkeiten, weshalb man auf den Verdacht kam, daß er seine Schätze müsse vergraben haben, denn er besaß, wie glaubwürdige Leute behaupteten, über drei Millionen Ducaten. So endete der große Diego Suarez, welchen das Glück in dem Königreiche Pegu so beispiellos begünstigt hatte, daß es ihn bis zu dem Range eines Bruders des Königs erhob und ihm neben dieser Würde ein jährliches Einkommen von zweimalhunderttausend Ducaten sicherte. Dabei führte er den Befehl über achtmalhunderttausend Krieger und stand über allen Statthaltern oder Vicekönigen der dreizehn Provinzen des Reiches Bramah. Aber die Güter dieser Welt führen gewöhnlich, besonders wenn sie mit Unrecht erworben sind, zu einem schnellen Verderben.

Hundertunddreiundneunzigstes Kapitel.

Der Xemin unterliegt dem Xemindo.

Wir kehren nun zu dem Xemin, welcher sich nach der Ermordung des Beherrschers von Bramah zum Könige von Pegu hatte krönen lassen, zurück, müssen aber sogleich berichten, daß er während der sieben Monate, in denen er in Pegu regierte, sechstausend reiche Kaufleute und die angesehenen Vasallen, welche Güter der Krone besaßen, hinrichten ließ und sich ihres Besitzthums bemächtigte, wodurch er sich so verhaßt machte, daß viele seiner Anhänger von ihm abfielen und zu Xemindo, welcher von dem Könige von Bramah aus Pegu vertrieben worden war und bereits wieder mehrere Städte dieses Landes an sich gebracht hatte, übergingen. Als dessen Anhang immer mehr wuchs und er sich stark genug fühlte, etwas Entscheidendes unternehmen zu können, sammelte er ein Heer von zweimalhunderttausend Mann und fünftausend Elephanten und setzte sich in Bewegung nach der Stadt Pegu, wo Xemin Hof hielt. Da er sie aber bei dem ersten Anlaufe nicht erobern konnte, so griff Xemindo, als ein kluger Mann, zu einem andern, besseren Erfolg versprechenden Mittel und machte einen Waffenstillstand von-zwanzig Tagen, wobei er dem Gegner versprach, auf die Ansprüche auf Pegu verzichten zu wollen, wenn er ihm in dieser Frist fünfmalhunderttausend Ducaten bezahle. Während des Waffenstillstandes spielten die Leute des Xemindo des Morgens auf verschiedenen Instrumenten, und die Belagerten eilten auf die Mauern, um sich an der Musik zu ergötzen. Nach Beendigung derselben hielt jedesmal ein Priester mit bewegter Stimme eine Rede an die Leute von Pegu, worin er diese aufforderte, keine Feindseligkeit gegen den frommen Xemindo, der nur ihre Freiheit und Ruhe wolle, zu unternehmen, und betheuerte, daß die Ruchlosen, welche gegen dessen Heer sich zu erheben wagten, verflucht seien, wie die Kinder der Nacht, und dem glühenden Rachen der Schlange der Zwietracht anheim fallen, während die Rechtschaffenen, welche seiner Aufforderung Folge zu leisten wünschten, sich eines fortwährenden Friedens und ungetrübten Glückes erfreuen und in den Sonnenstrahlen tanzend zur himmlischen Ruhe des Allmächtigen eingehen würden. Diese Aufforderung machte einen solchen Eindruck, daß

in sieben Tagen mehr als sechzigtausend Einwohner sich in das Lager Xemindo's begaben. Als Xemin die Folgen dieses Verkehrs und seinen Untergang befürchtete, brach er auf den Rath seiner Freunde den Waffenstillstand und entschloß sich, den Xemindo anzugreifen. Er machte deshalb mit achtzigtausend Kriegern, die er um sich versammelt hatte, einen Ausfall aus den fünf Thoren der Stadt, und es entstand, da die Belagerer auf diesen Angriff gefaßt waren, ein so furchtbares Gemetzel, daß in weniger als einer halben Stunde auf beiden Seiten mehr als vierzigtausend Menschen das Schlachtfeld bedeckten. Als aber Xemin, von einem Portugiesen tödtlich getroffen, von seinem Elephanten herabgestürzt war, streckten die Bewohner von Pegu unter der Bedingung, daß man ihr Leben und ihre Habe unangetastet lasse, die Waffen. Der Portugiese, welcher Xemin getödtet hatte, erhielt eine Belohnung von zehntausend Ducaten, auch seine Landsleute wurden reich bedacht und man erließ ihnen alle Abgaben von ihren Waaren.

Hundertundvierundneunzigstes Kapitel.

Xemindo wird von Schomigrem besiegt.

Als Xemindo auf dem Throne saß, richtete er sein ganzes Streben dahin, seinem Reiche den Frieden zu sichern und für unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit zu sorgen. Diese Bemühungen hatten einen so guten Erfolg, daß die Peguaner während seiner kurzen Regierung, welche drei und ein halbes Jahr dauerte, als das glücklichste Volk galten. Unterdessen hatte Schomigrem, ein Milchbruder des ermordeten Königs von Bramah, den Vorsatz, seinen Bruder zu rächen, nicht aufgegeben, und da ihm nicht unbekannt war, daß die angesehensten Leute in Pegu durch Xemin ihr Leben verloren hatten und der Staat überhaupt von allen Vertheidigungsmitteln entblößt war, so warb er ein großes Heer von tapferen Leuten aus nahen und fernen Gegenden an, welche er durch einen hohen Sold an sich fesselte, und setzte sich im Jahre 1552 von seinem Geburtsorte Tanguh aus in

Bewegung. Als Xemindo von diesen gegen ihn gerichteten Vorbereitungen hörte, traf auch er die nöthigen Vorkehrungen, seinen Gegner nach Gebühr zu empfangen. Er zog deshalb ein Heer von neunmalhunderttausend Mann zusammen, welche aber alle Peguaner, schwach und unkriegerisch waren und den Leuten Schomigrem's bei Weitem nicht gleich kamen. Xemindo ging mit diesem Heere Schomigrem entgegen und lagerte sich am Flusse Pontareu. Als auch Schomigrem den Fluß überschreiten wollte, um eine vortheilhaft gelegene Anhöhe zu besetzen, kam es zu einem Handgemenge, welches einen ganzen Tag dauerte und worin auf beiden Seiten ungefähr fünfmalhunderttausend Leute umkamen, Schomigrem aber Herr der Anhöhe blieb. Am folgenden Tage wurde der Kampf mit wechselndem Glücke erneuert, bis zuletzt der kriegserfahrene Schomigrem die Peguaner durch eine verstellte Flucht täuschte, in Unordnung brachte und vollständig schlug. Xemindo ergriff, um sein Leben zu retten, die Flucht und überließ dem Schomigrem das Schlachtfeld, welcher nun darauf dachte, die Seinigen zu sammeln und die Verwundeten zu pflegen.

Hundertundfünfundneunzigstes Kapitel.

Empörung des Heeres des Schomigrem.

Am folgenden Tage beschäftigten sich die Sieger mit der Plünderung der erschlagenen Feinde, wobei sie sich sehr mit goldenen und sonstigen werthvollen Gegenständen bereicherten, da es bei den Peguanern Sitte ist, im Kriege alle ihre Schmucksachen bei sich zu tragen. Schomigrem aber brach sogleich nach errungenem Siege auf, um sich der etwa drei Meilen von dem Schlachtfelde entfernten Stadt Pegu zu bemächtigen. Er ließ jedes der vierundzwanzig Stadtthore mit einer Wache von fünfhundert bramahnischen Reitern besetzen, hielt aber den größeren, aus Angehörigen anderer Völkerschaften bestehenden Theil des Heeres in einem eine halbe Meile von der Stadt aufgeschlagenen Lager zurück, da er die Plünderung der Stadt befürchtete, die er ihnen zu Tanguh vor dem Kriege versprochen hatte. Weil er aber durch diese That

sich große Feindschaft zugezogen und die Peguaner von sich abwendig gemacht hätte, so suchte er sein Versprechen zu umgehen, weshalb die fremden Söldlinge auf Veranlassung des sie befehligenden portugiesischen Hauptmanns in Aufruhr geriethen und die Erfüllung des ihnen geleisteten Versprechens verlangten. Der Aufruhr nahm bald einen solchen Umfang an, daß sich der König in eine Pagode zurückziehen und in derselben verschanzen mußte. Um die Meuterer zu besänftigen, wagte er sich endlich auf die Zinnen der Mauer und hielt an sie folgende Rede: „Meine lieben Freunde und tapferen Krieger, ihr scheint nicht an dem Eide, welchen ihr mir zu Tanguh geleistet habt, festhalten zu wollen und mit mir unzufrieden zu sein; ich will euch deshalb meinen Entschluß kund thun und schwöre euch bei Quiay Nivandel, dem Gotte der Schlachten, daß ich nur die lautere Wahrheit zu euch spreche. Sehr wohl erinnere ich mich meines Versprechens, euch die treulose Stadt Pegu zur Plünderung zu überlassen, und ich fühle mich auch verpflichtet, Wort zu halten. Wenn ich aber überlege, welch großer Nachtheil daraus entstehen kann, und die fürchterliche Rechenschaft bedenke, welche ich einst vor dem höchsten Richter werde ablegen müssen, so nehme ich Anstand, diese schwere Last auf mich zu laden und ziehe vor, meiner Vernunft zu folgen, welche mir anräth, mich lieber vor den Menschen schuldig zu bekennen, als den Zorn des allerhöchsten Herrn gegen mich zu erregen. Ich ersuche euch also inständigst, mich nicht zu zwingen, die Unschuldigen mit den Schuldigen zu verderben. Ich betheure euch jedoch, daß ihr nicht unbelohnt bleiben sollt und daß ich euern Verlust durch mein eigenes Besitzthum ersetzen will.“ Die Hauptleute zeigten sich mit dieser Rechtfertigung zufrieden, verlangten aber, daß man die gemeinen Krieger befriedige. Um allen Zank zu beseitigen, kamen die Anführer überein, daß man auf jeder Seite drei Schiedsrichter wähle, welche die den Kriegern zu leistende Entschädigung bestimmen sollten.

Hundertundsechsundneunzigstes Kapitel.

Stillung des Aufruhrs.

Die Schiedsrichter, unter denen sich auch zwei Portugiesen befanden, kamen in dem Lager zusammen und beschlossen nach einer Berathung, welche einen ganzen Tag in Anspruch nahm, daß der König für das Versprechen, welches er geleistet, eine Entschädigung von fünfmalhunderttausend Ducaten zur Befriedigung der Hauptleute der verschiedenen Völkerschaften, welche ihm Beistand geleistet, aus seinen Mitteln zu bezahlen habe, um ihre Soldaten zu befriedigen, daß diese aber, wenn diese Summe unter sie vertheilt sei, sogleich sich auf die andere Seite des Flusses begeben und Lebensmittel für zwanzig Tage erhalten sollten, um damit zu ihrer Heimath zu gelangen. Da alle Betheiligten mit dieser Entscheidung zufrieden waren, so ließ der König sogleich nicht nur die festgesetzte Summe auszahlen, sondern fügte auch noch bedeutende Geschenke hinzu, um sich der fremden Völkerschaften, auf die er kein großes Vertrauen setzte, zu entledigen. Damit sie aber nicht stark genug seien, um auf ihrem Wege Unfug zu verüben, entließ er sie allmälig in Haufen zu tausend Mann. Den portugiesischen Hauptleuten Gonzalo Pacheco und Nuno Fernandez Teixeira, welche diese Entscheidung veranlaßt hatten, gab er ein Geschenk von zehntausend Ducaten, und den Portugiesen überhaupt die schriftliche Erlaubniß, an allen Orten seines Reiches Handel zu treiben, ohne eine Abgabe oder einen Zoll zu bezahlen, was diesen eine um so größere Vergünstigung war, als sie unter den vorhergehenden Königen mancherlei Plackereien unterworfen waren. Am folgenden Morgen nach der Ausgleichung des Zwiespalts hielt Schomigrem seinen Einzug in die Stadt durch das Thor Sabambainha, wo er von sechstausend Priestern der verschiedenen Secten dieses Landes auf den Knieen empfangen wurde. Nachdem er ihnen auf ihre Bitte das an dem Könige von Bramah begangene Vergehen verziehen und bei dem Gotte der Schlachten Quiay Nivandel seine Gnade zugesichert hatte, setzte ihm der oberste der Priester eine mit Edelsteinen verzierte goldene Krone auf das Haupt, mit welcher er auf einem reich geschmückten Kriegselephanten unter einer lärmenden Musik und dem Jubel des Volks nach

dem Palaste ritt, umgeben von seinen Hauptleuten in prächtiger Rüstung. Vor ihm her führte man die erbeuteten Elephanten Xemindo's und ein Bild desselben an einer starken eisernen Kette, hinter welchem man vierzig eroberte Fahnen auf dem Boden nachschleifte, wie es bei den Siegesfeierlichkeiten dieses Volkes Sitte ist.

Hundertundsiebenundneunzigstes Kapitel.

Xemindo wird gefangen.

Nachdem Schomigrem sich fast einen ganzen Monat in Pegu von seinen Mühseligkeiten erholt hatte, schickte er Hauptleute nach den verschiedenen Städten des Reiches und ließ sie auffordern, seine Herrschaft anzuerkennen, wozu sie auch, da er ihnen Verzeihung für das Vergangene und manche Vortheile zusicherte, sich gern bereit finden ließen. Zugleich schickte er nach allen Seiten berittene Boten aus, um Xemindo, der nach der von ihm verlorenen Schlacht sich verborgen hielt, aufzuspüren. Er wurde zu Fauclen, einem Orte nahe bei der Stadt Potem an der Grenze des Reiches Aracam, von einem Menschen von geringer Herkunft entdeckt und Schomigrem vorgeführt, welcher den Entdecker mit einem Jahrgehalte von dreißigtausend Ducaten belohnte, aber Xemindo mit übermüthigem Spotte behandelte, obschon dieser sich vor ihm im Staube demüthigte und sein Mißgeschick mit Ergebung ertrug. Als ihm aber der König auf seine Bitte ein Glas Wasser von seiner Tochter, die in Gefangenschaft gerathen war, höhnend reichen ließ und diese ihre kindliche Liebe zu dem Vater auf eine herzzerreißende Weise zeigte, wurden mehrere Großen von Pegu, die sich am Hofe Schomigrem's befanden, so sehr gerührt, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnten, worüber der Tyrann in solche Wuth gerieth, daß er ihnen augenblicklich die Köpfe abschlagen ließ, indem er die grimmigen Worte ausstieß: „Da ihr so großes Mitleid mit eurem Könige Xemindo habt, so geht ihm voraus, um ihm eine Wohnung zu bereiten; er wird euch daselbst für die Anhänglichkeit belohnen, die ihr für ihn beweiset." Auch das Mäd-

chen, welches sich an seinen Vater geschmiegt hatte und von diesem umarmt wurde, ließ er sogleich tödten, den Vater aber befahl er in einen dunkeln Kerker zu werfen und strenge zu bewachen. Diese Grausamkeit, welche sich sogar erkühnt, die natürlichen Gefühle verbieten zu wollen, bezeichnet Schomigrem als einen allem Mitleide unzugänglichen gemeinen Menschen.

Hundertundachtundneunzigstes Kapitel.

Xemindo's Hinrichtung.

Am folgenden Morgen wurde das Volk durch Herolde aufgefordert, bei der Hinrichtung Xemindo's zugegen zu sein, damit die Bewohner von Pegu, wenn sie Zeugen des Todes ihres früheren Königs gewesen seien, auf immer die Hoffnung aufgeben sollten, ihn je wieder zum Könige zu haben, welchen Wunsch sie fast Alle hegten, denn sie befürchteten sehr, Schomigrem möge sich Xemin zum Muster nehmen, welcher fast täglich fünfzehnhundert und zuweilen fünftausend Leute völlig unbedeutender Dinge wegen hinrichten ließ. Gegen zehn Uhr wurde der unglückliche Xemindo aus dem Kerker hervorgezogen und mit großem Lärm durch die Straßen geführt. Zuerst kamen vierzig Reiter mit Lanzen, welche einen Weg durch das versammelte Volk bahnen mußten, und eben so viele mit bloßen Schwertern, welche fortwährend die Zuschauer aufforderten, zurückzuweichen. Diesen schlossen sich fünfzehnhundert Schützen mit brennenden Lunten an, welche man Vorläufer des Zornes des Königs zu nennen pflegte. Hinter ihnen gingen fünfzehn Männer in rothen Röcken, welche fortwährend die Glocken anschlugen, welche sie mit sich führten, und mit kläglicher Stimme sprachen: „Diese strenge Gerechtigkeit ist angeordnet von dem lebendigen Gotte, dem Herrn aller Wahrheit; er will, daß Xemindo, der Räuber der Staaten des Königs von Bramah, sterbe," worauf eine Schaar vor ihnen hergehender Leute mit fürchterlichem Geschrei antworteten: „Er soll sterben und Niemand soll Mitleid mit ihm haben, da er sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hat." In der Mitte der jetzt folgenden

Schaar von fünfzehnhundert bewaffneten Bramahnen ritt auf einer elenden Schindmähre Xemindo in zerlumpten Kleidern mit einem Strohkranze um den Kopf und einem eisernen Halsbande, an welchem eine Menge Zwiebeln hingen. Hinter ihm saß der Henker, welcher ihn mit seinen Armen stützte. Sein Gesicht hatte kaum das Aussehen eines lebendigen Menschen, und nur seine Augen, an denen man Sanftheit und Ruhe bemerkte, verriethen den früheren König. So ritt er durch die Straße Caban Bainha, durch welche er vor zwanzig Tagen mit großem Prunke zum Kampfe gegen Schomigrem gezogen war. Hier wagte ihn auch ein gemeiner Portugiese, dem er früher ein Begehren abgeschlagen hatte, mit argen Schimpfreden gröblich zu beleidigen und ihm zuzurufen, daß er ein Stück von seinem Fleische zu seinem Abendimbisse zubereiten und seine Hunde dazu einladen werde. Der Hauptmann Pacheco, welcher in der Nähe stand, befahl dem Portugiesen zu schweigen; Xemindo, welcher diese Mahnung ebenfalls vernahm, hörte sie mit Wohlgefallen und äußerte ruhig, er wünsche nur noch eine einzige Stunde zu leben, um den Gott der Portugiesen zu bekennen, welcher, wie er gehört habe, der wahre Gott sei, während alle anderen Götter Lügner seien. Bei diesen Worten gab ihm der Henker eine so derbe Ohrfeige, daß ihm das Blut aus der Nase strömte, und die ihn so sehr betäubte, daß er schon halbtodt und völlig gefühllos auf dem Richtplatze ankam. Als er das Blutgerüst bestiegen hatte, las ihm der Schirka der Gerechtigkeit nochmals das Urtheil vor, worin er verkündete, daß Xemindo als Störer des Friedens sterben müsse. Nach diesen Worten gab er ein Zeichen mit seiner Hand, und der Henker trennte das Haupt des Unglücklichen mit einem einzigen Hiebe vom Rumpfe, welches er emporhielt, um es dem Volke zu zeigen. Den Körper zerschnitt er in acht Stücke, welche er mit einem gelben Tuche, das bei den Peguanern als Zeichen der Trauer gilt, bedeckte, um sie bis zum Untergange der Sonne liegen zu lassen.

Hundertundneunundneunzigstes Kapitel.

Xemindo's Bestattung.

Der verstümmelte Körper des hingerichteten Königs blieb zur allgemeinen Beschauung des Volkes liegen, weil es Schomigrem bei Androhung großer Strafe so befohlen hatte, theils auch um den Leuten die vollkommene Verzeihung ihrer Sünden, welche ihnen ohne die Verpflichtung der Wiedererstattung des Gestohlenen von ihren Priestern verkündet worden war, zu gewinnen. Nachdem sich endlich der Zudrang der Menge gemindert hatte, traten auf das wiederholte Anschlagen einer Glocke aus einem in der Nähe des Blutgerüstes errichteten hölzernen Gebäude zwölf verhüllte Männer in schwarzen, mit Blut bespritzten Gewändern hervor, und mit ihnen, umgeben von Talagrepos oder Priestern, Xemin Pocassier, der Oheim des Königs von Brahma, ein Greis von mehr als hundert Jahren, welcher, nachdem er sich dreimal zu Boden geworfen hatte, mit großer Ehrerbietung sprach: „O heiliges Fleisch, schätzenswerther als alle Königreiche von Ava, weiße Perle, welche den Glanz der Sonne überstrahlt, ich, die geringste Ameise der Schöpfung, bitte Dich, Herr, der Du Dich jetzt des Aufenthaltes in den lieblichen Gefilden des Jenseits erfreust, Du wollest zufrieden sein mit der Sühne, welche Dir für die Beleidigung, die Dir in dieser Welt widerfahren ist, dargebracht wird. Dein Bruder Schomigrem läßt Dich durch mich, Deinen Sclaven, bitten, ihm das Mißvergnügen, welches er Dir verursacht hat, zu verzeihen; er giebt Dir jetzt die Länder, welche Du besessen hast, ohne Vorbehalt freiwillig zurück und erbietet sich, so lange er in der Verbannung dieses Lebens wandelt, Dein Stellvertreter und Beschützer Deines Königreiches Pegu zu sein, damit die Klagen, welche Du gegen ihn vorbringen kannst, vor Gott kein Gehör finden mögen, und damit er in Ruhe und mit der Zustimmung der Priester, die ihm sonst in der Stunde des Todes seine großen Sünden nicht verzeihen würden, Dein Gebiet besitze." Nach dieser Rede erhob sich einer der Priester und antwortete gleichsam im Namen des Hingerichteten: „Weil Du jetzt, mein Sohn, Deine früheren Vergehen bekennst und mich vor dieser ganzen Versammlung um Verzeihung bittest, so gewähre ich Dir diese von ganzem

Herzen und will Dich gern in diesem Reiche als Hüter meiner Heerde lassen, doch unter dem Vorbehalt, daß Du nicht das Versprechen, das Du mir geleistet hast, brichst, welches ein eben so großes Verbrechen wäre, als wenn Du jetzt ohne Erlaubniß des Himmels Hand an mich legen wolltest." Das Volk rief nun mit lauter Stimme: „So geschehe es, Herr." Darauf bestieg ein Priester die Rednerbühne und sprach zu den Anwesenden: „Schenket mir jetzt einen Theil der Thränen aus euern Augen zur Nahrung meiner Seele, zum Lohne der guten Kunde, welche ich euch mitzutheilen habe und welche lautet, daß nach dem Willen Gottes dieses Land unserm Könige Schomigrem verbleiben soll, ohne daß er dafür eine Vergütung zu leisten verpflichtet sei; ihr habt euch deshalb sehr zu freuen als gute und treue Diener." Nach diesen Worten klatschten alle Anwesenden fröhlich in die Hände und riefen: „Gelobt sei der Herr." Sobald diese Förmlichkeiten beendigt waren, trugen die Priester andächtig die Theile des verstümmelten Königs zu einer Vertiefung, wo ein Feuer von Sandelholz, Aloe und Benzoin brannte, und legten sie ehrfurchtsvoll hinein, auch schlachteten sie dabei zur Ehre des Todten mehrere Hammel als Opfer. Nachdem die Verbrennung während der ganzen Nacht gedauert hatte, wurde die Asche in einem silbernen Sarge geborgen und dieser in dem Tempel des Quiay Lacasah oder des Gottes von tausend Göttern beigesetzt. Dies war das Ende des großen Xemindo, Königs von Pegu, welchen die Unterthanen während der kurzen Zeit seiner Regierung so sehr verehrten und liebten, daß kein anderer Herrscher ihm vorgezogen werden zu können schien; so geht es aber in dieser Welt.

Zweihundertstes Kapitel.

Abreise Pinto's und seiner Landsleute von Pegu.

Der Tod des guten Königs von Siam und die schlechte Aufführung seiner Frau, wovon ich weiter oben gesprochen habe, waren Veranlassung zu allen Zwistigkeiten und unheilvollen Kriegen in Pegu und Siam, welche über drei Jahre dauerten, und welche

damit endigten, daß Schomigrem König von Pegu blieb, und da dieser den Portugiesen die Freiheit geschenkt und ihnen die Erlaubniß ertheilt hatte, in Indien ungestört Handel zu treiben, so verließen wir insgesammt Pegu und schifften uns zu Cosmin, einer der bedeutendsten Städte des Landes, in fünf Fahrzeugen ein, um uns nach verschiedenen Seiten zu wenden, wo Jeder seinen Vortheil am besten zu finden glaube; ich selbst nahm mit sechsundzwanzig meiner Gefährten die Richtung nach Malacca, wo ich mich nach einem Aufenthalte von kaum einem Monat mit Georg Alvarez, einem Handelsmanne, wieder nach Japan einschiffte und, nachdem ich die Insel Tanixumah berührt hatte, in dem Hafen der Stadt Funcheo in dem Königreiche Bungo vor Anker ging, wo wir sehr wohlwollend empfangen und uns große Erleichterungen in unseren Handelsgeschäften gewährt wurden; auch hätten wir noch größere Beweise der Aufmerksamkeit des Königs erhalten, wenn dieser nicht zu dieser Zeit jämmerlich durch seinen Vasallen umgekommen wäre, was auf folgende Weise zuging: An dem Hofe von Bungo hatte Arirandono, Neffe des Königs von Arimah, welcher von seinem Oheim ungebührlich behandelt worden war, Zuflucht gefunden, aber nach dem Tode desselben, da dieser keinen näheren Nachfolger hatte, sein Reich geerbt. Er war noch sehr jung, und da Fucarondono eine Tochter hatte, die er mit Arirandono zu verheirathen wünschte, so bat er den König von Bungo um seine Vermittlung. Dieser zeigte sich auch dazu bereit und machte dem jungen Fürsten den Vorschlag, welcher ihn bereitwillig annahm. Der König, darüber sehr erfreut, brachte diese freudige Nachricht seinen Verwandten, und die Gemahlin Fucarondono's glaubte ihre Tochter von dem ihr bevorstehenden Glücke in Kenntniß setzen zu müssen; aber die Braut, welche in einen jungen Mann vom Hofe, welcher Groge Arum hieß, sterblich verliebt war, empfand darüber nicht das geringste Vergnügen und beredete ihren Geliebten, sie sogleich, ehe der Vorschlag zur Heirath weiter gedeihe, zu entführen. Dieser entsprach, da er ebenfalls in sie verliebt war, bereitwillig ihrem Verlangen und verbarg sie in einem Kloster, dessen Vorsteherin mit ihm verwandt war. Als man des andern Tages die Braut vergebens suchte und die traurige Nachricht von ihrer Entführung meldete, fiel ihre Mutter vor Schrecken in Ohnmacht und trug eine Krankheit davon, woran sie starb. Fucarondono aber rief seine Verwandten zusammen, und man be-

schloß, in dieser Sache mit aller Strenge zu verfahren. Nachdem man also den dienenden Frauen im Hause, welche man als Mitschuldige betrachtete, die Köpfe abgeschlagen hatte, richtete man an den König die Bitte, daß er den Freunden Fucarandono's erlauben möge, die Häuser, wo man die Geraubte versteckt glaubte, zu durchsuchen. Da aber der König diese Erlaubniß aus Furcht, es könne aus diesem gewaltsamen Verfahren ein Aufruhr entstehen, nicht geben wollte, so beschlossen der Vater der Braut und seine Freunde nach ihrem eigenen Gutdünken zu verfahren, wie es der Sitte der Japaner, welche als das ehrgeizigste Volk von der Welt gelten, entspricht. Die Eigenthümer der Häuser jedoch, welche angegriffen werden sollten, waren auf ihrer Hut, und da sie sich ebenfalls mit Bewaffneten umgeben hatten, so entstand in der Nacht, wo die Haussuchung stattfinden sollte, ein erbitterter Kampf, bei welchem über zwölftausend Leute umkamen. Der König, als er von dem Aufruhr hörte, eilte mit seiner Leibwache herbei, um die Ruhe wieder herzustellen. Die Kämpfenden hatten aber durch ihre Wuth so gänzlich alle Besinnung verloren, daß sie die Achtung vor ihrem Landesherrn vergaßen und diesen bis zu seinem Palaste verfolgten, wo er nebst fünfzehnhundert Leuten, worunter sich auch sechsundzwanzig Portugiesen befanden, auf die jämmerlichste Weise niedergemetzelt wurde. Damit nicht zufrieden, legten sie an mehreren Stellen Feuer an, so daß bei dem heftigen Winde, welcher gerade wehte, die Stadt in wenigen Minuten eine Beute der Flammen wurde. Die Meuterer plünderten während des Wirrwarrs die Wohnungen der Reichen und zogen sich dann auf einen nahen Hügel zurück, wo sie sich verschanzten, in der Absicht, einen andern König zu wählen. Wir übrigen siebenzehn Portugiesen, die dem Blutbade entronnen waren, suchten unser Leben zu retten, und erreichten wie durch ein Wunder unsere im Hafen liegenden Schiffe, wo wir nichts eiliger zu thun hatten, als die Anker zu kappen und unter Segel zu gehen. In dem Kampfe waren übrigens auch Fucarandono, der Anstifter des Aufruhrs, und viele seiner Freunde gefallen.

Zweihundertunderstes Kapitel.

Bestrafung der Meuterer.

Als der Sohn des umgekommenen Königs, welcher sich in der sieben Meilen von Fucheo entfernten Festung Osquy befand, die Kunde von dem Vorfalle erhielt, war er in großer Betrübniß und wollte im ersten Augenblicke sogleich mit einigen Freunden, die um ihn waren, nach der Hauptstadt eilen; aber sein Hofmeister Fingeindono rieth ihm, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er genauere Nachricht über den Aufruhr eingezogen habe, indem er die Befürchtung aussprach, daß die Ungehorsamen, welche sich nicht gescheut hätten, seinen Vater zu tödten, gewiß auch kein Bedenken tragen würden, sich an ihm zu vergreifen, wenn er nicht über die Mittel, sie zu züchtigen, gebieten könne. Der Prinz fand diese Vorsicht sehr vernünftig und befahl seinen Begleitern sogleich, das Horn zu blasen, wodurch im ganzen Lande eine unbeschreibliche Bewegung entstand. Um dies besser begreifen zu können, muß man an einen im ganzen Königreiche Japan herrschenden alten Gebrauch erinnern. Die Bewohner eines jeden Ortes, sie mögen jung oder alt sein, sind nämlich verpflichtet, ein aus einer Seemuschel hergerichtetes Horn zu besitzen, welches sie aber bei schwerer Strafe nur in großen Gefahren blasen dürfen. Diese Gefahren sind Aufruhr, Feuer, Raub und Verrath; bei einem Aufruhr wird einmal, bei einem Brande zweimal, bei einem Raube dreimal und bei Verrath viermal in das Horn gestoßen, so daß man augenblicklich weiß, was das Zeichen zu bedeuten hat. Jeder, der es hört, muß bei Todesstrafe augenblicklich auf dieselbe Weise und eben so vielmal in das Horn stoßen, wodurch jede Nachricht in kaum einer Stunde auf einen Umkreis von mehr als zwanzig Meilen verbreitet wird. Da das Zeichen des Verraths nur äußerst selten gehört wird, so verursacht es allenthalben solchen Schrecken, daß das Volk sich in möglichster Eile sammelt. Nachdem der Prinz auf diese Weise seine Aufforderung erlassen hatte, zog er sich in ein im Walde liegendes Kloster zurück, wo er drei Tage lang um seinen Vater trauerte und reichliche Thränen vergoß. Nach dieser Zeit, als sich schon ein guter Theil seiner Unterthanen versammelt hatte, trat er öffentlich auf, zog die

Besitzungen der Meuterer ein und ging dann mit einem Heere von hundertunddreißigtausend wohlbewaffneten Leuten auf die Stadt Fucheo und auf das Lager der Rebellen, welche Mangel an Lebensmitteln hatten, los. In der Hauptstadt wurde er von den Bewohnern, welche sehr anhänglich an den vorhergehenden König gewesen waren, mit großer Freude empfangen; ehe er sich aber in den Palast begab, besuchte er die Pagode, worin sein Vater begraben lag, und ehrte sein Andenken nach der Sitte des Landes mit vielen Feierlichkeiten, die mehrere Tage dauerten, wobei er, als man ihm das blutige Gewand des Ermordeten zeigte, ein feierliches Gelübde ablegte, den Schuldigen nie zu verzeihen, und sollten es auch Bonzen sein, und sie sogar in den Tempeln, worin sie Zuflucht suchen wollten, zu erwürgen. Nachdem er zum Könige ausgerufen war, zog er mit seinem Heere gegen den Berg, wo sich die Meuterer festgesetzt hatten, und belagerte sie, nachdem er sie, um Keinen entkommen zu lassen, umzingelt hatte. Als diese aber sahen, daß sie sich wegen des Mangels an Lebensmitteln nicht länger halten konnten und auch von keiner Seite Entsatz hoffen durften, so beschlossen sie als tapfere Männer zu sterben und stürzten sich während einer dunkeln Nacht auf das Heer des Königs, welches indessen auf seiner Hut war. Es entspann sich nun ein verzweifelter Kampf, der an zwei Stunden dauerte und in welchem an siebenunddreißigtausend Leute blieben; die Meuterer fielen alle bis auf den letzten Mann, da kein einziger sich durch die Flucht zu retten suchte. Der junge König war über den Verlust so vieler Menschen sehr betrübt und ließ die Verwundeten seines Heeres mit aller Sorgfalt verpflegen.

Zweihundertundzweites Kapitel.

Fahrt von der Stadt Fucheo bis zum Hafen von Hiamongoh.

Da durch diesen Aufruhr und seine Folgen das ganze Land verödet war, die Handelsleute die Flucht ergriffen hatten und der König beabsichtigte, die Hauptstadt zu verlassen, so schwand für uns jede Hoffnung, unsere Waaren anzubringen, und wir segelten

nach dem neunzig Meilen entfernten Hafen Hiamongoh in der Bai Canguerumah, wo wir zwei und einen halben Monat lagen, ohne unsern Zweck erreichen zu können, weil in diesem Jahre so viele Junken aus China nach Japan gekommen waren, daß fast alle Handelsgegenstände über zwei Drittheile ihres Werthes verloren hatten. Wir mußten uns also, wenn wir nicht große Verluste erleiden und uns gänzlich zu Grunde richten wollten, keinen Rath und keinen Ausweg, als der Allmächtige, der die Seinen nie verläßt, einen so fürchterlichen Regensturm über das Land schickte, daß fast kein einziges Schiff verschont blieb. Außer unzähligen chinesischen Junken, deren Ladung auf einen Werth von zwei Millionen Ducaten geschätzt wurde, verloren auch die Portugiesen zwanzig Fahrzeuge und erlitten einen Verlust von achtmalhunderttausend Ducaten. Das Glück wollte, daß ich mich auf einem der Schiffe befand, welche der Gefahr entgingen; wir verkauften also unsere Waaren zu einem beliebig hohen Preise und erzielten einen über Erwartung erfreulichen Gewinn. Wir rüsteten uns nach Beendigung unserer Geschäfte zur Abreise; in dem Augenblicke aber, als wir unter Segel gehen wollten, zerbrach die Segelstange an dem Hauptmast und fiel in drei Stücken herab; wir waren deshalb gezwungen, unsere Schaluppe in den Hafen zurück zu schicken, um den erlittenen Schaden zu ersetzen, was auch mit Hülfe eines Geschenkes an den Aufseher des Hafens noch an demselben Tage geschah; als wir jetzt den Anker wieder lichten wollten, zerriß das Tau, woran er befestigt war, und da wir keinen andern an Bord hatten, so war es unumgänglich nöthig, uns denselben wieder zu verschaffen. Wir mußten uns also für gutes Geld Taucher gewinnen, welche ihn in der Tiefe des Meeres aufsuchten. Nachdem wir zwei Tage damit zugebracht hatten, ihn aufzuwinden und zu befestigen, gingen wir endlich unter Segel; kaum hatten wir aber unsere Fahrt begonnen, als eine heftige Strömung uns an eine Klippe warf, von welcher wir uns nur mit der größten Anstrengung loszumachen vermochten. Während wir mit dieser mühseligen Arbeit beschäftigt waren, sahen wir zwei Reiter den Berg, welcher sich an der Küste hinzog, in Eile herabsprengen, welche uns mit einem Tuche winkten und uns baten, sie zu erwarten. Wir schickten also ein bewaffnetes Boot an's Land, wo der eine der beiden Reiter, welcher der Angesehenere zu sein schien, uns inständigst ersuchte, ihn und seinen Gefährten an

Bord zu nehmen, weil ihre Verfolger ihnen auf den Fersen seien. So sehr mich dieses Anliegen befremdete, so glaubte ich demselben doch entsprechen zu müssen, da ich den einen der in Noth befindlichen Männer zu Hyamongoh in Gesellschaft geachteter Kaufleute gesehen zu haben mich erinnerte. Kaum hatten sie aber die Schaluppe bestiegen, als eine Schaar Reiter erschien, welche mir zuriefen, daß ich es schwer büßen müsse, wenn ich mir beikommen ließe, die Japaner mitzunehmen; da sich aber die Schaluppe bereits außer ihrem Bereiche befand, so achtete ich nicht auf die Drohungen und begab mich mit den Aufgenommenen nach dem Schiffe.

Zweihundertunddrittes Kapitel.

Rückkehr nach Malacca. Der ehrwürdige Vater Franz Xavier.

Vierzehn Tage nach unserer Abreise von Hiamongoh, wo wir am 6. Januar 1547 die Anker gelichtet hatten, erreichten wir Chincheo, einen der berühmtesten und reichsten Häfen des chinesischen Reiches; als wir aber hörten, daß ein berüchtigter Seeräuber diese Gegend unsicher mache, so nahmen wir unsern Weg nach Lamau, wo wir uns mit Lebensmitteln versahen und nach einer glücklichen Fahrt Malacca erreichten. Hier trafen wir den ehrwürdigen Vater Franz Xavier, Rector der Gesellschaft Jesu in diesen Gegenden Indiens, welcher vor kurzer Zeit mit dem Rufe eines heiligen Mannes von den moluccischen Inseln gekommen war, mit dem ihn das Volk wegen der großen Wunder, die man von ihm hörte, beehrt hatte. Sobald er vernahm, daß wir zwei Japaner an Bord hatten, ließ er uns zu sich in das Hospital, wo er wohnte, kommen und nahm diese, nachdem wir ihm erzählt hatten, auf welche Weise sie zu uns gekommen waren, mit sich nach Goa, um sich ihrer in Japan, wohin er im nächsten April zu gehen und den christlichen Glauben zu predigen gedachte, als Dolmetscher zu bedienen. Er führte auch seinen Vorsatz aus, und der eine der Japaner, welcher in der Taufe den Namen Paul vom heiligen Glauben erhielt, wurde von seinen Landsleuten spä-

ter nach China verbannt und von Räubern ermordet. Simon de Mello, zu jener Zeit Befehlshaber der Festung auf Malacca, gab dem ehrwürdigen Vater bei seiner Abreise einen Brief mit an den portugiesischen Statthalter Dom Juan de Castro, worin er demselben berichtete, daß er Zeuge der wunderbaren Prophezeiung gewesen sei, welche der ehrwürdige Franz Xavier in der Kathedralkirche zu Malacca während des Krieges gegen die Achemer von sich gegeben habe, und welche der Wahrheit gemäß auf folgende Weise erzählt wird. Am 9. October 1547 kam um Mitternacht eine mit fünftausend Kriegern bemannte Flotte des Königs von Achem in den Hafen, worin unsere Schiffe vor Anker lagen, in der Absicht, die Festung zu überrumpeln. Da ihnen aber diese Absicht nicht gelang, so gingen sie nach der Insel, wo sich unsere Fahrzeuge befanden, und steckten sechs oder sieben Schiffe in Brand, unter welchen sich auch eins, welches dem Könige gehörte und erst vor wenigen Tagen mit einer Ladung von Muscatnüssen von Banda gekommen war, befand. In der Festung herrschte schreckliche Verwirrung; als man aber bei Tagesanbruch von derselben aus die feindlichen Segel gewahrte, ließ der Befehlshaber das schwere Geschütz auf sie abfeuern, worauf sie sich auf eine nahe Insel zurückzogen und die Nacht erwarteten, um einen neuen Angriff zu versuchen. Eine Barke, welche zufällig vom Fischfange zurückkehrte, wurde hier von ihnen aufgebracht; sie schnitten den Fischern Nasen, Ohren und Fußzehen ab und schickten sie in diesem Zustande an den Befehlshaber der Festung nebst folgendem mit ihrem Blute geschriebenen Briefe: „Ich, Biyayah Soora, König von Achem und des Landes beider Meere, ich gebiete Dir, Deinem Könige kund zu thun, daß ich in seinem Meere, wo ich jetzt segle, so lange fischen will, als es mir gefällt, denn Du sollst wissen, daß Dein König besiegt und sein Banner niedergeworfen wird; er soll deshalb sein Haupt unter die Füße meines Gebieters legen und fürder sein Sclave sein. Wenn Du aber so keck bist, Dich meinem Vorhaben widersetzen zu wollen, so werde ich Dich an der Stelle, wo Du mich jetzt siehst, erwarten.“ Als dieses Schreiben von den Verstümmelten dem Befehlshaber der Festung überbracht wurde, fingen mehrere seiner Leute an, über die Prahlerei des Königs von Achem zu spotten; der ehrwürdige Vater Franz Xavier tadelte aber dies Benehmen und hielt es für zweckmäßiger, den Ungläubigen entgegen zu gehen und von ihnen die gebührende Achtung

vor dem christlichen Namen zu erzwingen. Der Befehlshaber war zwar auch dieser Ansicht, bedauerte aber, nicht über die zur Ausführung dieses Vorschlags nöthigen Mittel gebieten zu können, da ihm nur wenige Fahrzeuge, die überdies in erbärmlichem Zustande seien, zur Verfügung ständen. „Wenn nichts weiter nöthig ist, als die Ausbesserung der Fahrzeuge," erwiderte Franz Xavier, „so will ich nicht nur die Herstellung derselben übernehmen, sondern auch zur Ehre Gottes mit euch gegen die Feinde des Kreuzes in den Kampf gehen." Viele angesehene Leute, durch diese Worte wunderbar ermuthigt, riefen: man dürfe nicht den Namen eines Christen tragen, sondern müsse eher ein Jude heißen, wenn man sich weigere, unter einer so guten Führung sich mit dem Feinde zu messen. Der Befehlshaber nahm den ehrwürdigen Vater, um ihn von der Sachlage zu überzeugen, bei der Hand und führte ihn zu dem Factor, welcher die Arbeiten im Hafen zu überwachen hatte; dieser aber, aufgefordert, die Fahrzeuge herzustellen, bedauerte, daß es an Allem, was dazu nöthig sei, fehle, und als der Befehlshaber darüber sehr betrübt war, erhob Xavier die Augen zum Himmel und betheuerte, daß Gott den Kampf für die heilige Sache verlange und den Kämpfern gewiß in Allem beistehen würde, trat dann zu jedem einzelnen der Hauptleute und bat ihn, eins der Schiffe, das er ihm bezeichnen würde, in brauchbaren Stand zu setzen. Sie begannen sogleich die Arbeit, und die kleine Flotte, zu deren Herstellung man wenigstens einen Monat zu brauchen glaubte, lag in fünf Tagen segelfertig da. Sie bestand aus acht Schiffen und war mit hundertundachtzig tapferen Kämpfern bemannt; zum Admiral ernannte Simon de Mello seinen Schwager Francisco Deeça; den ehrwürdigen Vater Xavier, welcher sich ebenfalls einschiffen wollte, baten Alle einstimmig, die Festung nicht zu verlassen, um den Zurückbleibenden nicht den Muth zu benehmen, wozu er sich auch endlich bereit erklärte.

Zweihundertundviertes Kapitel.

Die Flotte rüstet sich zur Abfahrt. Unglücklicher Zufall.

Als das kleine Geschwader zur Abfahrt bereit war und der Admiral unter allgemeinem Jubel gerade sein Schiff besteigen wollte, fing dieses an zu sinken, so daß sich die Mannschaft nur mit Mühe zu retten vermochte. Dieser Unfall brachte nicht nur Schrecken und Betrübniß über das Volk, sondern veranlaßte auch die bis jetzt muthige Mannschaft, die sogleich wieder an's Land ging, zum Murren und zu ungeziemenden Reden gegen den Befehlshaber und den ehrwürdigen Vater Xavier, welchen sie vorwarfen, daß sie die kleine Schaar, welche sie gegen eine große Uebermacht ausschickten, in die Hände des Königs von Achem zu liefern und einem gewissen Verderben zu weihen gedächten. Da der Befehlshaber sie nicht zu besänftigen vermochte, so schickte er einen Boten zu Xavier, welcher gerade im Lesen der Messe begriffen war, aber diese erst ruhig und unbekümmert endigte, bis er dem Ueberbringer der unangenehmen Nachricht Gehör schenkte. Als er sich darauf sogleich in den Hafen verfügte, kam ihm der Zollschreiber entgegen und sagte ihm, daß das Unternehmen, welches man beabsichtigt habe, eine Tollkühnheit, und daß der Untergang des Admiralschiffs, des besten des ganzen Geschwaders, ein Wink Gottes sei, welcher größeres Unheil verhüten wolle. Xavier achtete aber nicht auf diese Reden, trat mit heiterer, zuversichtlicher Miene in die Mitte der Mannschaft und fragte sie nach ihrer Meinung. Diese erklärte aber, durch eine unsichtbare Macht begeistert, einstimmig, sie wolle nicht das Versprechen, das sie Gott geleistet, zurücknehmen, und wenn sie auch ihren gewissen Tod vor Augen sähe, sie würde mit sieben Schiffen auch ausrichten, was sie mit acht ausgerichtet hätte. Der ehrwürdige Vater lobte sie sehr wegen ihres Entschlusses und hob ihren Muth durch eine begeisterte Rede, worin er ihnen die Versicherung gab, daß für das gesunkene Schiff vor Ablauf des Tages zwei andere erscheinen würden. Simon de Mello verfügte sich darauf mit dem Admiral und anderen Freunden in die Festung zum Mittagsmahle, wozu er sie eingeladen hatte. Viele schüttelten indessen über das Versprechen Xavier's ungläubig den Kopf und hielten es für einen

Scherz. Aber siehe da, vor Sonnenuntergang brachte man die Nachricht, daß zwei portugiesische Fahrzeuge in nördlicher Richtung in Sicht seien, worüber in der Festung sich großer Jubel erhob. Simon de Mello ließ sogleich ein wohlgerüstetes Boot auslaufen, um Kundschaft einzuziehen; dieses kehrte alsbald mit der Nachricht zurück, daß es zwei mit sechzig Portugiesen bemannte Schiffe unter den Befehlen des Hauptmanns Diego Suarez und seines Sohnes Balthasar seien, welche von Patane kämen und ihren Weg nach Pegu nehmen wollten. Xavier bestieg sogleich das Boot und verfügte sich zu Suarez, welchen er leicht bewog, in den Hafen von Malacca einzulaufen und an dem Kampfe gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Dieser Diego Suarez war derselbe, welcher, wie ich schon erzählt habe, in Pegu zu hohen Ehren und Reichthümern gelangte, aber zuletzt wegen einer übermüthigen That von dem Volke gesteinigt wurde.

Zweihundertundfünftes Kapitel.

Abfahrt des Geschwaders gegen die Ungläubigen.

Diego wurde bei seiner Landung mit Jubel empfangen und zu dem ehrwürdigen Vater Xavier geführt, wo eine Berathung stattfand und der Kampf gegen den übermüthigen König von Achem beschlossen wurde. Nachdem der nöthige Vorrath an Lebensmitteln herbeigeschafft war, verließ die kleine Flotte, welche jetzt zweihundertunddreißig auserwählte und erprobte Krieger an Bord nehmen konnte, am 25. October 1547 den Hafen von Malacca und erreichte in vier Tagen Pullio Cambilan, welches ungefähr sechzig Meilen entfernt war; und da Francisco Deeça die Weisung hatte, nicht weiter vorzugehen, so blieb er daselbst mehrere Tage, um die feindliche Flotte zu erwarten. Da sich kein Schiff an der ganzen Küste zeigte, und da er auch nichts über den Aufenthalt der Gegner erfahren konnte, so beschloß man dem erhaltenen Befehle gemäß in den Hafen von Malacca zurückzukehren; der Wind blieb jedoch andauernd so ungünstig, daß man gezwungen war, vor Anker zu gehen, und in große Verlegenheit gerieth,

da die Lebensmittel zu Ende gingen. Man sah sich endlich genöthigt, um sich solche zu verschaffen, in nördlicher Richtung weiter zu segeln. An der Küste von Queda an dem Parlesflusse, wo die Portugiesen Wasser einzunehmen beabsichtigten, begegneten sie einer Fischerbarke, von welcher sie erfuhren, daß ihr König nach Patane entflohen sei, weil ein aus fünftausend Mann bestehendes Heer aus dem Reiche Achem sich in der Nähe befinde und eine Festung baue, um den portugiesischen Schiffen aufzulauern, welche fortan ihren Weg von Bengalen nach Malacca zu nehmen gesonnen seien, und alle Christen, die in ihre Hände fielen, über die Klinge springen zu lassen. Der Admiral war über diese Nachricht sehr erfreut und versammelte sogleich den Kriegsrath, welcher beschloß, drei leichte Boote den Fluß hinaufgehen zu lassen, um den Feind auszukundschaften. Sie stießen schon in einer Entfernung von sechs Meilen vom Meere auf mehrere feindliche Fahrzeuge, welche sie, ehe sie sich in ihrer Ueberraschung zur Gegenwehr rüsten konnten, nahmen und zur Flotte zurückkehrten. Die Gefangenen, obschon man sie auf das Grausamste folterte, waren zu keinem Geständnisse zu bringen und starben lieber unter den größten Martern, bis die letzten endlich versprachen, die Wahrheit zu bekennen. Von ihnen erfuhr man, daß die Flotte des Königs von Achem, welcher die Annäherung der Portugiesen durch den vernommenen Kanonendonner kund geworden sei, am nächsten Tage erscheinen werde. Am folgenden Tage stellte der Admiral die Flotte in Schlachtordnung und bestieg ein Boot, um sich den einzelnen Schiffen zu nähern und die Mannschaft zur Tapferkeit anzufeuern, wobei er ihnen insbesondere die Reden des Vaters Franz Xavier in's Gedächtniß zurückrief, welcher ihnen den Sieg verheißen hatte, wenn sie muthig für den christlichen Glauben kämpfen und stets den Namen Christus in ihrem Herzen bewahren und ihn wiederholen würden. Alle versprachen als wahre Christen zu siegen oder zu sterben. Kaum hatte der Admiral sein Schiff wieder bestiegen, als der Feind sichtbar wurde und sich mit furchtbarem Geschrei und unter dem Lärm einer kriegerischen Musik näherte. Den Vortrab bildeten drei türkische Galeeren, bei welchen sich in einer leichten Barke Bijayah Soora, der feindliche Admiral, befand, ihnen folgten in neun Reihen vierundfünfzig Schiffe, welche alle stark bemannt und gut mit Geschütz versehen waren, so daß man diese wohlgeordnete und große Tapferkeit versprechende Kriegs-

macht, welche nach dem Blute der Christen dürstete und des Sieges und reicher Beute sicher war, nicht ohne Zittern betrachten konnte.

Zweihundertundsechstes Kapitel.

Kampf mit der Flotte von Achem und glänzender Sieg.

Als die feindliche Flotte unsere Schiffe, die sich hinter einem Vorgebirge aufgestellt hatten, gewahrte, begann sie sogleich ihren Angriff auf die ersten drei Fahrzeuge, auf deren mittelstem sich der Admiral befand, und feuerte ihre Geschütze ab, welche aber so schlecht gerichtet waren, daß die Kugeln, ohne uns irgend einen Schaden zuzufügen, in's Wasser schlugen. Eine Kugel aber, welche das von Diego Suarez befehligte Schiff den Gegnern zusandte, fiel mit solchem Erfolge in die Barke Biyayah's, daß diese untersank und ein großer Theil der Mannschaft verwundet wurde. Als nun die türkischen Galeeren herbeieilten, um den dem Ertrinken nahen Biyayah zu retten, verwickelten sie sich durch die Gewalt des reißenden Stromes mit den übrigen Fahrzeugen und gaben uns Gelegenheit, unser Geschütz wirken zu lassen, was auch mit solchem Nachdrucke geschah, daß viele Schiffe sanken oder kampfunfähig wurden; dadurch wuchs nicht wenig der Muth unserer Leute, welche nun immer näher rückten und Brandraketen unter die Ruderknechte der feindlichen Flotte warfen, welche unter denselben solchen Schrecken verursachten, daß sie in der Verzweiflung größtentheils über Bord sprangen und die Fahrzeuge in unserer Gewalt ließen. Nur drei entkamen und auf einem derselben der tödtlich verwundete Biyayah. Auf den erbeuteten Schiffen fielen außer anderen Waffen dreihundert Geschütze in unsere Hände, und viele derselben waren früher den Portugiesen abgenommen worden, wie die darauf befindlichen Wappen bewiesen. Bei der Musterung unserer Leute ergab es sich, daß sechsundzwanzig im Kampfe den Tod gefunden hatten, aber nur fünf derselben waren Portugiesen; es befanden sich aber deren siebenzig unter hundertundfünfzig Verwundeten. Die Nachricht von diesem Siege verbreitete sich schnell

in der ganzen Umgegend, und der König von Parles, welcher aus Furcht vor dem grausamen Feinde in die Wälder entflohen war, sammelte ohne Verzug fünfhundert seiner Unterthanen, mit welchen er den umzäumten Ort, welchen die Achemer ihm abgenommen hatten, eroberte und die ihm geraubten Schätze wieder in seine Gewalt brachte. Die Kranken des Heeres von Achem, welche hier zurückgelassen worden waren, wurden alle schonungslos niedergemacht. Der König von Parles aber unterwarf sich dem König von Portugal und versprach einen jährlichen Tribut zu entrichten. Später erhaschten wir noch in einem Boote fünfzehn auf der Flucht befindliche Achemer, welche auf der Folter bekannten, daß von ihrer Seite viertausend Menschen umgekommen waren, unter welchen sich viele der angesehensten Leute ihres Volkes befanden.

Zweihundertundsiebentes Kapitel.

Xavier's Voransverkündigung dieses Sieges zu Malacca.

Die portugiesische Flotte war bereits zwei Monate aus dem Hafen von Malacca ausgelaufen, ohne daß irgend eine Nachricht von ihr verlautete. Xavier hatte unterdessen nach allen seinen Predigten ein Pater noster und Ave Maria beten lassen, um den Herrn zu bitten, unseren Brüdern den Sieg zu verleihen. Das Volk folgte bereitwillig dieser Aufforderung mehrere Wochen lang, als aber die Frist verstrichen war, in welcher man den Ausgang des Treffens erfahren konnte, aber nichts Bestimmtes erfuhr, fing man an, nicht mehr an einer gänzlichen Niederlage unserer Leute zu zweifeln, besonders da unter den Muhamedanern das Gerücht ging, sie seien bei den Untiefen von Pera geschlagen und ihre erbeuteten Schiffe nach Achem gebracht worden, nachdem die ganze Bemannung habe über die Klinge springen müssen. Der Befehlshaber von Malacca kam durch diese Reden in solche Verlegenheit, daß er seine Wohnung fast nicht mehr zu verlassen wagte; auch der König von Jantana, der Sohn des früheren Beherrschers von Malacca, welcher auf Sumatra wohnte, kam auf dieses Gerücht mit einer Flotte von dreihundert Segeln in den drei Meilen von

unserer Festung entfernten Fluß Muhar, um sich Gewißheit zu verschaffen und dann einen Angriff auf uns zu versuchen. Er überschickte deshalb ein Schreiben an Simon de Mello, unsern Befehlshaber, in welchem er sein Bedauern über den durch die Achemer erlittenen Verlust aussprach und seine Hülfe anbot; Mello aber, welcher diese Tücke durchschaute, erwiderte höflich, daß er mit Allem, was er zu seiner Vertheidigung nöthig habe, hinlänglich versehen sei, und daß er für sein freundliches Anerbieten danke. Als bald darauf einige seiner auf Kundschaft ausgeschickten Boote von Quedah ihm die Nachricht von unserem Siege brachten, war er darüber so ergrimmt, daß er den Boten, welcher ihm zuerst diese Meldung mittheilte, hinrichten ließ und sogleich unter Segel ging, wodurch wir von einem gefährlichen Feinde befreit wurden. Als Xavier aber, ohne die Gerüchte zu beachten, fortwährend die Gebete verrichten ließ, fing das Volk an, welches von dem Tode der Seinigen überzeugt war, laut zu murren und die Schuld des Unglücks dem Befehlshaber und dem Vater Xavier zuzuschreiben. Als dieser wieder am sechsten Tage des Decembers seine Predigt beinahe beendigt hatte, wandte er auf einmal zum Erstaunen aller Anwesenden sein Antlitz weinend zu dem Bilde des Gekreuzigten, ahmte durch seine Geberden den Hergang einer Schlacht nach und fing an, Gott inständigst für den Sieg der Unsrigen zu bitten. Zuletzt neigte er sein Haupt auf die Kanzel, als ob er von einer schweren Arbeit ausruhe, und nachdem er einige Augenblicke in dieser Stellung zugebracht hatte, erhob er sich schnell und sprach frohlockend: „Betet ein Pater noster und ein Ave Maria zum Danke für den Sieg, welchen der Herr den Unsrigen verliehen hat!" wodurch alle Anwesenden zu Thränen gerührt wurden. Sechs Tage später lief ein Boot von der Flotte ein, welches die Nachricht von der Gewißheit unseres Sieges überbrachte. Die Schlacht war am Sonntage vorher des Morgens nach zehn Uhr, gerade zu der Zeit, wo Xavier sie in seinem Geiste gesehen und den Sieg verkündet hatte, vorgefallen, und das Ansehen des Vaters stieg dadurch in den Augen des Volkes so sehr, daß es keinen Zweifel an seiner Heiligkeit fortan hegte.

Zweihundertundachtes Kapitel.

Franz Xavier's Reise nach Japan.

Im December desselben Jahres begab sich Xavier nach Goa, um sich hier nach Japan einzuschiffen und dort den christlichen Glauben zu predigen. Der Tod des Vicekönigs Dom Joan de Castro, welcher im Juni 1548 starb, verzögerte aber die Ausführung dieses Vorhabens, und erst Garcia de Saa, Castro's Nachfolger, fertigte im April 1549 dem Missionäre die nöthigen Beglaubigungsschreiben aus, mit welchen er nach Malacca kam, wo ihm Dom Pedro de Sylva, welcher damals Befehlshaber dieser Festung war, ein Schiff und alles zur weiteren Reise Nöthige zur Verfügung stellen sollte. Der Befehl wurde aber so nachlässig und säumig ausgeführt, daß Xavier sich, nachdem er manche Widerwärtigkeiten erfahren, genöthigt sah, im Juni die Junke des chinesischen Seeräubers Necoda zu besteigen. Im August landete er glücklich in dem japanesischen Hafen Canquerumah, wo er von dem Könige und dem Volke sehr wohl aufgenommen wurde, worüber die Priester oder Bonzen nicht wenig aufgebracht waren, weil er eine ihrem Gesetze widerstrebende Lehre verkündete; sie suchten ihn auch bei dem Könige zu verdächtigen, dieser wies aber ihre Verleumdungen zurück und hielt fest an seinem Worte, welches er gegeben hatte, und schützte die Fremden nachdrücklich, ohne sie in ihrem Bekehrungseifer zu hindern. Später aber brach Xavier, nachdem er eine kleine christliche Gemeinde gestiftet hatte, auf und begab sich nach dem weiter nördlich liegenden Königreiche Firando; auch hier wirkte er segensreich und beabsichtigte dann die Stadt Miaco, welche auf der östlichsten Insel des japanesischen Reiches liegt und die als der Hauptort desselben betrachtet wird, zu besuchen. Da man aber auf allen dahin führenden Wegen den Fremden Zoll abverlangt, so sah sich Xavier genöthigt, einem reichen Japaner als Diener zu folgen und hinter dem Pferde desselben herzulaufen. Auch war es ihm nicht vergönnt, den König zu sehen, da für eine Audienz bei demselben sechshundert Ducaten verlangt wurden, welche Summe dem Glaubensprediger nicht zu Gebote stand. Er hatte also die beschwerliche Reise umsonst unternommen und mußte nach Firando zurückkehren. Als ihm in der

Folge durch Kaufleute die Nachricht zukam, daß in dem Königreich Bungo ein portugiesisches Schiff angekommen sei, so schickte er einen von ihm bekehrten Japaner, auf welchen er sehr vertraute, mit Briefen nach Bungo, um über die Ankömmlinge Näheres zu erfahren, und zu hören, wann sie nach China zurückreisen würden. Duarte de Gama, der Befehlshaber des Schiffes, mit welchem auch ich die Reise nach Japan gemacht hatte, antwortete sogleich, theilte ihm die neuesten Ereignisse mit und bot ihm eine Wohnung auf einem seiner Schiffe an, welche im nächsten Januar nach Goa zurücksegeln sollten. Xavier war über dieses günstige Anerbieten nicht wenig erfreut und machte sich schon nach drei Tagen auf den Weg nach Funcheo, der Hauptstadt des Königreichs Bungo, wo wir Portugiesen, dreißig an der Zahl, in dem nahen Hafen Fingeo mit unserm Schiffe vor Anker lagen, um Handelsgeschäfte zu treiben. Zwei Meilen von der Stadt mußte aber der ehrwürdige Vater in einem Orte, welcher Pimlarau hieß, bleiben, weil ihn heftige Kopfschmerzen überfielen und weil seine Füße von dem sechzig Meilen betragenden Wege so angeschwollen waren, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte und ruhig die Heilung derselben abwarten mußte.

Zweihundertundneuntes Kapitel.

Ankunft Franz Xavier's zu Fingeo.

Als Duarte de Gama, der Befehlshaber unseres Schiffes, die Nachricht erhielt, daß Xavier krank in Pimlarau eingetroffen sei, hielt er mit seinen Leuten Rath, was man in diesem Falle zu thun habe, und es wurde beschlossen, ihn an dem genannten Orte aufzusuchen. Wir brachen also sogleich auf, und als wir einen Weg von etwa einer Viertelmeile zurückgelegt hatten, sahen wir ihn in Gesellschaft zweier Eingeborenen uns entgegenkommen. Diese Begleiter waren reiche Leute aus den höheren Ständen, deren Güter man aber, weil sie Christen geworden waren, hinweggenommen hatte. Wir saßen in festlichem Anzuge auf schönen Pferden und waren nicht wenig erstaunt, den Glaubensprediger in so armseligem

Aufzuge daherwandern zu sehen. Er war zu Fuße und trug auf seinen Schultern einen schweren Pack, worin alle zur Feier der Messe nöthigen Geräthschaften enthalten waren, und womit seine Gefährten sich abwechselnd mit ihm belasteten. Da er keins der ihm angebotenen Pferde annehmen wollte, so waren wir gezwungen, ihm zu Fuße zu folgen, obschon er dies nur sehr ungern zugab. Als wir uns der Stelle, wo unser Schiff vor Anker lag, näherten, wurde unser sämmtliches Geschütz gelöst, was durch die nahen Felsen einen solchen Widerhall verursachte, daß der König, welcher gerade in der Stadt anwesend war, glaubte, wir seien im Kampfe mit einem Seeräuber, und einen Boten zu Gama herausschickte, um ihm seinen Beistand anzubieten. Der Hauptmann erwiderte aber mit höflichem Danke, das Geschütz werde abgefeuert wegen der Ankunft Franz Xavier's, vor welchem der König von Portugal große Ehrfurcht habe. Der Bote war höchlich erstaunt und versicherte, daß die Bonzen dem Könige eine ganz andere Ansicht von diesem Manne beigebracht und ihn beredet hätten, daß man ihn für keinen heiligen Mann halten dürfe, sondern als einen Zauberer betrachten müsse, dem die Thoren nachliefen; auch sei er so arm und elend, daß selbst die Flöhe, mit denen er bedeckt sei, aus Mitleid an seinem Fleische nicht anbeißen wollten. Man gab dem Boten die richtige Aufklärung, und als dieser dem Könige die Wahrheit hinterbrachte, richtete der Beherrscher von Bungo sogleich ein Schreiben an Xavier, worin er den Heiligen inständigst bat, ihn in seinem Palaste zu besuchen. Um die Bonzen Lügen zu strafen, beschlossen wir, Xavier in einem feierlichen Aufzuge zu dem Könige zu geleiten, und obschon dieser Beschluß dem demüthigen Glaubenspredigèr nicht gefiel, so mußte er sich doch demselben fügen, weil wir große Vortheile aus diesem Verfahren zu ziehen gedachten. Nachdem wir also bei dem Schalle von Trompeten und anderer Instrumente in unserer Schaluppe an dem Quai unter dem Andrange einer ungeheuren Menschenmenge, welche das ihnen neue Schauspiel anstaunten, gelandet waren, setzte sich unser Zug in folgender Ordnung in Bewegung. Voran gingen dreißig in unseren Diensten stehende Knaben, welche in ihren schönsten Kleidern prangten und mit goldenen Halsketten geschmückt waren. Nach diesen kam der ehrwürdige Franz Xavier in seinem schwarzen Ordensanzuge; hinter ihm schritt der Befehlshaber unseres Schiffes mit einem Commandostabe in der Hand und umgeben von den

ältesten und angesehensten Kaufherren, welche gleichsam als seine Diener verschiedene Gegenstände trugen; so trug der eine ein Buch in einer Tasche von weißem Seidenzeug, der andere ein Paar Pantoffeln von schwarzem Sammet, der dritte ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf, der vierte ein Bild der Madonna, welches in veilchenblauen Damast gehüllt war, und der letzte einen kleinen Sonnenschirm. So schritten wir durch die neun Hauptstraßen der Stadt, wo sich die Einwohner gesammelt und die Häuser bis auf die Dächer besetzt hatten.

Zweihundertundzehntes Kapitel.

Empfang in dem königlichen Palaste.

Als wir in dem ersten Hofe des königlichen Palastes ankamen, empfing uns der Befehlshaber der aus sechshundert mit Speeren und Schwertern bewaffneten Leuten bestehenden Leibwache, durch deren Mitte wir in einen langen Gang eintraten, wo die erwähnten Kaufleute die von ihnen getragenen Gegenstände dem Vater Xavier knieend überreichten, worüber die Anwesenden nicht wenig erstaunt waren und laut ihre Ueberzeugung aussprachen, daß die Bonzen dem Könige nur Unwahrheiten zu hinterbringen gewagt hätten. Aus dem Gange gelangten wir in einen großen, mit Hofleuten angefüllten Saal, wo ein Kind von sechs bis sieben Jahren, welches ein Greis an der Hand führte, sich dem ehrwürdigen Vater näherte und folgende Ansprache an ihn richtete: „Deine Ankunft in diesem Hause wird dem Könige, meinem hohen Herrn, so angenehm sein, wie Dir und ihm angenehm ist das Wasser, welches Gott vom Himmel sendet, wenn die Fluren dessen bedürfen. Tritt ein furchtlos und freudig, denn ich schwöre Dir bei dem Gesetze der Wahrheit, daß alle guten Leute Dich eben so lieben, wie die bösen über Dein Erscheinen betrübt sind, als nahe ihnen eine dunkle und regnerische Nacht." Als Xavier in höflichen Worten seinen Dank für den wohlwollenden Empfang ausgesprochen hatte, fuhr das Kind fort: „Gewiß muß Dein Verlangen groß sein, weil Du Dich gewürdigt hast, in ein fremdes Land zu

kommen, wo Du wegen Deiner Armuth geschmäht wirst, aber die Güte Gottes ist unvergleichlich groß, weil ihm diese Armuth besser gefällt, als die Meinung unserer Bonzen zugestehen will." „Der Herr, welcher in der Höhe des Himmels wohnt," entgegnete Xavier, „wird verleihen, daß diese Wolken vor den Augen schwinden und meine Feinde ihren Irrthum und ihre Blindheit erkennen." Nachdem wir noch mehrere reich geschmückte Räume, in welchen sich viele Edelleute befanden, die sich vor Xavier bis auf den Boden verbeugten, durchschritten hatten, traten wir in ein Gemach, wo der König bereit stand, den ehrwürdigen Vater zu empfangen. Er schickte sich an, vor dem Könige nieder zu fallen, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen; der König wollte dies aber nicht zugeben, sondern hob seinen Gast selbst auf und verbeugte sich vor ihm bis zum Boden. Sodann nahm er ihn bei der Hand und ließ ihn an seiner Seite sitzen, was bei den anwesenden Hofleuten großes Erstaunen erregte. Darauf sprach er so laut, daß alle im Gemache Befindlichen es hören konnten: „Wie glücklich würden wir sein, wenn wir wissen könnten, woher es kommt, daß dieser Mann so klar sieht, während wir so sehr mit Blindheit geschlagen sind, und immer so einfach und der Natur gemäß spricht, während unsere Bonzen nur Verwirrtes reden, welches in den Menschen von gesundem Verstande Zweifel erregt und an der Richtigkeit ihrer Aussprüche zweifeln läßt." Ein Bonze, welcher anwesend war, entgegnete dem König, daß er diese Dinge nicht verstehe, weil er nicht die nöthigen Studien gemacht habe, und daß es keinem Zweifel unterliege, daß die Bonzen heilige Leute seien, da sie ihr Leben in einer Religion zubrächten, die Gott wohlgefalle, weil sie eine beständige Keuschheit beobachteten und sich der frischen Fische enthielten, die Kranken heilten und den Todten, die ihnen ihre Güter hinterließen, Pässe für das Himmelreich ausstellten, indem sie große Freunde der Sonne, der Sterne und der Seligen des Himmels seien, mit denen sie oft des Nachts Umgang pflegten, und die sie nicht selten mit ihrer Umarmung beehrten. Diesen und andern Unsinn brachte der Bonze mit solchem Ingrimme vor, und nannte in seinem Zorne den König wiederholt einen verblendeten Sünder, so daß ihm dieser endlich Stillschweigen gebot und ihm befahl, sich zu entfernen. Der ehrwürdige Vater suchte den König zu besänftigen, worauf dieser den Bonzen ersuchte, erst dann weiter zu sprechen, wenn sich sein Zorn gelegt habe. Der Unverschämte rief

aber, „möge das Feuer des Himmels den verzehren, welcher so spricht," und verließ in der größten Aufregung das Gemach. Der König und seine Hofleute fingen an, über den Vorfall zu scherzen, und da unterdessen die Zeit zum Mittagsmahle gekommen war, so wurde der König mit Speise bedient. Franz Xavier lehnte die Einladung, daran Theil zu nehmen, mit der größten Höflichkeit ab, als man ihm bemerkte, daß man dies als Beleidigung betrachte, so nahmen er, unser Schiffshauptmann und wir anderen Portugiesen das uns angebotene Gericht, welches aus Reis bestand, mit dem größten Danke an.

Zweihundertundelftes Kapitel.

Abschied von dem Könige und Wortstreit mit den Bonzen.

Franz Xavier weilte sechsundvierzig Tage in der Stadt Fucheo und bekehrte während dieser Zeit viele Einwohner zur christlichen Religion; auch mit dem Könige blieb er in stetem Verkehr und bewog ihn, von manchen schändlichen Gebräuchen zu lassen. So wurde durch seine Vermittelung ein strenges Gesetz gemacht, welches den Frauen bei schwerer Strafe verbot, ihre Leibesfrucht zu tödten, wie sie seither nach der Lehre der Bonzen zu thun gewohnt waren; auch andere unnatürliche Laster, in welchen man nichts Schändliches sehen wollte, wurden abgestellt. Während der Anwesenheit Xavier's durfte kein Bonze am Hofe erscheinen, und wenn er längere Zeit Gelegenheit gehabt hätte, mit dem Könige umzugehen, so hätte er ihn sicher zum christlichen Glauben bekehrt, so gewichtige Gründe dieser auch haben mochte, einen solchen Schritt zu vermeiden. Da unterdessen die für unsere Abreise festgesetzte Zeit herangerückt war, so begaben wir uns Alle eines Morgens zu dem Könige, um Abschied von ihm zu nehmen und ihm für die gute Aufnahme, die er uns in seinem Lande gewährt hatte, zu danken. Der König war sehr betrübt über unsere Entfernung, und besonders über den Nachtheil, daß er jetzt der belehrenden Unterhaltung Xavier's entbehren müsse; das Versprechen desselben, bald wieder nach Fucheo zu kommen, vermochte ihn kaum zu trö-

sten. Die Bonzen aber, welche, weil sie sich lächerlich gemacht hatten, sehr ungehalten waren und ihn gewöhnlich einen räudigen Hund nannten, der durch seine Zauberei die thörichten Menschen zu verlocken suche und von dem Fleische der Todten, welche er des Nachts ausscharre, lebe, verbreiteten unter dem Volke den Glauben, der König würde sein Reich verlieren und vom Feuer verzehrt werden. Eben so sehr haßten sie uns und trachteten uns zu verderben; um die Absicht zu erreichen, beschieden sie ihren berühmtesten Bonzen, welcher in einem mehrere Meilen entfernten Tempel wohnte und für den Inbegriff aller Weisheit galt, nach Fucheo, um Franz Xavier zu Schanden zu machen. Am Vorabende des Tages, an welchem wir unter Segel gehen wollten, traf der Bonze, welcher sich Fucarandono nannte, ein und verlangte, Xavier gegenüber gestellt zu werden. Als er endlich, obwohl nur mit Mühe und auf Zureden der Portugiesen von dem Könige die Gewährung dieser Bitte erhielt, erschien er mit großer Anmaßung vor dem ehrwürdigen Vater und fragte ihn nach der üblichen Begrüßung, ob er ihn noch kenne. Als dieser mit nein antwortete, fragte der Bonze weiter, ob er noch von der Waare besitze, die er ihm zu Frenojama verkauft habe; Xavier entgegnete ruhig, daß er nie Kaufmann gewesen sei und daß er eben so wenig den Ort Frenojama kenne, worauf Fucarandono ihm höhnisch vorwarf, daß er ein sehr schlechtes Gedächtniß habe, denn er habe ihm vor fünfzehnhundert Jahren einige Stücke Seidenzeug verkauft, welche von ihm wieder mit großem Gewinne verhandelt worden seien. Auf die einfache Frage Xavier's, wie dies könne möglich gewesen sein, da nach der eigenen Aussage der japanischen Gelehrten ihr Reich kaum sechshundert Jahre bewohnt sei, erwiderte der Bonze mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit, er müsse ihn wegen seiner Unwissenheit bedauern und belehren, daß die Welt nie einen Anfang gehabt habe und die Menschen nie ein Ende nehmen würden, sondern daß sie bestimmt seien, nach ihrem Tode in einen anderen Körper überzugehen, und diejenigen von ihnen, die mit einem guten Gedächtniß begabt gewesen seien, sich ihres früheren Zustandes erinnerten. Nachdem Xavier diese Träumerei durch natürliche Gründe auf das Augenscheinlichste widerlegt hatte, der Bonze jedoch hartnäckig an seiner Behauptung festhielt, setzte sich der König, des langen Haders müde, ärgerlich zu Tische und verabschiedete den

Unverbesserlichen mit den Worten, daß er ihm den Kopf würde abschlagen lassen, wenn er nicht das Glück hätte, ein Bonze zu sein.

Zweihundertundzwölftes Kapitel.

Wiederholter Wortstreit mit dem Bonzen.

Das unnachsichtige Verfahren des Königs gegen Fucarandono verursachte eine Empörung sämmtlicher Bonzen gegen ihn; sie beredeten die Frommen, der König verachte ihre Religion, schlossen deshalb alle Tempel, verrichteten keine Opfer, und spendeten den Armen keine Almosen, weshalb der König seiner ganzen Klugheit bedurfte, um die Gemüther zu beruhigen. Da auch wir Portugiesen Unangenehmes befürchteten, so schifften wir uns schneller, als es die Klugheit gebot, ein und baten Xavier, sobald er seine nöthigsten Geschäfte besorgt habe, ebenfalls an Bord zu kommen, er weigerte sich aber entschieden, als deshalb der Schiffshauptmann Duarte de Gama, welcher Schlimmes für den ehrwürdigen Vater befürchtete, sich selbst an's Land begab und die Bitte wiederholte, stellte ihm Xavier vor, daß er sich nicht entschließen könne, mit uns abzusegeln, weil dies den Neubekehrten zum großen Aergerniß gereichen und die Früchte seiner Bemühungen nicht zur Reife gelangen lassen würde. Gama fand diese Gründe eben so klug als lobenswerth, stellte Schiff und Waaren den Kaufleuten zur Verfügung und erklärte, Xavier auf keinen Fall verlassen zu wollen. Die Besitzer der Waaren stimmten ihm bei und erklärten sich bereit, so lange zu bleiben, als er es für nöthig hielte. Als das Schiff sich also an seiner früheren Stelle vor Anker legte, bewiesen die Neubekehrten große Freude, die Bonzen aber geriethen in große Bestürzung und beschlossen, den Wortstreit mit Xavier fortzusetzen. Der König ertheilte dazu unter gewissen Bedingungen, die für die Portugiesen sehr ehrenvoll waren, die Erlaubniß und Fucarandono fand sich schon am folgenden Tage mit mehreren anderen Bonzen im königlichen Palaste ein und Duarte und seine Leute führten auch Xavier mit großer Feierlichkeit dahin. Der König und die Hofleute waren mit der entwickelten Pracht so sehr zufrieden, daß sie scherzend zu einander sprachen: „Möchten

unsere Kinder so reich sein, wie dieser Mann, und wer Augen hat, zu sehen, kann sich hinlänglich überzeugen, welche Lügen die Bonzen verbreitet haben.“ Fucarandono bemerkte einem der nahestehenden Bonzen leise: „Nach Allem, was meine Augen sehen und meine Ohren hören, fürchte ich sehr, daß wir noch schimpflicher fortgeschickt werden, wie das vorige Mal.“ Als nun der König sich zu Fucarandono wandte und fragte, warum sie in Japan die Einführung der Lehre, welche der ehrwürdige Vater predige, zu hindern suchten, antwortete er etwas ruhiger, als früher: „Weil diese Lehre geradezu ihrem Gesetze entgegen sei und die Ehre der Diener Gottes herabwürdige, das Gesetz sei ihnen von ihren großen Vorfahren hinterlassen und nur in diesem könne man Heil erlangen, die Gegner dieses Gesetzes würden durch die Anregung der göttlichen Gerechtigkeit der gefräßigen Schlange des Rauchhauses zu Theil werden.“ Auf seine an Xavier gerichtete Frage, warum er ihre einheimischen Götter lästere, entgegnete dieser, weil sie diesen Namen, der nur dem Schöpfer des Himmels und der Erde gebühre, unwürdigen Geschöpfen beizulegen wagten, auf seine fernere Frage, warum er den Bonzen untersagen wolle, Wechselbriefe und Anweisungen auf den Himmel auszustellen, erfolgte die Antwort, daß der Reichthum der Seelen, welche himmelwärts wanderten, nicht in Wechselbriefen bestehe, sondern in guten Werken, welche sie in diesem Leben verrichtet hätten; aus der Lehre, daß das weibliche Geschlecht aus dem Himmel ausgeschlossen sei, ergebe sich ferner, daß ihr Gesetz nur auf dem Vortheile der Bonzen beruhe und nicht auf der Verheißung des allgütigen Schöpfers. Der König und die Hofleute waren mit dieser Ansicht vollkommen einverstanden, die Bonzen aber waren verblüfft und beschämt, hielten aber dennoch hartnäckig an ihren Behauptungen fest, weil sie es für eine Schande hielten, dieselben zu widerrufen oder zu dem Glauben der Christen zu bekennen.

Zweihundertunddreizehntes Kapitel.

Fortsetzung des Wortstreites.

Fucarandono hatte sich noch andere sechs Bonzen beigesellt, welche Xavier überall aufsuchten und mit ihm über religiöse Fragen stritten, wobei es nur für den Glaubensprediger unangenehm war, daß sie stets auf dieselben Gegenstände zurückkamen, ohne Belehrung anzunehmen, der König nahm fast regelmäßig an diesen Zwiegesprächen Theil, sowohl aus Wißbegierde, als auch zur Lösung seines Versprechens, da er dem Missionäre sein Wort gegeben hatte, ihm bei der Verbreitung der christlichen Lehre kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Bonzen warfen ihm aber, um ihn zu verwirren oder sein Ansehen zu schwächen, Fragen auf, welche die furchtbarste Einbildungskraft kaum zu ersinnen vermag; er bat uns deshalb stets während des Streites für ihn zu beten, daß ihn seine Besinnung nicht verlasse, denn er war überzeugt, daß der Teufel manchmal durch den Mund dieser heidnischen Priester spreche. So behaupteten sie, Gott sei ein entschiedener Feind der Armen, und wollten dies daraus beweisen, weil er ihnen die Güter vorenthalte, welche er den Reichen gewähre; obschon ihnen Xavier aus Vernunftgründen die Falschheit ihrer Behauptung darzuthun sich bemühte, so wollten sie doch seine Beweise nicht anerkennen und ließen sich nur schwer beruhigen. Ferner könne die Lehre, welche er predige, und nach welcher er behaupte, daß nur der die ewige Seligkeit genieße, welcher auf dieser Welt viel geduldet habe, nicht richtig sein, weil sonst den Ochsen und Eseln, welche doch hier große Plage ertragen müßten, gewiß nicht der Himmel entgehen könne. Xavier wieß diesen Unsinn, den bei uns jedes Kind einsieht, mit so treffender Gegenrede zurück, daß der König und seine Hofleute mit seiner Erklärung sehr zufrieden waren, die Bonzen waren jedoch mit der Lösung dieser Frage nicht einverstanden und geriethen darüber unter sich selbst in so heftigen Zwiespalt, daß sie schon im Begriffe standen, ihren Reden durch Ohrfeigen Nachdruck zu geben, der König legte sich aber in's Mittel und erklärte unwillig den Bonzen, daß man göttliche Dinge nicht mit Faustschlägen entscheiden dürfe, und daß Gott nur in einem friedlichen und sanften Geiste wohnen könne. Dar-

auf erhob sich der ganze Hof, um gewissen Spielen in den Gemächern der Königin beizuwohnen, der ehrwürdige Vater Xavier begab sich aber mit dem Schiffshauptmann und den anderen Portugiesen in die Wohnungen der Christen, um daselbst die Nacht zuzubringen. Nachdem sie noch einige Tage mit unnöthigen Reden und Gegenreden vergeudet hatten, befahl der König dem Streite ein Ende zu machen, indem er bemerkte, daß Jeder, welcher ein Gesetz tadeln wolle, welches sich auf die Vernunft gründe, nicht so weit von derselben entfernt sein dürfe, wie die Bonzen es zu sein schienen. Darauf nahm er Xavier bei der Hand und führte ihn, begleitet von den Großen des Reiches zu den Wohnungen der Christen, wo er herzlichen Abschied von ihm nahm, was die Bonzen veranlaßte, ihren Unwillen laut werden zu lassen und ungescheut und öffentlich zu sagen, das Feuer des Himmels müsse auf einen König herabfallen, der sich so leicht von einem unbekannten Zauberer mißbrauchen ließe.

Zweihundertundvierzehntes Kapitel.

Abreise und gefährlicher Sturm auf der Fahrt von Japan nach China.

Nachdem wir am folgenden Morgen bei dem Könige, von dem wir so freundlich aufgenommen und behandelt worden waren, uns beurlaubt hatten, gingen wir unter Segel und nahmen unsern Lauf nach Südwesten. Wir waren bereits über die Insel des Königs von Minaco hinausgekommen, als uns bei dem Neumonde ein fürchterlicher Sturm aus Süden überfiel. Wir waren deshalb gezwungen, auf einem uns völlig unbekannten Meere in nordnordwestlicher Richtung zu laviren und uns dem Zufalle zu überlassen, denn die Sonne wurde während fünf Tagen gar nicht sichtbar, so daß unser Steuermann die Höhe nicht nehmen konnte und uns nicht zu sagen wußte, wo wir uns befanden, doch glaubte er, daß wir in der Richtung der Insel Celebes von dem Sturme fortgetrieben würden. Da die Wogen so hoch gingen, daß das Schiff sie nicht bewältigen konnte, so räumten wir die ganze obere

Vorcajüte hinweg, damit das Fahrzeug besser möge im Stande sein, dem Steuerruder zu gehorchen, auch suchte man die Schaluppe an der Seite der Caravelle besser zu befestigen, und da es während dieser Arbeit Nacht wurde, so konnten die darin befindlichen Leute nicht mehr an Bord gebracht werden. Alle diese Mühseligkeiten ertrug Xavier, der sich mit uns eingeschifft hatte, mit der größten Geduld und Ruhe und nahm an allen Arbeiten fleißig Antheil, wie ein gewöhnlicher Matrose, nur mit dem lobenswerthen Unterschiede, daß er die übrigen Matrosen bei ihrer ununterbrochenen Beschäftigung fortwährend aufmunterte. Um Mitternacht fingen unsere Leute in der Schaluppe an um Hülfe zu rufen, und als wir erschreckt herbeieilten, sahen wir, daß diese sich losgerissen hatte und weit von uns als ein Spiel der Wogen dahertrieb. Der Schiffshauptmann wollte ihr zu Hülfe eilen, bei dem Versuche aber, sich ihr zu nähern, stürzte das Wasser mit solcher Gewalt in unser Schiff, daß es jeden Augenblick zu sinken drohte. Die Schaluppe mußte also ihrem Schicksale überlassen werden, worüber wir sehr betrübt waren und Xavier bittere Thränen weinte. Er blieb Tag und Nacht auf den Knieen liegen und betete zu Gott, ohne sich Ruhe zu gönnen oder Nahrung zu sich zu nehmen. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Schiffsjungen auf den Mast steigen und sich nach den Verschwundenen umschauen, man gewahrte aber weit und breit nichts als tobende Wogen. Als Xavier lange und inbrünstig gebetet hatte, rief endlich unser Späher zu Aller Erstaunen: „O Wunder, unsere Schaluppe.“ Sie näherte sich uns alsbald und die verloren geglaubten Leute wurden wohlbehalten an Bord gebracht zu ihrer und unserer nicht geringen Freude. Bei Anbruch der Nacht bat Xavier den Befehlshaber, die Segel aufhissen zu lassen und Alles bereit zu halten, da sich das Wetter jetzt bessern würde. Nach wenigen Augenblicken ließ wirklich der Sturm nach und wir setzten unsern Weg mit günstigem Fahrwinde fort. Dies geschah im December des Jahres 1551.

Zweihundertundfünfzehntes Kapitel.

Ankunft in China. Tod des Glaubensboten Xavier.

Dreizehn Tage nach diesem fürchterlichen Sturme erreichten wir glücklich die Küste von China und gingen im Hafen Sanchan vor Anker, wo wir nur ein einziges portugiesisches, von Diego Pereyra befehligtes Schiff antrafen, welches gerade im Begriffe stand, nach Malacca zu segeln. In dieses stieg der ehrwürdige Vater Xavier über, weil das von Duarte de Gama geführte, mit dem er aus Japan gekommen war, so sehr durch das Unwetter gelitten hatte, daß es in Siam überwintern mußte, wo Duarte überdies mancherlei Geschäfte zu besorgen hatte. Auf der Fahrt nach Malacca erzählte Xavier von seinen Bemühungen für die Einführung des Christenthums in Japan und sprach seinen sehnlichen Wunsch aus, in China Eingang zu finden, weil die japanischen Bonzen die Annahme der christlichen Religion von der Bekehrung ihrer chinesischen Genossen abhängig machten. Er beabsichtigte deshalb, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, da er jedoch von kundigen Leuten vernommen hatte, daß der Eintritt in das chinesische Reich ihm nur möglich sei, wenn der Vicekönig von Indien im Namen des Königs von Portugal einen Gesandten nebst reichen Geschenken mit ihm schicken würde, um ein neues Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser dieses mächtigen Landes in gebührender Weise zu beantragen. Da er indessen an der Bereitwilligkeit des Vicekönigs zweifelte, so erklärte sich Pereyra bereit, auf seine Kosten Xavier nach China zu bringen und für die Geschenke zu sorgen, wogegen ihm dieser versprach, ihm eine Belohnung bei dem Könige von Portugal zu vermitteln. Xavier setzte sogleich von Malacca seine Reise nach Indien fort, Pereyra blieb in dem Hafen von Malacca, von wo er nach Sunda segeln wollte, um sein Schiff mit Pfeffer zu befrachten, schickte aber seinen Factor Francisco de Caminha mit nach Goa und versah ihn mit einer Summe von dreißigtausend Ducaten an Bisam und an Seidenzeugen, um mit dem Erlöse dieser Waaren die nöthigsten Bedürfnisse einzukaufen. Xavier gab seine Absicht sogleich nach der Ankunft zu Goa dem Vicekönige Alfonso de Norohoma kund und erhielt von demselben die Zusicherung seiner Beihülfe nebst einem

Empfehlungsbriefe an Dom Alvaro de Taydé, den Befehlshaber von Malacca, worin er diesen beauftragte, Diego Pereyra als Gesandten zu dem Kaiser von China zu senden. Xavier kehrte alsbald wieder nach Malacca zurück, fand aber, daß der Befehlshaber von Malacca in Feindschaft mit Pereyra lebte, welche der Glaubensprediger trotz der größten Mühe, die er anwendete, die beiden Männer, zwischen welchen es sich um eine Geldangelegenheit handelte, mit einander auszusöhnen, nicht zu heben im Stande war. Er ließ sich aber dadurch nicht abhalten, in einem andern Fahrzeuge, ohne Empfehlungsschreiben und Geschenke, seine Reise nach China anzutreten. Er landete nach einer kurzen Ueberfahrt im Hafen von Sanchan, einer Insel in der Nähe von Cantan, wo man zu dieser Zeit den Verkehr mit den Eingeborenen unterhielt. Nachdem das Schiff einige Tage vor Anker lag und der Handel im Gange war, machte Xavier, welcher nur auf sein Bekehrungswerk sann, Scheposcheca, einen ehrsamen chinesischen Handelsmann, mit dem er bekannt geworden war, den Vorschlag, ihn auf sein Fahrzeug zu nehmen und an der chinesischen Küste zu landen. Scheposcheca verstand sich gegen eine Bezahlung von dreihundert Ducaten zu dem Wagnisse unter der Bedingung, daß Xavier von dem Landungsplatze mit geschlossenen Augen bis zur Stadt gehen solle, damit er, wenn er in die Hände der Diener der Gerechtigkeit fiele, was bei der strengen Aufsicht der chinesischen Beamten ohne Zweifel der Fall sein würde, und ausgefragt werde, betheuern könne, daß ihm der Führer, der ihn nach der Stadt gebracht habe, nicht bekannt sei. Der ehrwürdige Vater ging, von seinem Eifer für die Ausbreitung des christlichen Glaubens getrieben, auf diesen abenteuerlichen Vorschlag ein, den Chinesen aber reute alsbald sein Anerbieten, bei welchem sein und seiner Kinder Leben auf dem Spiele stand, und Xavier, welcher am Fieber und Durchfalle bedeutend litt, begab sich auf das portugiesische Schiff zurück, wo er sich zu Bett legen mußte und arge Schmerzen litt. Da er an seiner Wiederherstellung gegründete Zweifel hegte, so ließ er sich an's Land tragen, wo man ihn in einer schnell aus Baumzweigen und Rasen erbauten Hütte unterbrachte. Hier lag er, von drei mitleidigen Dienern gepflegt, noch siebenzehn Tage, ausschließend mit Gott beschäftigt; zwei Tage vor seinem Tode ließ er die Thüre der Hütte schließen, weil ihn der Lärm der Außenwelt störte, nahm ein Crucifix in die Hand, was er unausgesetzt be-

trachtete, und hauchte an einen Samstage um Mitternacht, am zweiten Tage des Dezembers 1552, seine fromme Seele aus.

Zweihundertundsechzehntes Kapitel.

Xavier's Leiche wird nach Malacca gebracht.

Am Abende des nächsten Sonntags wurde die Leiche des ehrwürdigen Vaters ungefähr in der Entfernung eines Steinwurfes von dem Strande mit den übrigen auf der Fahrt gestorbenen Portugiesen bestattet, wobei fast alle Reisegefährten ohne Ausnahme großes Leid an den Tag legten, nur einige wenige Anhänger Dom Alvaro's meldeten demselben in dürren Worten, daß Franz Xavier verschieden und mit den anderen auf der Fahrt verstorbenen Portugiesen begraben worden sei, ohne daß man irgend etwas Wundersames wahrgenommen habe, man werde gelegentlich die Leiche, wenn sie noch verfahrbar sei, nach Malacca schaffen. Als man daher in dieser Absicht drei Monate später das Grab öffnete, fand man nicht nur den Körper völlig unversehrt, sondern auch die Leinwand, in welche man ihn eingehüllt hatte, ganz rein und ohne Flecken, so daß viele Gleichgültige, welche den frommen Mann während seines Lebens wenig beachtet hatten, vor Staunen starr waren und sich reumüthig auf die Brust schlugen, weil sie so unbarmherzig gewesen, dem mit Hunger und Noth kämpfenden Glaubensprediger die nöthigsten Almosen zu verweigern. Sie bemühten sich jetzt um so eifriger, den Leichnam des Heiligen in einen Sarg zu legen und an Bord des schon zur Abfahrt bereiten Schiffes, worin er auch gekommen war, zu bringen, wo man ihn in dem Gemache des Steuermannes ehrenvoll barg. Bei der Ankunft in Malacca wurde er von der Brüderschaft der Armenpfleger abgeholt und in die Einsiedelei unserer lieben Frau vom Berge, welche er früher zu seiner Wohnung gewählt hatte, unter großem Zudrange der trauernden Gläubigen getragen und niedergestellt. Hier ließ ihm Diego Pereyra einen kostbaren Sarg bereiten und ihn darin nach dem Schiffe Lopo's de Noronha, welches im Begriffe stand, nach Indien unter Segel zu gehen, bringen. Mit ihm schifften sich, um ihn zu geleiten, zwei Väter der Gesellschaft

Jesu ein, welche ihn nach Goa zu liefern versprochen hatten. Auf der Ueberfahrt geschahen mehrere augenscheinliche Wunder, worüber die Reisegefährten nach der Ankunft dem Vicekönige genauen Bericht abstatteten, die ich aber hier mit Stillschweigen übergehen will, weil sie genugsam bekannt sind.

Zweihundertundsiebzehntes Kapitel.

Die Leiche wird nach Goa geführt.

Als das Schiff am 13. Februar 1554 Coschim erreicht hatte, erhob sich ein so heftiger Nordostwind, daß alle von Malacca kommenden Schiffe ihre Fahrt längs der Küste nicht verfolgen konnten, und da man während eines ganzen Tages keine Meile Weges zurücklegen konnte, so gaben die Steuerleute den Rath, man solle einen Boten zu Land nach Goa in das Jesuitencollegium senden und die Väter ersuchen, unverweilt einige Ruderschiffe entgegen zu senden, um die Leiche in Empfang zu nehmen, welche andernfalls zu spät und erst in der Marterwoche zu Goa eintreffen könne, wo jeder festliche Empfang von der Kirche untersagt sei. Der Schiffseigenthümer Lopo de Loronho übernahm selbst diesen Auftrag und reiste nach dem Jesuitencollegium, wo der ehrwürdige Vater Belquior, Rector des Jesuitenordens in Indien, sogleich von Goa nebst mehreren Priestern und dienenden Knaben mit einem Ruderschiffe abging und zu Sambord die Leiche mit großen Feierlichkeiten in Empfang nahm. An dem Hafendamme zu Goa wurde er von der ganzen Bevölkerung der Stadt und der Umgebung in festlichem Aufzuge mit brennenden Kerzen abgeholt, wobei die im Hafen liegenden Schiffe ihre Geschütze löften. Das Ruderboot, worin sich der Leichnam befand, war von zwanzig Schiffen begleitet, welche die Portugiesen an Bord hatten, welche aus China und Japan zurückgekommen waren; sie bezeigten sämmtlich dem Glaubensboten die größte Ehrfurcht und begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte in der Kirche des Collegiums zum heiligen Paul. Bei dem Begräbnisse, welches unter feierlichem Gesange und großen Förmlichkeiten stattfand, betheiligte sich

der sämmtliche Adel dieser Gegend sammt dem Vicekönige mit seinen Beamten und der ganzen Geistlichkeit. Der Zudrang des Volkes, welches den Leichnam sehen wollte, war so groß, daß das Gitter, hinter welchem man ihn geschützt glaubte, beinahe mit Gewalt durchbrochen wurde, und man sich genöthigt sah, die Kirche zu schließen und die sterblichen Ueberreste des Heiligen nur zu bestimmten Stunden zugänglich zu machen, bis die größte Begierde, ihn zu schauen, befriedigt war; die Verehrung desselben wuchs aber mit jedem Tage, und jetzt noch betrachten ihn die Portugiesen als einen ihrer größten und um die Ausbreitung des christlichen Glaubens verdientesten Heiligen.

Zweihundertundachtzehntes Kapitel.

Gesandschaft des Königs von Bungo aus Japan.

Am Abende desselben Tages, an welchem der Glaubensbote Franciscus zur Ruhe bestattet wurde, erschien zu Goa Antonio Ferrayra, ein reicher Handelsmann von Malacca, welcher an den Vicekönig von Indien kostbare Stoffe als Geschenke des Königs von Bungo überbrachte, nebst einem Briefe, worin dieser Folgendes schrieb: „Erhabener Gebieter der Länder Indiens, furchtbarer Löwe des Meeres, der Du mächtig bist durch die Stärke Deiner Schiffe und durch die Gewalt Deines Geschützes, ich benachrichtige Dich, daß ich dem Vater Franciscus Schenschicoschim, als er vor nicht langer Zeit das Gesetz des Schöpfers aller Dinge in diesem Lande verkündet, insgeheim in meinem Herzen versprochen habe, daß ich nach seiner Rückkehr in mein Königreich von seiner Hand das Wasser der heiligen Taufe anzunehmen bereit sei, so sehr mir dieser Vorsatz auch in den Augen meiner Unterthanen schaden könne, wogegen er mir betheuerte, daß er, wenn Gott ihm längeres Leben schenke, zurückkommen würde, sobald es ihm möglich sei. Da seine Rückkehr sich aber länger verzögerte, als ich erwartete, so habe ich diesen Mann zu Dir entsendet, um zu erfahren, wodurch er an der Erfüllung seines Versprechens verhindert ist. Ich bitte Dich deshalb, ihm zu sagen, er möge seine

Reise nicht länger aufschieben und die günstige Jahreszeit nicht versäumen, um nach meinem Reiche zu kommen, wo sein Erscheinen von großer Wichtigkeit für den Dienst Gottes ist. Auch möchte ich ein Bündniß schließen mit dem großen Beherrscher von Portugal, welchem alle Häfen und Flüsse meines Landes zugänglich sein sollen und wo seine Unterthanen frei und ungestört Handel treiben können, wie in seinem eigenen Gebiete." Der Vicekönig Dom Alfonso zeigte dieses Schreiben Belquior, dem Rector der Jesuiten, und legte ihm die Frage vor, ob er nicht in einer so wichtigen Angelegenheit selbst nach Japan gehen wolle. Dieser ergriff mit großer Freude diesen Vorschlag und traf sogleich alle Vorbereitungen, um, sobald es die Jahreszeit erlaube, die Reise anzutreten.

Zweihundertundneunzehntes Kapitel.

Der Rector Belquior begiebt sich nach Malacca.

Vierzehn Tage später, am 16. April 1554, schiffte sich der Rector Belquior mit Antonio de Noronha, einem Sohne des früheren Vicekönigs Garcia de Noronha, welcher an der Stelle Alvaro's de Taide zum Befehlshaber von Malacca ernannt worden war, nach dieser Festung ein, wo er am 5. Juni ankam und feierlich empfangen wurde. Alvaro wurde nach einer gegen ihn eingeleiteten strengen Untersuchung abgesetzt und mit mehreren seiner Anhänger eingekerkert. Da dieses Verfahren großen Mißmuth erregte, so entflohen die meisten Bewohner von Malacca, welche ein gleiches Loos befürchteten, aus der Festung und begaben sich zu den Muhamedanern, von wo sie erst, nachdem ihnen vollständige Verzeihung zugesichert wurde, zurückkehrten; Malacca blieb aber dennoch längere Zeit verödet und erhob sich nicht mehr zu seiner früheren Blüthe. Alvaro wurde während des gegen ihn anhängigen Rechtshandels von einem gefährlichen Geschwüre befallen, durch welches sein Leib in Fäulniß überging und einen so unleidlichen Gestank verbreitete, daß Niemand ihm zu nahen wagte. Alle diese Zufälle verzögerten die weitere Reise des ehrwürdigen

Vaters Belquior, welcher deshalb erst im April des folgenden Jahres 1555 sich mit seinen Gefährten wieder einschiffen konnte. Der mit der Untersuchung des Betragens des bald darauf seinen Leiden erliegenden Alvaro und seiner Mitschuldigen beauftragte Richter Caspar George verfuhr mit so rücksichtsloser Strenge und mit solcher Anmaßung, daß er mit Antonio de Noronha, in dessen Amtsthätigkeit er sich ungebührliche Eingriffe erlaubte, in Unfrieden gerieth und von diesem eines Tages festgenommen, gepeitscht und auf andere gräuliche Weise mißhandelt wurde. Dieser mußte deshalb wegen dieser im Zorn verübten Unthat nach Goa kommen, um sich zu rechtfertigen; da diese Beleidigung Antonio, welcher ein sehr heftiger Mann war, noch in größere Wuth brachte, so schlug er eines Tages Caspar George bei einer Begegnung so heftig zu Boden, daß er nicht mehr aufstand. Andere dagegen behaupten, er habe ihm bei einem Gastmahle Gift beigebracht. Nach dem Tode des Richters wurde der Rechtshandel niedergeschlagen und Antonio wieder als Statthalter nach Malacca geschickt, wo er bald darauf an einem Blutflusse starb. Mit seinem Tode endeten die langen Unordnungen in der Festung Malacca.

Zweihundertundzwanzigstes Kapitel.

Reise bis zur Insel Schampeilo in der Bai von Cochinchina.

Ich verließ am 1. April 1555 auf einer königlichen Karavelle, welche auf Befehl der Regierung dem Glaubensboten Belquior zur Verfügung gestellt worden war, den Hafen von Malacca und erreichte nach drei Tagen die Insel Pullo Pisan an der Einfahrt der Meerenge von Sincapura, wo wir durch die Unwissenheit des Steuermanns, der noch nicht diese Gegenden besucht hatte, zwischen Klippen geriethen, und große Gefahr liefen zu sinken, aber ein Schiff, welches nicht weit davon vor Anker lag, kam uns zur Hülfe und machte es möglich, daß wir unseren Weg fortsetzen und Patane erreichen konnten, wo ich einen Brief, welchen ich von dem Statthalter von Malacca bekommen, an den König abgab; er empfing uns sehr freundlich und versorgte uns mit Lebensmitteln,

woran wir Mangel litten. Nachdem wir den in der Meerenge erlittenen Schaden an unserm Schiffe ausgebessert hatten, setzten wir unsere Fahrt längs der Küste von Lugor und Siam fort und nahmen unsere Richtung nach den Inseln von Canton, wurden aber durch einen aus Westsüdwest tobenden Sturm gezwungen, zurück zu segeln und an der Insel Pullo Timan vor Anker zu gehen, wo uns aber die Einwohner keine Lebensmittel zukommen ließen und wir, da wir die unsrigen während des Sturmes über Bord geworfen hatten, durch den Hunger umgekommen wären, wenn uns nicht drei von den Sundainseln kommende portugiesische Schiffe aus der Noth geholfen hätten. Diese gaben uns auch den guten Rath, unsere Karavelle, weil sie die Reise nach Japan nicht aushalten würde, nach Malacca zurück zu schicken. Ich stieg also mit dem Vater Belquior auf das Schiff Francisco Toscana's, eines reichen Handelsmannes, über, welcher auch großmüthig die Kosten unserer weiteren Reise trug, und segelte an der Küste des Reiches Schampah hin, bis wir im Juni zur Insel Pullo Schampeiloh in Cochinchina gelangten, wo wir in einem Flusse mit gutem Trinkwasser die Anker auswarfen. Wir gewahrten daselbst ein in den Felsen gehauenes Kreuz, unter welchem der Name Duarte Coelho mit der Jahreszahl 1518 eingemeiselt war, ferner sahen wir jenseits des Flusses nach Süden hin etwa sechzig Männer an Bäumen hängen, und andere, welche bereits in Fäulniß übergegangen waren, am Boden liegen, dabei war eine Fahne aufgesteckt mit der chinesischen Inschrift: „Jedes Fahrzeug, welches an dieser Stelle landet, nehme sein Wasser ein und entferne sich möglichst schnell, wenn seine Mannschaft nicht dasselbe Loos haben will, wie diese Bösewichte, die der Arm der Gerechtigkeit des mächtigen Sohnes der Sonne hier ereilt hat." Wir waren anfangs über diese Erscheinung überrascht, sahen aber bald ein, daß irgend ein chinesisches Kriegsschiff diese Leute, welche wahrscheinlich Seeräuber waren, hier überrascht und hingerichtet hatte.

Zweihundertundeinundzwanzigstes Kapitel.

Zerstörung der Colonien Liampo und Chinchen.

Auf der Fortsetzung unserer Fahrt berührten wir die Insel Sanschan, wo Franz Xavier gestorben war. Wir stiegen deshalb insgesammt an's Land und stellten einen Bittgang nach der Stelle an, wo er begraben worden war. Wir fanden seine Ruhestätte unter Gesträuchen versteckt, aus welchen nur einige Kreuze hervorragten, und reinigten die nächste Umgebung, welche wir, um sie zu schützen, mit einem Gitter umgaben und mit einer Thüre verschlossen, an welcher wir ein hohes Kreuz errichteten. Der Vater Belquior las darauf eine feierliche Messe und hielt eine erbauliche Rede, in der er an das Leben und die verdienstlichen Werke Xavier's erinnerte. Am folgenden Morgen segelten wir weiter und erreichten am Abende die Insel Lampacau, wo die Portugiesen ihren Handel mit den Chinesen betrieben, bis sie im Jahre 1557 von den Mandarinen den Hafen Macao erhielten, von wo jetzt der Verkehr stattfindet und wo man eine Kirche und eine reiche Einwohnerschaft antrifft, und welcher Niederlassung der Himmel eine längere Dauer vergönnen möge, als Liampo, welcher Ort auf eine so jämmerliche Weise zu Grunde ging. Diese Colonie befand sich in sehr blühendem Zustande und ihr Handel belief sich jährlich auf drei Millionen Gulden. Sie hatte eine wohleingerichtete Regierung, schöne Hospitäler und galt als eine der ansehnlichsten Niederlassungen der Portugiesen in Indien. Ich war selbst früher Zeuge ihrer Zerstörung, welche ein unglücklicher Vorfall herbeiführte. Ein angesehener Mann, Lanzerot Pereyra, von Lima in Portugal gebürtig, hatte mehreren Chinesen die Summe von einigen tausend Ducaten geliehen, konnte aber, da diese sehr schlechte Geschäfte machten, das Darlehn nicht zurückerhalten. Ergrimmt über diesen Verlust, beschloß er, sich zu rächen. Er vereinigte sich also mit ungefähr zwanzig liederlichen Portugiesen, in deren Gesellschaft er das nahe liegende Dorf Xipaton überfiel und ungefähr ein Dutzend Bauern nebst ihren Frauen und Kindern raubte, und andere, welche Widerstand leisteten, tödtete, ohne von irgend einem dieser Unglücklichen beleidigt worden zu sein. Dadurch kam die ganze Umgegend in Aufruhr und man rief den

chinesischen Statthalter um Hülfe an, welcher auf Befehl der Regierung ungesäumt mit einer Flotte von mehr als dreihundert Schiffen, welche mit sechszigtausend Kriegern bemannt war, vor Liampo erschien und in einigen Stunden diese blühende Stadt in einen Steinhaufen verwandelte. Bei dem Gemetzel verloren zwölftausend Christen, worunter sich auch achthundert Portugiesen befanden, ihr Leben, und der Verlust an Waaren belief sich auf zwei Millionen Ducaten. Noch nachtheiliger aber war der Verlust des Vertrauens und der guten Meinung der Chinesen, welche uns fortan als eingefleischte Teufel betrachteten. Dies geschah im Jahre 1542. Zwei Jahre nachher versuchten die übrig gebliebenen Portugiesen eine neue Ansiedlung in dem Hafen Chinchen zu gründen, wobei ihnen die chinesischen Kaufleute, welchen der Handel mit ihnen großen Gewinn brachte, selbst behülflich waren; obschon der Verkehr mit ihnen untersagt war. Diese freundschaftliche Verbindung währte aber nur anderthalb Jahre, als Ayrez Botelho zum Geschäftsführer für die Nachlassenschaft der Verstorbenen ernannt wurde, welchen sein Geiz zu Ungerechtigkeiten, die den Chinesen großen Schaden verursachten, verleitete, wodurch diese veranlaßt wurden, neue Klage bei der Regierung zu führen. Der Handel mit den Portugiesen wurde deshalb wiederholt untersagt, wodurch eine große Hungersnoth unter den Ansiedlern entstand, so daß diese sich gezwungen sahen, einige nahe Dörfer zu plündern, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Das ganze Land kam dadurch in Bewegung, und es erschien vor Chincheu eine Flotte von hundertundzwanzig großen Schiffen, welche die im Hafen liegenden Handelsfahrzeuge verbrannte und die Bewohner niedermetzeln ließ, so daß nur dreißig sich mit dem Verluste ihrer ganzen Habe durch die Flucht zu retten vermochten, welche Zuflucht auf der kleinen Insel Lampacau suchten.

Zweihundertundzweiundzwanzigstes Kapitel.

Untergang der Provinz Schansi.

Da wir zu Lampacau keine Gelegenheit fanden, nach Japan zu kommen, so ließ sich der Vater Belquior eine Wohnung herrichten, um hier bis zum nächsten Jahre zu bleiben und sich mit der Bekehrung der Eingeborenen zu beschäftigen, während wir, um uns die Langeweile zu vertreiben, die Umgegend besuchten. Im Februar 1556 lief aus Canton die Nachricht ein, daß beinahe die ganze Provinz Schansi durch ein Erdbeben verschlungen worden sei. Nach der Erzählung begann das Erdbeben in der Nacht des 1. Februar und wiederholte sich mit gleicher Heftigkeit in den beiden folgenden Nächten mit fürchterlichen Donnerschlägen und Blitzen; zugleich borst die Erde an vielen Stellen, und aus den Abgründen strömte das Wasser in solcher Menge, daß es das ganze Land auf eine Strecke von sechzig Meilen bedeckte und von sämmtlichen Bewohnern durch ein Wunder nur ein siebenjähriges Kind davonkam, welches man nach Pekin brachte, um es dem Kaiser vorzustellen. Als diese Schreckensnachricht in Canton erscholl, wurde allgemeine Buße und Trauer angeordnet und fünf von uns brachen nach dem Orte des Schreckens auf, um sich von der Verwüstung zu überzeugen. Wir fanden die Nachricht in ihrem ganzen Umfange bestätigt und entwarfen eine Beschreibung, welche dem König Juan III. von Portugal übersendet wurde. In Canton wurde die Buße von sechs Reitern angesagt, welche mit jämmerlicher Stimme ausriefen: „Ihr elenden Geschöpfe, die ihr nicht ablaßt, den Herrn aller Dinge täglich zu erzürnen, vernehmt den traurigsten Unfall, der mit Worten ausgesprochen werden kann; wisset, daß Gott unserer Sünden wegen das Schwert der Gerechtigkeit erhoben hat gegen die Bewohner der großen Provinz Schansi und sie mit Feuer, Wasser und Sturmwinden vertilgt hat.“ Nach diesem Rufe ließen sie dreimal eine Glocke, die sie mit sich führten, ertönen, bei deren Klange sich das Volk wehklagend zu Boden warf und demüthig sprach: „Gott ist gerecht in Allem, was er thut.“ Sobald die Herolde ihren Umzug beendigt hatten, schlossen sich alle Einwohner in ihre Häuser ein, so daß die Stadt völlig öde war und wir Niemand auf der Straße fanden, der uns Be-

scheid gab. Diese Zurückgezogenheit dauerte fünf Tage, worauf die Stadtbehörden nebst allen männlichen Bewohnern ihre Bittgänge begannen; die Weiber durften daran keinen Theil nehmen, weil man hier glaubt, daß Gott die Gebete der Weiber wegen der Sünde, die Eva begangen hat, nicht erhöre. Die Priester beteten bei diesen Bittgängen fortwährend mit durchdringender Stimme: „O wunderbarer und barmherziger Herr, achte nicht auf unsere Missethaten und Sünden, denn wolltest Du auf dieselben merken, so müßten wir stumm vor Dir bleiben." Das Volk erwiderte darauf: „Wir bekennen vor euch unsere Vergehen." So zog man zu dem Tempel der Göttin Nacapyrau oder Göttin des Himmels, und am folgenden Tage aber zu dem des Gottes Uzauguen, wie man hier den Gott der Gerechtigkeit nennt. So besuchte man im Laufe von vierzehn Tagen alle Tempel, wobei viele Almosen gespendet und viele Gefangene frei gelassen wurden. Unter diesen befanden sich auch fünf Portugiesen, welche seit zwanzig Jahren in dem Gefängnisse zu Pocasser gesessen hatten. Während des Erdbebens von Schansi regnete es, wie man uns berichtete, zu Pekin Blut, weshalb der Kaiser sich mit dem Hofe nach Nankin flüchtete. Zu Pekin wurde später, um den Zorn des Himmels zu versöhnen und zur Erinnerung an das traurige Ereigniß dem Hypaticau oder Gott der Liebe ein prachtvoller Tempel erbaut.

Zweihundertunddreiundzwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach Japan.

Am 7. Mai 1556 lichteten wir zu Lampacau die Anker und sahen nach einer Fahrt von vierzehn Tagen die ersten japanesischen Inseln westnordwestlich von Tanixuma. Da dem Steuermann die Gefahren dieses Meeresstriches nicht unbekannt waren, so nahm er seine Richtung nach Südwesten, um die Spitze des Berges von Minato zu entdecken; wir liefen also längs der Küste von Tanorah hin bis zum Hafen Finugah, kamen aber des Nordostwindes und der Strömungen wegen weit über diesen Hafen hinaus und

erreichten an diesem Theile des Königreichs, welches gegen den König von Bungo, unsern Freund, wegen seiner Hinneigung zum Christenthum im Aufstande begriffen war, nur nach vielen uns drohenden Gefahren, die Stadt Fucheo, die Hauptstadt des Königreiches Bungo, wo wir erfuhren, daß sich der König in der Festung Osqui befinde, wohin ich mich sogleich mit dem für den König bestimmten Geschenke begab und bei dem Admiral einen Besuch abstattete. Dieser empfing mich sehr freundlich, bemerkte mir aber, daß sich sein Gebieter auf der Insel Xeque aufhalte, um Jagd auf einen großen Fisch zu machen, daß er ihm aber sogleich Nachricht von meiner Ankunft geben wolle. Da ich wünschte zu dem Könige gebracht zu werden, so stellte er sogleich mehrere Pferde und Leute zu meiner Verfügung, welche mich nach einer nicht weit von der Insel Xeque entfernten Pagode brachten, wo ich herrlich bewirthet wurde. Sobald der König meine Anwesenheit erfuhr, schickte er sogleich drei Ruderbarken mit seinem Kammerherrn Oretandono, welcher mir ein Schreiben überbrachte, worin ich eingeladen wurde, sogleich nach Xeque zu kommen, da er sich unmöglich von der Insel entfernen könne, ehe der Fisch erlegt sei. Ich bestieg also unverweilt eine der Barken und verfügte mich zu dem Könige, welchen ich nebst mehr als zweihundert Leuten beschäftigt fand, einen großen Wallfisch, welcher mit vielen anderen Fischen in eine Bai gekommen war, mit Wurfspießen zu tödten, da er noch keinen Fisch dieser Art gesehen hatte. Diese Jagd gewährte wegen der Menge der anwesenden Kähne ein sehr angenehmes Schauspiel, und als der Fang gelungen war, zog man den Fisch auf den Strand, wo man ihn bewunderte. Auch der König war über diese vollbrachte That so vergnügt, daß er die Fischer reichlich belohnte und ihnen die Entrichtung der Abgaben erließ. Auch mich empfing er mit sehr heiterem Antlitze und richtete an mich mehrere Fragen über portugiesische Verhältnisse, welche ich ihm, so gut ich es vermochte, beantwortete, dabei aber nicht unterließ, die Macht unseres Landes gehörig zu vergrößern und unsern König als den Beherrscher der Welt darzustellen. Nach diesem Zwiegespräche begab sich der König von Bungo wieder nach Osqui, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Er zog sich dann in seine Gemächer zurück, wo er in Gesellschaft seiner Gemahlin und seiner Töchter blieb, und nur von Frauenzimmern bedient wurde. Ich und meine Gefährten wurden in dem Hause des Großschatz-

meisters bewirthet, aber alsbald an den Hof eingeladen, wo wir aufgefordert wurden, in Gegenwart der Königin mit den Händen zu essen, wie die Portugiesen in der Fremde, wo es ihnen an Gabeln fehlt, zu thun gewohnt waren, was den Japanesen, welche ihre Speisen mit Stäbchen zu verzehren pflegen, sehr auffiel. Den Frauenzimmern gewährte diese Sitte sehr große Belustigung. Eine der Prinzessinnen nahm sogar daher Veranlassung, mit ihren Freundinnen ein kleines Lustspiel aufzuführen, worin die portugiesische Gewohnheit verhöhnt wurde. Sie verkleidete sich deshalb als Kaufmann und bat die Gesellschaft, an die Schensicos, wie man hier die Fremdlinge nennt, ihre Waaren, die sie sonst nicht anbringen könne, verkaufen zu dürfen. Sie ließ darauf durch ihre Gefährtinnen eine Menge hölzerner Hände herbeibringen und auf dem Boden ausbreiten und sprach zu den Gästen: „Weil euch die Natur so elend und armselig bedacht hat, daß ihr Fleisch und Fische, oder was ihr sonst zu essen habt, immer mit euren Händen angreifen müßt, so mögen euch diese Hände dienen, während ihr die eigenen waschet und reinigt.“ Die Königin hatte an diesem Witze großes Wohlgefallen, wir Portugiesen waren zwar über unsere Unreinlichkeit und Ungeschicklichkeit sehr beschämt, der König aber, welcher unsere Verlegenheit bemerkte, bat uns wegen dieses Muthwillens um Verzeihung, über welchen wir nachher selbst herzlich lachten. Wir kehrten dann in unsere Wohnung zurück, wo uns mitgetheilt wurde, daß der König in sechs Tagen zurück sein und uns sich ihm vorstellen lassen würde.

Zweihundertundvierundzwanzigstes Kapitel.

Ueberreichung des Briefes des Vicekönigs von Indien.

Nachdem der König von Bungo nach Fucheo zurückgekehrt und mit großen Freudenbezeigungen empfangen worden war, nahm er seinen Aufenthalt in einem prachtvollen Palast, welchen er daselbst besaß, und befaßte sich wieder mit den Angelegenheiten seines Landes. Auch mich ließ er zu sich rufen und verlangte, daß ich ihm den mitgebrachten Brief einhändige, welchen er lesen wolle,

um sich dann mit dem ehrwürdigen Vater Belquior zu unterreden. Ich traf also meine Vorkehrungen, um mich zur festgesetzten Stunde einzufinden. Der Quansio Nafama oder Befehlshaber der Stadt erschien um zwei Uhr des Nachmittags mit vier angesehenen Hofleuten bei mir, um mich abzuholen. Ich folgte ihnen nebst den anderen vierzig Portugiesen, welche sämmtlich Handelsleute waren; wir gingen alle zu Fuß, wie es die Sitte des Landes verlangt, uns umgab eine so große Menschenmenge, daß es den Dienern der öffentlichen Ordnung große Mühe kostete, uns mit ihren eisernen Stäben Bahn zu verschaffen. Die Portugiesen zu Pferde trugen die Geschenke und neben ihnen wurden zwei spanische Reitpferde mit kostbaren Rüstungen geführt. In dem Hofe des Palastes saß der König mit den Großen des Reiches und den Gesandten der Beherrscher der Lekios und von Cochinchina und des Kaisers von Mioko; in seiner Nähe waren etwa tausend Büchsenschützen und fünfhundert Reiter aufgestellt, durch welche wir nach der Bühne, auf welcher er Platz genommen hatte, schritten. Wir versuchten, ihm die in diesem Lande gebräuchlichen Höflichkeitsbezeigungen zu erweisen, worauf ich mich ihm näherte und den Brief des Vicekönigs überreichte, welchen er stehend entgegennahm. Er überreichte ihn seinem Quansio Gritau oder Geheimschreiber, welcher ihn laut vorlas, so daß alle Anwesenden den Inhalt vernehmen konnten. Darauf begann er eine Unterhaltung mit mir, während welcher er mich über mehrere Europa betreffende Verhältnisse befragte und insbesondere zu wissen wünschte, wie viele gerüstete Fußgänger und geharnischte Reiter der König von Portugal in's Feld stellen könne. Da ich zu erröthen fürchtete, wenn ich allzu große Lügen zum Vorschein bringen würde, so schwieg ich verlegen, und einer meiner Gefährten ergriff das Wort. Er sagte keck, daß es dem Könige von Portugal nicht schwer falle, über hunderttausend Reiter gegen seine Feinde zu schicken, worüber der König von Bungo nicht weniger erstaunt war, als ich selbst, und sich über eine volle Stunde mit dem Sprecher, an welchem er großes Wohlgefallen zu finden schien, über verschiedene Dinge unterhielt, worauf er sich zu den Anwesenden kehrte und sprach: „Ich wünsche in Wahrheit nichts sehnlicher in der Welt, als dieses große Reich, von dem ich so viel Wunderbares gehört habe, zu sehen; ich würde dann, wenn ich diese Schätze und die große Zahl de r Kriegsschiffe gemustert hätte, ruhig und zufrieden sterben."

Darauf erhob sich die ganze Gesellschaft und entfernte sich; zu mir aber sprach er beim Abschiede, daß ich dem Vater Belquior sagen könne, er sei zu seinem Empfange bereit.

Zweihundertundfünfundzwanzigstes Kapitel.

Vorstellung des Vaters Belquior.

Da alle Portugiesen jetzt festlich geschmückt waren, so gab ich dem Vater Belquior den Rath, diese Gelegenheit zu benutzen und sich dem König von Bungo vorzustellen, mit welchem Vorschlage derselbe einverstanden war und seine Vorkehrungen traf. Er begab sich also mit denselben Portugiesen, einigen zu seinem Dienste bestimmten Knaben und einem Dolmetscher in den Palast, wo er von einigen Hofleuten empfangen und in das Gemach des Königs geleitet wurde. Dieser nahm ihn bei der Hand und ließ ihn an seine Seite sitzen. Nachdem Belquior für den freundlichen Empfang seinen Dank ausgesprochen hatte, berührte er sogleich den hauptsächlichen Gegenstand seiner Sendung und trug vor, daß der Vicekönig ihn in der Absicht hieher geschickt habe, um ihm den Weg des Heils zu zeigen, worauf der König antwortete, daß er augenblicklich in der mißlichen Lage seines Landes nichts zur Erreichung seiner Zwecke thun könne, weil er dadurch die gegen seinen Vorsatz eingenommenen Bonzen und das unzufriedene Volk noch mehr aufbringen würde; denn als Opfer der Unruhen seien bereits sechzehntausend der angesehensten Bewohner seines Reiches gefallen, und ein neuer Aufstand würde noch schlimmere Folgen haben. Die Einwendung Belquior's, daß der Verlust seiner Seele noch schlimmer sei, wenn er die Bekehrung noch länger verschiebe, machte wenig Eindruck auf den König und ließ den Glaubensboten bald erkennen, daß man ihn durch Höflichkeit und durch Versprechungen hinhalten wolle, weshalb dieser auf einen andern Gegenstand überging, worüber die Hofleute sehr erfreut waren. Obschon sich Belquior noch zwei Monate in Fucheo aufhielt und mehrere Unterredungen mit dem Könige hatte, so rückte er doch seinem Ziele keineswegs näher und überzeugte sich bald, daß es mit der Be-

kehrung nicht ernstlich gemeint sein könne. Ich selbst sah dieses sehr wohl ein und bat den König um Antwort auf den Brief des Vicekönigs, welche er mir auch nach kurzer Frist nebst einem Geschenk, welches in kostbaren Waffen bestand, einhändigen ließ. Diese Antwort lautete wie folgt: „Hoher Herr und Vicekönig des großen Herrschers, welcher auf dem Throne derjenigen sitzt, welche durch die Macht des Scepters Gerechtigkeit handhaben; ich, Yaretandono, König von Bungo, thue Dir zu wissen, daß in meiner Stadt Fucheo in Deinem Auftrage Fernand Mendez Pinto mit einem Briefe und einem Geschenke an Waffen zu mir kam, welches Geschenk mir sehr angenehm war, da es aus einem Lande am Ende der Welt, das wir Schenschicogim nennen, kam. Ich erkläre mich hiermit zum Unterthan und Diener des Beherrschers dieses Landes, über welches Du wie ein Löwe herrschest, und bitte Dich, dieser Unterthänigkeit eingedenk zu sein, so lange die Sonne ihre Aufgabe erfüllt, wozu sie Gott bestimmt hat, und so lange die Fluth und Ebbe des Meeres dauert, und dieses Dir zugesandte Geschenk als ein Geschenk meiner Treue zu betrachten." Mit diesem Briefe kehrte ich zu unserm Schiffe, welches zwei Meilen weiter zu Xeque vor Anker lag, zurück, und wo ich den Vater Belquior und meine anderen Gefährten fand, welche sich bereits eingeschifft hatten. Wir lichteten am folgenden Tage, am 14. November 1556, die Anker.

Zweihundertundsechsundzwanzigstes Kapitel.

Rückfahrt nach Goa und Heimreise nach Portugal.

Da wir den Hafen von Xeque mit günstigem Winde verlassen hatten, so erreichten wir schon am 4. December Lampacau, wo wir erfuhren, daß jetzt Francisco Barreto Vicekönig von Indien geworden war, und weil die Zeit zur Schiffahrt in diesen Meeresgegenden fast zu Ende ging, so säumte unser Schiffsherr Francisco Mascarenhas nicht länger, um die nöthigen Vorräthe an Bord zu nehmen, so daß wir kurz nach Weihnachten unter Segel gehen konnten, und am 17. Februar in Goa landeten. Ich begab mich sogleich zu Barreto, um ihm meine Ankunft zu melden, und

am folgenden Tage nahm er den Brief und die Geschenke des Königs von Bungo in Empfang. Er war darüber sehr erfreut, weil dadurch wieder dem portugiesischen Verkehr ein neuer Weg eröffnet wurde und er auf diese Weise der Festung zu Lissabon, welche gewöhnlich das Loos der Vicekönige, sobald sie in ihre Heimath zurückkehrten, war, entgehen zu können glaubte. Er machte mir zur Vergeltung meiner Bemühungen auch mehrere Anträge, in Indien in seine Dienste zu treten, die ich aber jetzt alle zurückweisen zu müssen glaubte, da ich in meine Heimath zurückzukehren wünschte; ich bat ihn daher, mir ein Zeugniß über meine mannigfaltigen Schicksale, wie oft ich im Dienste des Königs in Gefangenschaft gerathen sei und wie ich immer wieder mein mühsam erworbenes Gut verloren habe, auszustellen, weil ich hoffte, dafür in Lissabon entschädigt zu werden. Er entsprach mit der größten Bereitwilligkeit meinem Verlangen, und gab mir überdies einen Brief an den König, worin er meine geleisteten Dienste rühmte. Ich verließ also mit den schönsten Hoffnungen Goa und stieg nach einer glücklichen Fahrt am 22. September 1558 an's Land, wo damals die Königin Catarina herrschte. Ich übergab ihr die mitgebrachten Empfehlungsbriefe und entwarf ihr eine lebhafte Schilderung meiner Erlebnisse, welche sie mit großer Aufmerksamkeit anhörte, mich aber mit meinem Gesuche um Entschädigung an den Staatsminister, welcher mit der Erledigung dieser Angelegenheiten beauftragt war, verwies. Dieser ließ aber die mich betreffenden Schriften über fünf Jahre ohne Entscheidung und ohne mich einer Antwort zu würdigen, liegen, welche Gleichgültigkeit mich in größeren Unmuth versetzte, als alle Mühseligkeiten, die ich erduldet hatte, und mich endlich zu dem Entschlusse brachte, mich gar nicht mehr um den Hof zu kümmern und von dem Wenigen, was ich noch gerettet hatte, zu leben, denn ich gewann allmälig die Ueberzeugung, daß die Belohnungen, welche die Könige spenden, zwar sehr reichlich fließen, aber nur durch bestimmte Kanäle, welche nicht immer die reinsten sind, daß also meine Vernachlässigung nicht an der lautern Quelle, sondern an den Kanälen, welche ich nicht aufzufinden oder nicht zu benützen verstand, lag. Ich schiebe mithin die Schuld, daß meine Wünsche keine Erhörung fanden, auf Niemand, sondern betrachte das Mißgeschick, welches mich nach so vielen Diensten, die ich treu meinem Lande leistete, ohne daß mir Dank dafür wurde, als ein Werk der gött-

lichen Gerechtigkeit, welche nie irrt, sondern immer Alles auf das beste anordnet. Ich sage deshalb aus ganzem Herzen dem Könige des Himmels vielmal Dank, welchem es gefallen hat, auf diese Weise seinen Willen zu offenbaren, und bin überzeugt, daß meine Sünden keine andere und bessere Belohnung verdient haben. Unendlich aber bedaure ich den Unverstand, welcher mich erst spät diese Ueberzeugung gewinnen ließ, wodurch ich viele Mühe und Kosten gespart hätte. Zum Schlusse, lieber Leser, magst Du erwägen, welcher Lohn mir für die lange und abenteuerliche Reise von einundzwanzig Jahren, während welcher ich dreizehnmal zum Sclaven gemacht und sechzehnmal als solcher verkauft wurde, und deren Ereignisse ich in diesem Buche genau und wahrheitsgetreu beschrieb, zu Theil wurde. Ich wollte diese Schilderung der ausgestandenen Gefahren meinen Kindern als Erbschaft hinterlassen, um ihnen dadurch Zuversicht auf den Beistand des Himmels einzuflößen und sie zu bestimmen, bei allen Widerwärtigkeiten und Unfällen den Muth nicht sinken zu lassen, weil es keine Drangsale, mögen sie auch noch so groß sein, giebt, welche die menschliche Natur nicht mit dem Beistande Gottes ertragen kann.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. Saale.

Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5 1/2 Thlr.

Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Lex.=8. broch. 3 2/3 Thlr.

Hamm, Dr. **Wilhelm**, Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd. Haushaltungskunst und Gesundheitspflege auf wissenschaftlichen Unterlagen. Den deutschen Frauen gewidmet. Als zweite Auflage der chemischen Bilder aus dem täglichen Leben. Octav=Format. Elegant gebunden in Farbendruck=Umschlag 28 Sgr.

Robiano, L. Gräfin von, Gustav Wasa. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Wickede, Jul. von, Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie". 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. 3 Bde. 8. broch. 3 3/4 Thlr.

Fritze, Dr. **Hermann Eduard**, Christian Klebauer und Compagnie. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Geschichtsbilder. Historische Novellen. 3 Bde. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Kleinsteuber, Hermann, Das Geheimniß der Schatulle. Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Ut 't Dörp. Van'n olln Nümärker. Lustege Vertellungen. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Erbe. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 24 Sgr.

Andree, Dr. **Richard**, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav=Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22 1/2 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd=Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Thle. in 3 Bänden. 8. broch. 5 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Kleinsteuber, Hermann, Schach dem König. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Die Schatzgräber. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Höcker, Gustav, Geld und Frauen. Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. 3 1/2 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Meerkönig. Eine Erzählung. 6 Bde. 8. broch. 6 1/2 Thlr.

Wickede, Jul. von, Eine deutsche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Sacher-Masoch, Leopold von, Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Erste Abtheilung: Der alte Fritz und die neue Zeit.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Zweite Abtheilung: Fürsten und Dichter.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Dritte Abtheilung: Deutschland gegen Frankreich.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Dritte Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. Historischer Roman. Zwei starke Bände. 8. eleg. broch. 3½ Thlr.

Ewald, Adolph, Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr.

Deutsche Schützen, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt" &c. &c. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Marr, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Mühlbach, Louise, Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman. 6 Bde. 8. eleg. broch. 6½ Thlr.

Uechtritz, Friedrich von, Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Wickede, Jul. von, Die Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Officiere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete. gr. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

---

lichst fließender und anziehender Form vorzulegen, ist der Zweck unserer Sammlung. Den neueren und neuesten Reisen schließen wir ältere an, denn auch unter diesen giebt es viele, die man noch immer mit größtem Interesse liest. Einen wesentlichen Unterschied von mancher bereits bestehenden ähnlichen Sammlung bildet die unsere dadurch, daß die einzelnen Bände nicht aus zehn Werken zusammengestoppelte Auszüge oder aus dem Zusammenhange herausgerissene Brocken, sondern stets die vollständige Beschreibung der Reise vom Anfang bis zum Ende bieten, wie sie der Reisende selbst darstellt. Wo es angemessen und nöthig erscheint, werden wir die Schilderung durch Abbildungen erläutern. Aber auch hier ist unser Weg ein anderer, als der von mancher andern Sammlung eingeschlagene. Wir wollen die Seiten nicht mit phantastischen Bildern ausfüllen, wie sie die Einbildungskraft jedes beliebigen Zeichners nach Gutdünken in der Stube erfindet oder nach den ursprünglichen Darstellungen des Reisenden aus Furcht, in das Eigenthumsrecht desselben einzugreifen, willkürlich verändert. Wir bringen unsere Abbildungen so, wie sie der Forscher selbst nach eigenem Augenschein entweder zeichnete oder, was bei neueren Reisen häufig der Fall ist, mit dem photographischen Apparat aufnahm.

Der erste Band: **„Das offene Polar-Meer. Von Dr. J. J. Hayes.** Aus dem Englischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit 3 Karten und 6 Illustrationen," führt den Leser an den nördlichsten Punkt der Erde, den bis jetzt der Fuß eines civilisirten Mannes betreten hat. Es war nicht nur die Freundlichkeit, mit welcher Herr Dr. Hayes uns sein Werk darbot, was uns veranlaßte, mit ihm die Sammlung zu eröffnen. Gerade in diesem Augenblicke muß sich das Interesse des ganzen deutschen Volkes nach jenem Punkte hinwenden. War **Deutschland** bis jetzt nur Zuschauer bei dem großen Kampfe, den kühne Engländer und Amerikaner, ihr Leben in die Schanze schlagend, mit „den Riesen des Frostes", den Eisbergen und Eisfeldern aufnahmen, welche sich gleichsam zur Wache rings um den Nordpol

gelagert haben, damit kein menschliches Wesen ihm nahe, so hat sich Deutschland jetzt selbst gerüstet, an diesem Kampfe Theil zu nehmen und sich auf dem Gebiete geographischer Forschung nach jener Richtung hin unter den anderen Nationen eine gebührende Stelle zu sichern, und es wird zugleich Herrn Dr. Petermann für die endliche selbstständige Inangriffnahme des großen Werkes, nach Ueberwindung der schwierigsten Hindernisse, und der kleinen Schaar muthiger Männer, welche die Ausführung übernommen haben, einen Theil des schuldigen Dankes abtragen, wenn es den Strapazen und Gefahren, welchen dieselben entgegengehen, seine volle Aufmerksamkeit zuwendet.

Der zweite Band: **Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise** durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. Neu bearbeitet von Ph. H. Külb," zeigt in anziehender Darstellung den Zustand asiatischer Länder, wie derselbe vor dreihundert Jahren war.

Im dritten Bande wird man dem wackern **Baker,** dem berühmten Entdecker der **Nil-Quellen,** und seiner muthigen Gattin mit Freuden durch die Sand- und Graswüsten Afrikas nach dem **Albert-Nyanza-See** folgen, aus welchem der **Nil** sein Wasser schöpft, um mit demselben Aegypten zu befruchten.

Wie bei diesen ersten Bänden, dürfen wir auch bei den weiter folgenden die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß der Leser uns in allen Gegenden, die wir ihm vorführen, sein volles Interesse schenkt.

Diesen Bänden werden sich demnächst alle hervorragenden und interessanten geographischen **Reisen** und **Entdeckungen** neuerer und älterer Zeit anschließen.

Die Preise werden so wohlfeil gestellt, daß bei elegantester Ausstattung, meist mit Karten und Illustrationen, auch dem minder Bemittelten die Anschaffung möglich ist; und es eignet sich die Bibliothek der Reisen u. s. w. auch besonders zur Anschaffung für Lehrer, Schulbibliotheken und Lesecirkel.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.